This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

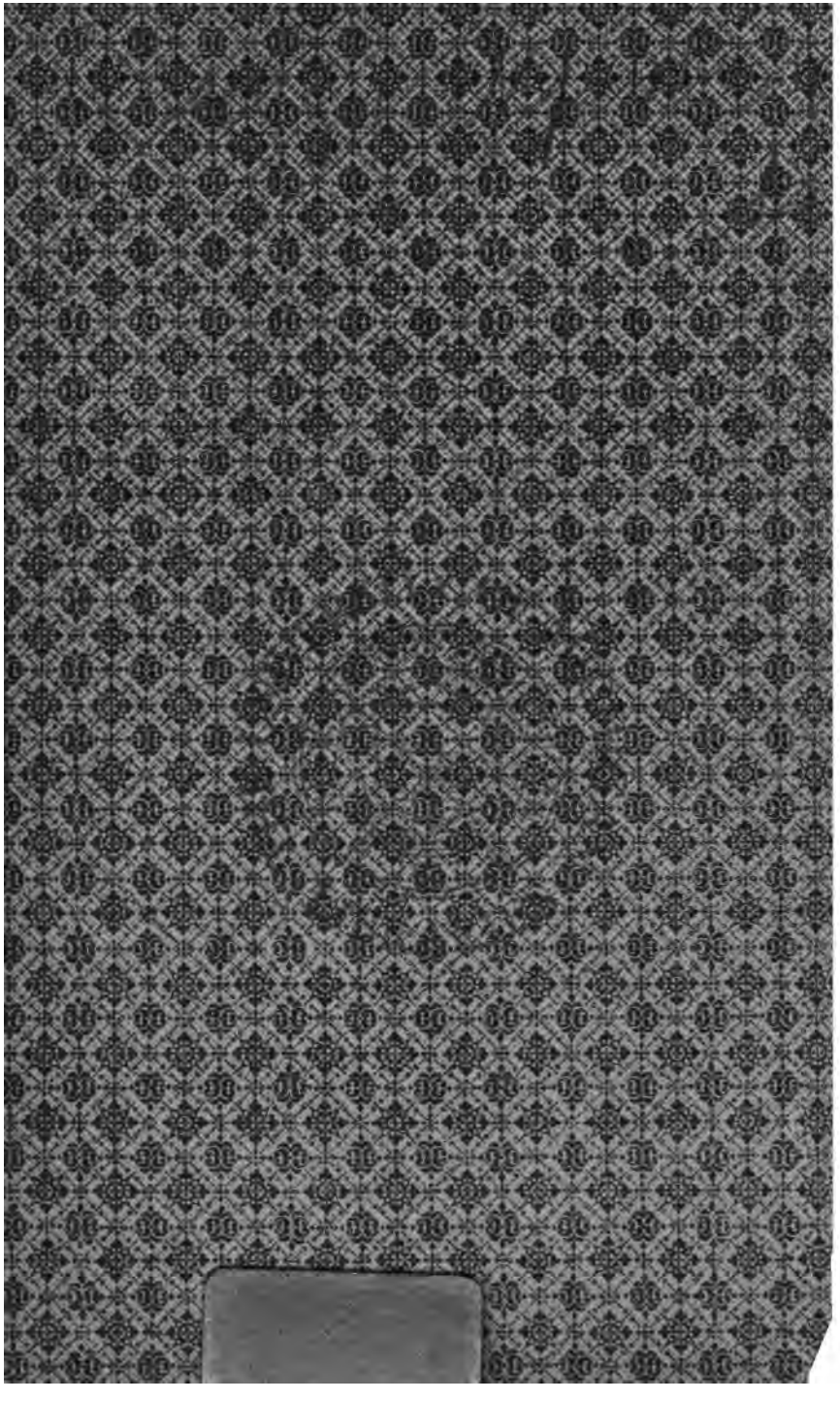
A 731,008 DUPL

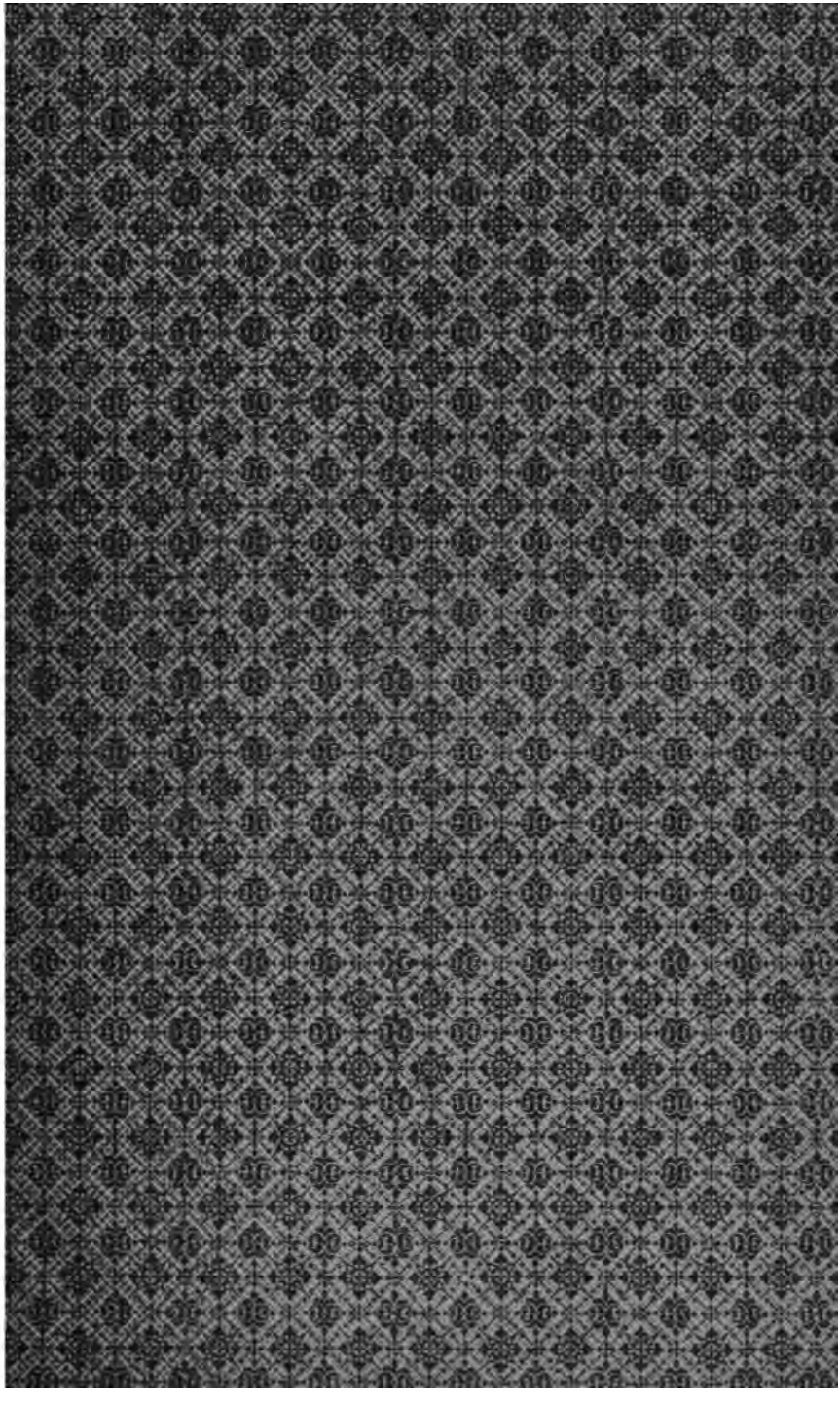
Prinzeß Wilhelm v. Preußen

geb. Prinzeß Marianne

von

Hessen-Homburg.





So du mit deinem Munde bekennest JEsum,
daß er der Herr sei und glaubest in deinem
Herzen, daß ihn Gott von den Todten auf-
erwecket hat, so wirst du selig.
Denn so man von Herzen glaubet, so wird
man gerecht, und so man mit dem
Munde bekennet, so wird man selig.
Röm. 10 v 9–10.

Zur freundlichen und gesegneten
Erinnerung an den 17 Mai 1886

von

Lw. 17 Mai 1886 E. und L. H.

E UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Prinzeß Wilhelm von Preußen,

geborne Prinzeß Marianne

von

Heſſen-Homburg.

Ein Lebensbild

aus den Tagebüchern und Briefen der Prinzeß.

Von

Wilhelm Baur.

Hamburg 1886.

Agentur des Rauhen Hauſes.

BIBLIOTHEK DES
DEUTSCHEN ZENTRALARCHIVS
ABT. MERSEBURG

DD
422
.M3
B35

Alle Rechte vorbehalten.

11347
24.7.67.

Dem Gedächtniß

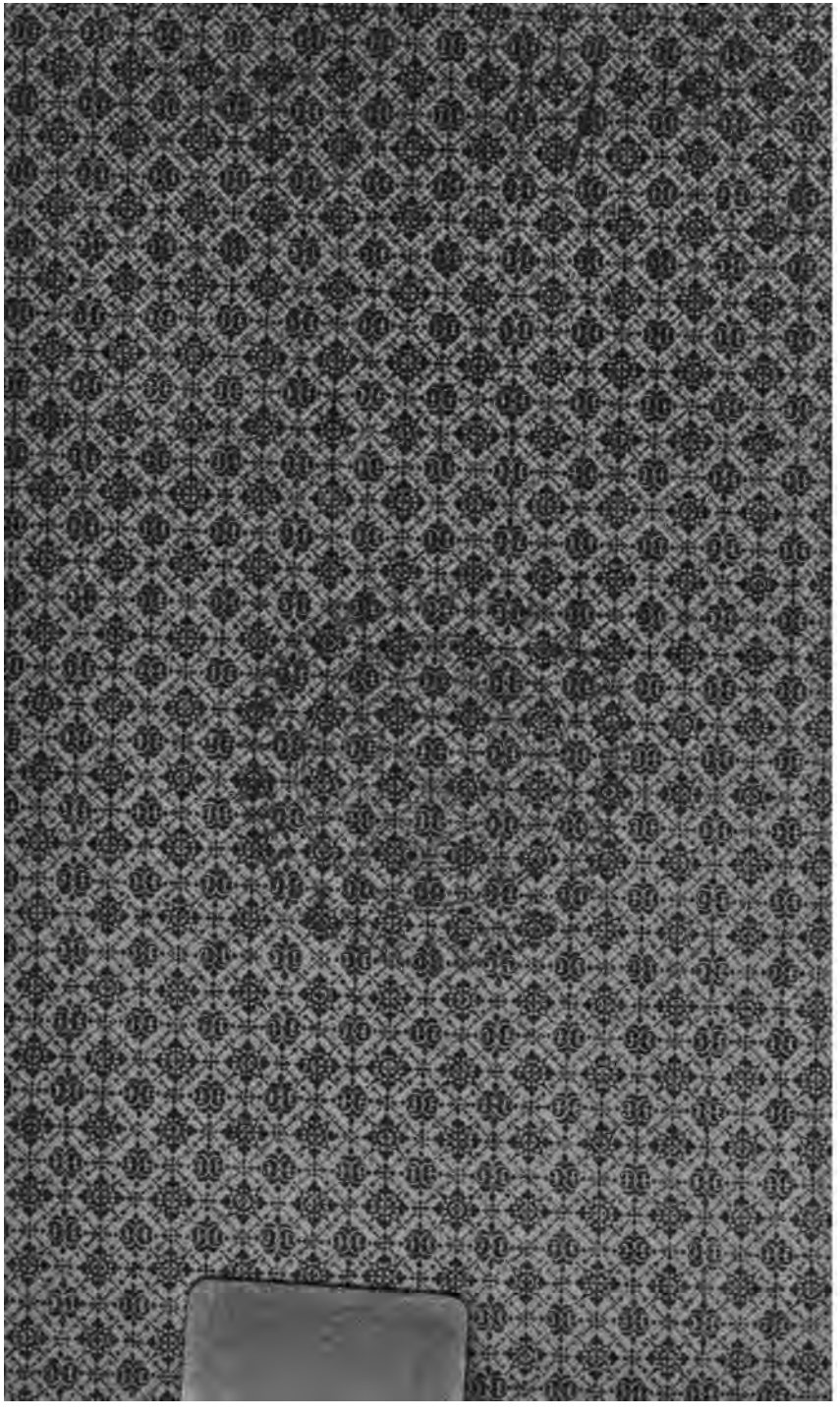
weiland Ihrer Königlichen Hoheit

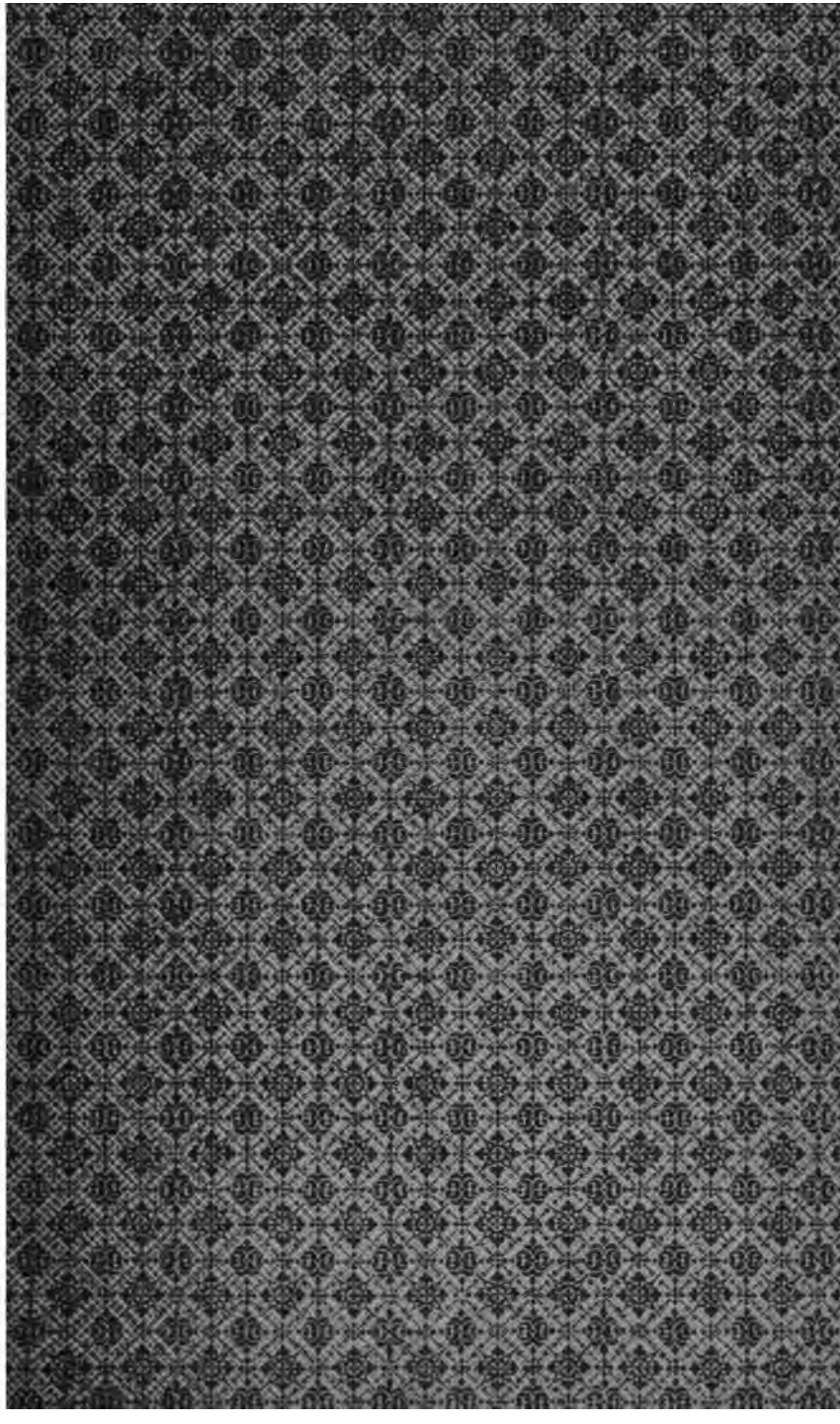
der

Frau Prinzeß Karl von Heſſen-Darmſtadt

gebornen Prinzeß Eliſabeth von Preußen.

Der verewigten Prinzeß Karl von Heſſen verdanke ich es, daß ich das Lebensbild ihrer Mutter veröffentlichen kann. Den weſentlichen Inhalt meines Buchs hat ſie dargeboten; meine Aufgabe war, ihm die Form zu geben. Als ich vor einem Menſchenalter anfing, in der Geſchichte der deutſchen Befreiungskriege den Spuren der Wiederbelebung des chriſtlichen Glaubens durch die Noth und die Errettung unſers Volks nachzugehen, fand ich eins der köſtlichſten Zeugniſſe für dieſes Erwachen in dem Briefwechſel der Prinzeß Wilhelm von Preußen mit dem Freiherrn vom Stein, welchen Pertz in Steins Leben mitgetheilt hat. Ich erkannte, daß ihr in den „Geſchichts- und Lebensbildern aus der religiöſen Erneuerung in den deutſchen Befreiungskriegen", die ich damals herausgab, eine der erſten Stellen gebühre. Durch die Huld ermuthigt, welche ihre Tochter ſchon in den Jugendjahren meiner paſtoralen Thätigkeit mir geſchenkt hatte, bat ich ſie, mir die Quellen für das Leben der Mutter aufzuſchließen. Sie hat mir denn möglich gemacht, dasſelbe wenigſtens bis zum Jahre 1815 in ſeinen Hauptzügen zu zeichnen. Später hatte ich den lebhaften Wunſch, auch das ſpätere Leben der Prinzeß Wilhelm, namentlich ihre Häuslichkeit, Frömmigkeit und Barmherzigkeit, zu ſchildern. Auch hierfür hat mir die Tochter werthvolle Beiträge gegeben. Dieſe neuen „Züge aus dem Leben der Prinzeß Wilhelm" habe ich in der „Neuen Chriſtoterpe" 1881 veröffentlicht. Mittlerweile waren mir auch von andrer Seite Briefe der Prinzeß in die Hände gekommen, und bei einem Beſuche in Schloß Fiſchbach, wo ihr geiſtiger Nachlaß auf-





So du mit deinem Munde bekennest JEsum,
daß er der Herr sei und glaubest in deinem
Herzen, daß ihn Gott von den Todten auf-
erwecket hat, so wirst du selig.
Denn so man von Herzen glaubet, so wird
man gerecht, und so man mit dem
Munde bekennet, so wird man selig.
Röm. 10 v 9–10.

Zur freundlichen und gesegneten
Erinnerung an den 17 Mai 1886

von

Lw. 17 Mai 1886 E. und L. H.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Prinzeß Wilhelm von Preußen,

geborne Prinzeß Marianne

von

Hessen-Homburg.

Ein Lebensbild

aus den Tagebüchern und Briefen der Prinzeß.

Von

Wilhelm Baur.

Hamburg 1886.

Agentur des Rauhen Hauses.

BIBLIOTHEK DES
DEUTSCHEN ZENTRALARCHIVS
ABT. MERSEBURG

DD
422
.M3
B35

Alle Rechte vorbehalten.

11317

804324-190

Dem Gedächtniß

weiland Ihrer Königlichen Hoheit

der

Frau Prinzeß Karl von Heſſen-Darmſtadt

gebornen Prinzeß Eliſabeth von Preußen.

Der verewigten Prinzeß Karl von Heſſen verdanke ich es, daß ich das Lebensbild ihrer Mutter veröffentlichen kann. Den weſentlichen Inhalt meines Buchs hat ſie dargeboten; meine Aufgabe war, ihm die Form zu geben. Als ich vor einem Menſchenalter anfing, in der Geſchichte der deutſchen Befreiungskriege den Spuren der Wiederbelebung des chriſtlichen Glaubens durch die Noth und die Errettung unſers Volks nachzugehen, fand ich eins der köſtlichſten Zeugniſſe für dieſes Erwachen in dem Briefwechſel der Prinzeß Wilhelm von Preußen mit dem Freiherrn vom Stein, welchen Pertz in Steins Leben mitgetheilt hat. Ich erkannte, daß ihr in den „Geſchichts- und Lebensbildern aus der religiöſen Erneuerung in den deutſchen Befreiungskriegen", die ich damals herausgab, eine der erſten Stellen gebühre. Durch die Huld ermuthigt, welche ihre Tochter ſchon in den Jugendjahren meiner paſtoralen Thätigkeit mir geſchenkt hatte, bat ich ſie, mir die Quellen für das Leben der Mutter aufzuſchließen. Sie hat mir denn möglich gemacht, dasſelbe wenigſtens bis zum Jahre 1815 in ſeinen Hauptzügen zu zeichnen. Später hatte ich den lebhaften Wunſch, auch das ſpätere Leben der Prinzeß Wilhelm, namentlich ihre Häuslichkeit, Frömmigkeit und Barmherzigkeit, zu ſchildern. Auch hierfür hat mir die Tochter werthvolle Beiträge gegeben. Dieſe neuen „Züge aus dem Leben der Prinzeß Wilhelm" habe ich in der „Neuen Chriſtoterpe" 1881 veröffentlicht. Mittlerweile waren mir auch von andrer Seite Briefe der Prinzeß in die Hände gekommen, und bei einem Beſuche in Schloß Fiſchbach, wo ihr geiſtiger Nachlaß auf-

bewahrt wird, hatte die Tochter die Freudigkeit, mir die Briefe der Prinzeß Wilhelm an ihre Mutter von ihrer Verheirathung bis zum Tode der Mutter anzuvertrauen. Sie gewährte mir damit für die wichtige Zeit von 1804 bis 1821 einen sichern Faden der Erzählung. Aus anderm Briefwechsel machte sie mir Auszüge. Auf diese Weise war ein so reicher Stoff in meine Hände gekommen, daß ich mich getrieben fühlte, die früheren Mittheilungen mit dem neuen Besitz in einem besondern Buch zu vereinigen und dasselbe zum hundertjährigen Geburtstag der Prinzeß Wilhelm herauszugeben. Die Bitte, welche meine hohe Gönnerin bei meinen frühern Veröffentlichungen mir gerne gewährte, daß sie mein Manuscript vor dem Druck durchsehen möge, konnte ich nicht mehr aussprechen, und die Freude, mein Buch als kleinen Dank ihr zu überreichen, ward mir versagt. Am 21. März d. J. ward die Prinzeß Karl von Hessen aus dieser Zeitlichkeit heimgerufen, am 25. März haben wir ihrem Pilgerkleid das Geleite nach der Gruft auf der Rosenhöhe bei Darmstadt gegeben, wo sie stille Sommertage zu verleben gewohnt war. Mir blieb nur die Aufgabe, mein Buch so zu schreiben, als wenn ich es der Lebenden noch überreichen dürfte, und jetzt bleibt mir nur die Pflicht, dasselbe ihrem Gedächtniß zu widmen.

Wie oft habe ich bei der Vergleichung des Bildes der Tochter, das mir im Leben nahe getreten war, mit dem der Mutter, das ich aus ihren Briefen und Tagebüchern gewann, die mütterlichen Züge in denen der Tochter wiedererkannt! Ward die Mutter, als sie aus dem kleinen Homburg nach dem großen Berlin zog, dem mächtigen Preußenlande zum Segen, so sind im Lande der Hessen die Segensspuren, welche die Tochter, aus dem großen Berlin in das kleine Darmstadt übergesiedelt, zurückgelassen, deutlich zu erkennen. Wie einst die Mutter in Preußen jeder grünen Saatspitze geistlichen Lebens, die aus dem Schnee des Rationalismus hervorkeimte, sich freute, so entdeckte und pflegte die Tochter in Hessen mit Wonne jeden Anfang gläubiger Predigt und christlicher Gemeinschaft. Zum ver-

borgenen Leben mit Christo in Gott, zum stillen Genuß des innigen Familienlebens und der schönen Natur waren beide geneigt; während die Mutter durch den Drang der Zeit auch ins öffentliche Leben gestellt ward, bewahrte die Tochter bis zu ihrem Heimgang die Zurückgezogenheit des Lebens, welche schon vor ihrer Wittwenschaft durch den Sinn ihres Gemahls Förderung fand. Nur in Einem scheute sie wie ihre Mutter die Öffentlichkeit nicht: mit der Gemeinde der Gläubigen bekannte sie ihren Herrn und Heiland im Gottesdienste der Kirche und des Lebens. So sahen wir sie fast fünfzig gesegnete Jahre im Kirchstuhl und am Altar, auf den Festen der Heidenmission und der inneren Mission mitten in der großen festlichen Gemeinde. Mit zartem, mütterlichem Sinne wußte sie die jungen, geistlichen Kräfte, welche ihre Flügel versuchten, zu ermuntern. Wenn ein Missionsfest gehalten wurde, anfangs nur auf Dörfern, dann auch in der Residenz, und wenn „die Gebildeten unter den Verächtern" des christlichen Glaubens sich fern hielten oder spotteten, — die Prinzeß erschien mitten unter dem feiernden Christenvolke und hörte das volle Rauschen des wiedererwachten geistlichen Volksgesangs. Die Rettungshäuser im Großherzogthum hat sie mitgründen helfen. Das Diakonissenhaus Elisabethenstift war ihre liebste Stiftung und geistliches Daheim. In den letzten Jahren wandte sie den Sonntagsschulen und der Fürsorge für die alleinstehende weibliche Jugend ihre volle Theilnahme zu. Sie erschien in den Versammlungen, um die Helferinnen und die Jugend zu ermuntern. Auf dem Grund und Boden ihres Gartens hat sie diesem Werk, das die Kleinen pflegen und die Heranwachsenden bewahren will, eine eigene Heimstätte gebaut. Wer durch lebendige Predigt, guten Rath, tüchtige That im Reiche Gottes etwas wirkte, der fand bei ihr Zutritt und durfte, unter der Holbeinschen Madonna sitzend, mit ihr über den ewigen Grund und den geschichtlichen Fortschritt des Gottesreichs sich besprechen. Wie ihre Mutter sah sie das Erscheinen im fürstlichen Glanz nur als gelegentliche Pflicht an, ihre Herzens-

neigung ging auf Einfalt und Stille des Lebens. Um wie eine Fürstin wohlthätig sein zu können, bewahrte sie für sich selbst die schlichteste Genügsamkeit. Still, schlicht und einfach ging es, so viel es von ihrem Wunsch abhing, auch bei ihrer Leichenfeier zu. Keine Predigt, die etwa zur Lobeserhebung hätte versuchen können! Der treue Seelsorger, der ihr lange Jahrzehnte nahe gestanden, las nur das Wort der Schrift, betete und segnete. Die Diakonissen, ihre lieben Pflegetöchter, sangen ihre Lieblingslieder: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir“ und „Ach bleib mit deiner Gnade bei uns Herr Jesu Christ“. So war die Feier geordnet. Aber vom Sterbehaus bis zur Gruft, durch die ganze ausgedehnte Stadt, war alles Volk auf den Straßen und an den Fenstern, um der geliebten Prinzeß Karl, der Bekennerin ihres Heilands, der Mutter des Landes den letzten trauernden, dankenden Blick nachzusenden.

Für die große Huld, die ich ein Menschenalter lang von der Verewigten empfangen, bringe ich durch dies Buch geringen Dank. Ich habe die Zuversicht, daß die Mutter, die aus Hessen nach Preußen, und die Tochter, die aus Preußen nach Hessen gezogen, in Gemeinschaft der Liebe, die nimmer aufhört, vom Himmel her betend, segnend auf Hessen, Preußen und das ganze Deutschland herabsehen, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß das Lebensbild der Prinzeß Wilhelm als das Bild einer unsrer edelsten und frömmsten fürstlichen Frauen auch in meiner unvollkommnen Zeichnung in den fürstlichen Schlössern und den bürgerlichen Häusern des deutschen Vaterlandes willkommen sein werde. Giebt Gott meinem Buche gesegneten Ausgang und Eingang, und bieten mir Freunde aus ihrem Schatz Reliquien der Prinzeß, so gelangt vielleicht in Zukunft die Zeichnung des Bildes zu größrer Vollkommenheit.

Am hundertjährigen Geburtstag der Prinzeß.

Wilhelm Baur.

I.

Die Ahnen.

Im Schloß zu Fischbach in Schlesien, der Lieblingswohnung der Prinzeß Wilhelm, ist ein Gemach, das uns wie eine Kapelle anmuthet. Einst der stille Ort, an welchem die fürstliche Frau mit Lesen und Schreiben, Betrachtung und Gebet ihr innerstes Leben lebte, birgt der Raum heute ihren geistigen Nachlaß, der nach Jahren geordnet in den Schränken sorgfältig aufbewahrt wird. Von gemalten Fenstern schauen heilige Bilder den Eintretenden an, der Heiland selbst — zu seiner Seite eine edle Frauengestalt in blauem Mantel mit goldner Fürstenkrone — die heilige Elisabeth. Sie ist vom Vater und von der Mutter her die Ahnfrau der Prinzeß. Sie ist zugleich ihr Vorbild in jener Tugend, welche der deutsche und christliche Sinn vor andern an den Fürstinnen sucht. Milde haben die Dichter in den Tagen der heiligen Elisabeth diese Tugend genannt, Freigebigkeit, Wohlthätigkeit, Barmherzigkeit nennen wir sie heute. Diesem Vorbild hat Prinzeß Marianne in christlicher Freiheit und persönlicher Eigenart nachgetrachtet. Welch ein Unterschied zwischen der Landgräfin von Thüringen und der hessischen Landgrafentochter bei gleicher Stärke der gläubigen Hingabe an Gott und der liebreichen Fürsorge für die Menschen! Dort das Lebensideal der mittelalterlichen Kirche in vollkommen-

ſter weiblicher Ausgeſtaltung, hier die deutſche evangeliſche Fürſtin, wie ſie nur aus der Kirche der Reformation hervor wachſen konnte. Das ungariſche Königskind ward mit vier Jahren aus dem Vaterland und Vaterhaus fernhin an den Hof ihres künftigen Gemahls gebracht; die heſſiſche Fürſtentochter war ihre ganze Jugend lang liebend und geliebt in dem wärmſten Leben des elterlichen Schloſſes geborgen. Das Kind auf der Wartburg ſpielte mit den Kindern vor der Schloßkapelle nicht kindlich frei, ſondern mit der geheimen Abſicht, einen Augenblick zur Heiligung ihres Spiels in die Kirche zu ſchlüpfen oder Wände und Schwelle derſelben zu küſſen; in unbefangenſter Kinderluſt ergab ſich das Homburger Kind dem friſchen Spiel mit andern Kindern. Die Landgräfin Eliſabeth hat die Führung ihrer Seele willenlos einem finſtern, herrſchſüchtigen Mönch überlaſſen; die Prinzeß Marianne hat die Reife ihres geiſtlichen Lebens durch jede lebendige Verkündigung des göttlichen Wortes und jede Gemeinſchaft mit gläubigen Chriſten, die Gott ihr ſchenkte, gefördert. Zu der Vollkommenheit, welche die mittelalterliche Heilige erſtrebte, gehörte auch das Freiwerden von der mütterlichen Liebe zu den Kindern: ſie dankte Gott, daß ihre Kinder ihr nicht mehr ſeien als andre Nebenmenſchen; die Fürſtin, welche in den ernſten Tagen der Erniedrigung und der Erhöhung ihres Volks zu vollem Chriſtenglauben und heißer Vaterlandsliebe gereift war, hat der Erziehung ihrer Kinder zu chriſtlicher und vaterländiſcher Jugend ihre ganze mütterliche Sorgfalt gewidmet. Wir haben keine Kunde, daß die heilige Eliſabeth den Dichtern ihrer Zeit gelauſcht und doch waren der größte Epiker, Wolfram von Eſchenbach, und der größte Lyriker, Walther von der Vogelweide, auf der Wartburg willkommene Gäſte geweſen und doch haben es beide verſtanden, der Welt Falſchheit und Gottes ewige Liebe zu preiſen, ja Walthers Lied war zu den Ohren ihres jugendlichen Gemahls gedrungen und hatte

ihn zum Kreuzzug ermuntert; dagegen hat Prinzeß Wilhelm die erſten Jahre ihrer Ehe mit Wonne gebraucht, um mit dem Gemahl einen tiefen Trunk aus dem wieder ſprudelnden Born deutſcher Poeſie zu thun. Um der Himmelskrone willen glaubte Eliſabeth das Auge von den Geſchicken des Vaterlandes abwenden zu dürfen; gottgefälliges Leben erſchien der Fürſtin aus der Zeit unſerer Befreiungskriege auch die Liebe zum Vaterlande, im Kampf um ſeine Freiheit ſtand ſie, die demüthige und ſtille Frau, mit den Helden der Staatenlenkung und Kriegsführung durch hohe Geſinnung und opferfreudige Arbeit in ebenbürtiger Gemeinſchaft.

Als Eliſabeth auf der Wartburg an der Seite ihres Gemahls Ludwigs IV. (1216—1227) die Fürſtenkrone trug, war Heſſen mit Thüringen vereinigt. Ludwig ſtarb auf dem Kreuzzug bei Otranto, im Herbſt 1227; ſein Sohn Hermann II. 1242; ſein Bruder Heinrich Raspe 1247. Nun lebte noch eine Tochter der heiligen Eliſabeth, Sophie, mit Heinrich dem Großmüthigen, Herzog von Brabant, vermählt. Sie hatte einen Sohn, um ſeiner Minderjährigkeit willen Heinrich das Kind genannt. Adel und Städte in Heſſen erklärten ſich für ihn. Nach langjährigem Erbfolgekriege ward er 1262 als ſelbſtändiger Landgraf und Fürſt von Heſſen anerkannt. Er iſt der Stammvater der heſſiſchen Fürſtenhäuſer. — Wir laden unſere Leſer ein, von Heinrich dem Kinde an die Reihe der Ahnenbilder, wenn auch nur flüchtig, zu durchwandern, an deren Ende wir das edle Bild unſrer Prinzeß finden. Mancher Zug deſſelben wird uns den Eindruck geben, daß ſie aus der Väter Geſchichte das Beſte in ihr eigenes Leben aufgenommen hat. — Unter den heſſiſchen Landgrafen ragt Philipp der Großmüthige (1504—1567) hervor. Als eben Luthers Theſen die Chriſtenheit in lebhafte Erregung verſetzt hatten, ward der vierzehnjährige Fürſtenſohn für volljährig erklärt und ſah ſich im Beſitze der geſammten

hessischen Länder, an der Spitze des mächtigsten mitteldeutschen Staates. Auf demselben Reichstag zu Worms, auf welchem Kaiser Karl V. ihn mit der Landgrafschaft Hessen belehnte, hat er von Luthers Person und Werk einen tiefen Eindruck empfangen. Er ward neben dem Kurfürsten von Sachsen der einflußreichste und muthigste Vorkämpfer der Reformation, wie durch die evangelische Umgestaltung des Kirchenwesens im eigenen Lande, so durch die protestantische Vertheidigung der neuen Ordnung gegen den Kaiser und die mit ihm verbundenen römisch gesinnten Fürsten. Luther war seines Lobes voll: „daß er ein frommer, verständiger und freudiger Herr wäre, der in seinem Lande guten Frieden hielte, ein Kriegsmann und ein Arminius, von Person klein, aber im Rath und Verstand mächtig und glückselig, der die Lehre des Evangelii bekannt, sonst hätte er können des Kaisers und des Papstes lieber Sohn werden." Hat er durch den Mangel an durchdringender Heiligung des Lebens, der ihn zu der berüchtigten, unseligen Doppelehe führte, den guten Namen der Reformation geschädigt, so hat er durch die langjährige Verbannung aus seinem Lande und Gefangenschaft in Holland, welche römischer Trug über ihn brachte, auch für seinen Glauben schwer gelitten. Er hinterließ vier Söhne. „Es bedeuchte uns das Beste für sie sein, sagte er in seinem Testament, daß sie bei einander haushielten wie die Herren von Weimar thun, und das Land nicht theilten." Für den Fall aber, daß sie nicht bei einander wohnen könnten oder wollten, hat er selbst die Theilung angeordnet. Aus dieser Anordnung sind die vier Linien: Kassel, Marburg, Rheinfels und Darmstadt entstanden. Dem jüngsten Sohne, Georg I. (1567—1596), fiel Darmstadt zu und nach dem Tode seines Bruders Philipp ein großer Theil des Rheinfelsischen Erbes. Den Namen des „Frommen" führte er nicht als leere Zier: die Bibel hat er neunmal durchgelesen, für

Kirchen und Schulen, Pfarrer und Lehrer, die Armen und Waisen treulich gesorgt. Und diese Frömmigkeit hinderte nicht, sondern förderte sein gutes Regiment und seine kluge Wirthschaftlichkeit. Georgs I. Sohn war Ludwig V. (1596—1626), wegen seines festen Stehens bei dem Kaiser, auch während des dreißigjährigen Krieges, „der Getreue" genannt. Seine Frömmigkeit trieb ihn nach dem Tod seiner Gemahlin zu einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, auf welcher er indeß nur bis Malta gelangte, sein sittlicher Ernst zur Stiftung eines fürstlichen Mäßigkeitsvereins, durch welchen er der Trunksucht der hohen Herren zu steuern suchte. Es gelang ihm, mit seinen jüngern Brüdern Philipp und Friedrich ein Erbstatut zu vereinbaren, nach welchem er hinfort als alleiniger Herr regierte und seine Brüder durch bestimmte Einkünfte entschädigte. Friedrich, der jüngere, erhielt jährlich 20,000 Gulden. Im Jahre 1622 wurde ihm, gegen Abzug von 5000 Gulden, Schloß und Amt Homburg erb- und eigenthümlich von seinem Bruder Ludwig zuerkannt. Nur die vornehmsten Gerechtsame landesfürstlicher Oberhoheit behielt der regierende Herr sich vor. Das Amt Homburg, am nordöstlichen Fuße des Taunus, welcher im Volksmund nur die Höhe hieß, in der Wetterau gelegen, bestand aus der kleinen Stadt mit dritthalb tausend Einwohnern und den vier Dörfern Obersteden, Köppern, Seulberg und Gonzenheim. Auf diesem kleinen Grund und Boden erwuchs der Fürstenstamm, dessen Wachsthum mit einer Krone schloß, wie kaum je ein edles Geschlecht.

Auf den Stifter der Linie Hessen-Homburg, Friedrich I. (1622—1638), folgte sein Sohn Wilhelm Christoph (1638—1681). Er war ein Freund der Dichtkunst und gehörte unter dem Namen „der Geschmückte" der „fruchtbringenden Gesellschaft", einem in Weimar gestifteten Dichterorden an, der das Verdienst hatte, nicht allein die Sprache von Fremdwörtern,

sondern auch die Sitte von Rohheiten zu reinigen. Dauernder als die dichterischen Lorbeeren des Poetenfreundes waren die kriegerischen, welche sein Bruder und Nachfolger in der Landgrafschaft, Friedrich II. (1681—1708), sich erwarb. Die Geschichte Preußens bezeichnet als einen der entscheidenden Tage für die Größe des Hohenzollernstaates den Tag des Siegs von Fehrbellin (1675) und mit diesem Siege ist der Name des Prinzen von Homburg unauflöslich verknüpft. Zu dem Ruhm, den die sonnenklare Geschichte dem Prinzen zuerkannt, hat Heinrich von Kleist den geheimnißvollen Zauber der Dichtung gefügt. „Der Prinz von Homburg" des Dichters ist eine so große That auf dem Felde dramatischer Kunst, als der Reitersieg des Prinzen auf dem Schlachtfeld. Aber wer von dem Gedichte zur Geschichte kommt, welch seltsame Ueberraschung muß er erleben! Der Kriegsheld, den uns der Dichter als jugendlichen Nachtwandler vorführt, hat am hellen Tag schon ein reiches Leben gelebt. Im Dienst derselben Schweden, gegen welche er bei Fehrbellin gesiegt hat, ist er zwanzig Jahre vorher schon General gewesen, in demselben schwedischen Kriegsdienst hatte er vor sechszehn Jahren ein Bein verloren, welches er durch ein künstliches sich ersetzen ließ. Als der Prinz „mit dem silbernen Beine" ist er ins Feuer von Fehrbellin geritten. Auch sonst war sein Leben und Wirken nicht, was man „romantisch" nennt. Als Achtundzwanzigjähriger vermählte er sich mit der achtundfünfzigjährigen Wittwe des Grafen Oxenstjerna, einer gebornen Gräfin Brahe, die ihm keine Kinder, aber reiche Mittel zubrachte. Er kaufte mit denselben große Güter im Gebiete des Kurfürsten von Brandenburg. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin trat er durch eine neue Ehe dem Kurfürsten auch verwandtschaftlich nahe. Er vermählte sich mit einer Base desselben, der vierundzwanzigjährigen Prinzessin von Curland (1670), die ihm sieben Töchter und sechs Söhne

gebar. Im Zusammenhang mit dieser Ehe und seinen Beziehungen zum brandenburgischen Hause steht sein Übertritt von der lutherischen zur reformirten Confession. Auch seine dritte Gemahlin, eine geborne Gräfin Leiningen-Westerburg und verwittweten Gräfin Leiningen-Dachsburg, schenkte ihm zwei Söhne. Seit 1681, als seinem ältesten Bruder auch der zweitälteste im Tode gefolgt war, regierte er die kleine Landgrafschaft. Er hat zum Glanze seines Hauses und zum Wohl seiner Unterthanen Großes gethan. Das jetzige Schloß zu Homburg mit dem weißen Thurm hat er erbaut, die Stadt vergrößert und verschönert, vertriebenen französischen Reformirten und Waldensern, welche nachher die Orte Friedrichsdorf und Dornholzhausen angelegt haben, Zuflucht gewährt, Gewerbe und Ackerbau gefördert. Unter dem Namen „der Klebrichte" hat auch er der „fruchtbringenden Gesellschaft" angehört. — Sein Sohn und Nachfolger Friedrich III. (1708—1746) widmete sich wie der Vater dem Kriegsdienst. Als holländischer General machte er vierzehn Schlachten und Belagerungen mit. Auch darin glich er seinem Vater, daß er über dem Dienste in einem fremden Staat die Fürsorge für sein kleines Land nicht versäumte. Er schenkte ihm ein Armen- und Waisenhaus. Auch war er der erste unter den homburgischen Fürsten, der die bis heute fortgesetzten Ausgrabungen nach römischen Alterthümern in der Umgegend von Homburg begann. — Ihm folgte sein Neffe Friedrich IV. (1746—1751). In frischer Jugend schon von seinem siebzehnten bis einundzwanzigsten Jahre, hat er unter dem großen Friedrich von Preußen die schlesischen Kriege mitgemacht. Als der zweiundzwanzigjährige Prinz dann zur Regierung berufen ward, verlangte die Darmstädter Regierung wider Recht und Herkommen und trotz der Anerkennung, welche der Kaiser und die Fürsten ihm schon gewährt, die Vormundschaft zu führen und gab dem Verlangen durch Gewalt Nach-

druck. In dieser bedrängten Zeit rief der Landgraf den berühmten Johann Jakob von Moser, der sich unter den schwierigen Verhältnissen des Würtemberger Landes in der Vertheidigung des Rechts und im Bekenntniß des Glaubens gleich unerschütterlich bewiesen hatte, an die Spitze der Geschäfte. Nur ein Jahr leitete er dieselben, von seinem Sohne Friedrich Karl von Moser unterstützt. Der Landgraf starb, ohne zum ruhigen Genuß seiner kleinen Herrschaft zu gelangen, schon im siebenundzwanzigsten Jahre. Ihm folgte, zunächst unter Vormundschaft seiner Mutter, Landgraf Friedrich V. (1751—1820), der Vater der Prinzeß Wilhelm von Preußen.

Die Mutter der Prinzeß war aus dem Hause der Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Zu diesem Stamm, von welchem Hessen-Homburg einst abgezweigt worden war, kehren wir darum zurück. Ludwig, der Getreue, dessen Sohn Friedrich wir als den ersten Landgrafen von Hessen-Homburg kennen gelernt, hatte in Hessen-Darmstadt seinen Sohn Georg II., den Gelehrten, zum Nachfolger (1626—1661). Er hatte vor dem achtzehnten Lebensjahre schon die heilige Schrift dreimal deutsch, zweimal lateinisch, einmal französisch und spanisch und während seiner siebenundfünfzig Lebensjahre überhaupt mehr als dreißigmal durchlesen. Im dreißigjährigen Kriege hielt auch er zum Kaiser. Aus den entsetzlichen Kriegsnöthen, die Freund und Feind über das Land brachten, stammt das im alten Darmstädtischen noch heute gebräuchliche Läuten der Glocken um 10, 12 und 5 Uhr, durch welches die Bevölkerung zum Gebet gerufen werden soll. Er stiftete das Gymnasium in Darmstadt und gab der Landeskirche eine verbesserte Kirchenordnung. Eine seiner Töchter war die Äbtissin von Quedlinburg, Anna Sophia, die der Christengemeinde treffliche geistliche Lieder geschenkt hat. Ludwig VI. (1661—1678) hatte auf seinen Reisen in Holland die Glockenspiele lieb gewonnen und ließ

auf einem Thurme seines Schlosses in Darmstadt sich auch ein solches Spiel einrichten und die geistlichen Lieder, die es spielte, gereichten ihm zu Freude und Trost. Wie er selbst Mitglied der „fruchtbringenden Gesellschaft" war und die Psalmen in deutsche Reime brachte, so war seine älteste Tochter, Magdalena Sibylla, Herzogin von Würtemberg, Dichterin geistlicher Lieder und Verfasserin des Gebetbuches „das mit Jesu gekreuzigte Herz." Die Sonntagsfeier förderte er durch Schließung der Stadtthore während des Gottesdienstes und gegen das „Tabaktrinken", das viele Brände verursacht hatte, erließ er eine Verordnung. Auf Ludwig VII., der jung und plötzlich starb, folgte Ernst Ludwig (1678–1739). Die französische Mordbrennerei Ludwigs XIV. drang in der Zeit seiner Regierung auch ins Darmstädtische. Gleichwohl führte er im Geschmack des französischen Königs Bauten auf, die seine Mittel überstiegen. Die Waldenser ließ er in seinem Gebiete vier Dörfer gründen. In der Weise seiner Zeit gerieth er in die Goldmacherkunst hinein, mit welcher er viel verlor und nichts gewann. — Ihm folgte sein Sohn Ludwig VIII. (1739—1768). Er war ein großer Freund der Jagd, lebte meist auf seinem Jagdschloß Kranichstein, fuhr mit einem Gespann von sechs Hirschen und belohnte seine Jäger mit Hirsch- und Sauducaten. Er hatte sich nach Darmstädtischer Überlieferung im siebenjährigen Krieg, wie seine Ahnherrn im dreißigjährigen, zum Kaiser gehalten und war in dessen Dienst bis zur Würde eines Generalfeldmarschalls emporgestiegen. Als Kaiser Joseph II. im Jahre 1764 zur Krönung nach Frankfurt a/M. reiste, begrüßte ihn der Landgraf im Wald bei Heusenstamm, eine Begegnung, die auch durch Goethe's Schilderung denkwürdig geworden ist. An eine Fichte gelehnt hielt der greise Landgraf seine Unterredung mit dem Kaiser. Dieser erklärte den Landgraf für seinen besten Freund, der Landgraf pries den Tag

der Begegnung mit seinem kaiserlichen Herrn als den schönsten Tag seines Lebens. Er kehrte nach dieser Begegnung noch für vier Jahre zu seinem Waidwerk zurück. Ihm ward die Freude noch zu Theil, seine Enkelin, die Mutter der Prinzeß Wilhelm, an den Landgrafen von Homburg verlobt zu sehn.

Sein Sohn war Ludwig IX., „der Pirmasenser", wie ihn die volksthümliche Erinnerung nennt, von dem Orte Pirmasens in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, den er durch seine Soldaten-Liebhaberei berühmt gemacht. Diese Grafschaft hatte sein Vater durch Heirath mit einer Erbtochter erworben und dem Sohne schon früh übergeben. Von Buxweiler aus, der Residenz der Grafschaft, warb Erbprinz Ludwig um die Prinzeß Caroline von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, welche mit ihrer verwittweten Mutter in Bergzabern wohnte und führte sie heim. Sie ist die nachher so berühmt gewordene „große Landgräfin". Ihrem Gemahl ging das Soldatenleben über alles. Eine Zeit lang diente er im französischen Heer, welcher Dienst ihm darum nahe lag, weil ein Theil seiner Grafschaft unter französischer Oberhoheit stand. Dann aber trat er aus und begann selbständig in seinem kleinen Dorfe Pirmasens, welches auf deutschem Grund und Boden lag, sein Soldatenwesen. Aber auf die Länge wollte ihn sein Pirmasenser Spiel nicht genügen. Er wandte seine Gedanken schon bei Lebzeiten seines kaiserlich gesinnten Vaters nach Preußen. Und während er im ganzen Stil seines Lebens und namentlich in seiner einseitigen Liebhaberei an großen Soldaten und in der pedantischen Einexerciererei an Friedrich Wilhelm I. von Preußen erinnert, diente er dem großen Friedrich mit solcher Hingabe, daß er sich als Regimentscommandeur einen langen Aufenthalt in Prenzlau in der Uckermark gefallen ließ. Beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges brachte er indeß seine Liebe zum Preußischen Dienst den Rücksichten zum Opfer, welche er auf

den kaiſerlich geſinnten Vater und auf die Grafſchaft Hanau-Lichtenberg zu nehmen hatte. Denn Frankreich hatte ſich mit Öſterreich verbunden und der größte Theil der Grafſchaft ſtand unter der Oberhoheit des franzöſiſchen Königs. Ludwig kehrte dann nach der Militärkolonie zurück, die er ſich in dem einzigen rein deutſchen Amte der Grafſchaft ſeit Jahren geſchaffen, nach Pirmaſens. Aus dem Dörfchen hatte er eine Stadt gemacht. Dort wohnte er in einem wohlgebauten Hauſe aus einem Geſchoß in der Nähe des Exercierhauſes, in welchem er bei jedem Wetter ſeine großen Grenadiere drillen konnte. Dorthin kehrte der Preußiſche General im Jahre 1757 aus Prenzlau zurück, von dort regierte er bis zu ſeinem Tode 1790 auch die Landgrafſchaft Heſſen-Darmſtadt, die ihm 1768 durch den Tod des Vaters zugefallen war. Seine Gemahlin hielt ſich, um die Intereſſen des Darmſtädter Landes wahrzunehmen, viel in Darmſtadt auf. Ihr müſſen wir, als der Großmutter unſrer Prinzeß, die durch Vermittlung der Mutter auch auf die Enkelin noch einwirkt, etwas näher treten.

Die „große Landgräfin“ — mit dieſem Namen, den ihr Goethe gegeben, leuchtet die Fürſtin in der deutſchen Geſchichte des vorigen Jahrhunderts. Friedrich der Große hat ſie mit ſeinem ſcharfen, tiefen Auge aus Hunderten herausgefunden. In einem Briefe an d'Alembert äußerte er, „er verehre die Kaiſerinnen Maria Thereſia und Katharina II., die Kurfürſtin Antonie von Sachſen und die Landgräfin Karoline von Heſſen als die vorzüglichſten fürſtlichen Frauen.“ Die Verehrung des Königs für die Landgräfin war ſo groß, daß er ſchon um ihretwillen auch für ihre Töchter das allergünſtigſte Vorurtheil hegte. Er betrieb zunächſt die Vermählung ihrer zweiten Tochter Friederike mit ſeinem Neffen und Thronfolger, dem nachmaligen Friedrich Wilhelm II. Dieſes Familienereigniß gab dann Veranlaſſung, daß die Landgräfin Berlin und Potsdam, mit

welchen Residenzen sie einst von der Garnison Prenzlau aus regen geistigen Verkehr gepflegt, wieder sah. Einige Jahre später vermittelte Friedrich mit großem Eifer durch eine sehr interessante Correspondenz mit seiner Freundin in Darmstadt, die Verheirathung einer andern Tochter derselben an den Großfürsten Thronfolger, Paul von Rußland. Die große Landgräfin machte, von der Kaiserin Katharina aufs Dringendste geladen und mit kaiserlichen Reisemitteln versehen, mit drei Töchtern die weite Reise von Darmstadt nach St. Petersburg. Dort fiel die Wahl auf die Prinzeß Wilhelmine. Indeß hat die edle, geistvolle Fürstin in dem brieflichen und persönlichen Verkehr mit dem König und der Kaiserin nicht etwa allein ihr Familieninteresse im Auge gehabt. Sie interessirte sich aufs Lebhafteste für die großen Angelegenheiten der Herrscher und der Völker, und was sie draußen gesehn und gehört, gelernt und erfahren, das suchte sie dem eigenen Lande als Wohlthat zuzuwenden. Sie war es, welche zweimal die Berufung Friedrich Karl von Moser's veranlaßte, des edelgesinnten, genialischen Staatsmannes: Berufungen, für welche freilich der soldatische Landgraf kein rechtes Verständniß hatte und welche für Moser selbst schmerzhaft endeten. Auch andere bedeutende Männer führte der hohe Sinn der Fürstin dem kleinen Hofe zu. Darmstadt war in ihren Tagen ein Heerd dichterischen und wissenschaftlichen Strebens. Im Mittelpunkt des literärischen Kreises stand der Kriegsrath Merck. Der Geheimrath von Hesse öffnete sein angesehenes Haus den schönen Geistern, in denen seine Frau und ihre Schwester Karoline Flachsland, Herders Braut, den besten Ton jener bedeutenden Periode unsers Geisteslebens anschlugen. Der Kreis der Männer ward erweitert durch Helfrich Bernhard Wenck, den Geschichtsforscher, Herrn von Schrautenbach, einen Hofcavalier bester Art, Leuchsenring, der Lehrer des Erbprinzen, den wegen

seiner sentimentalen Zwischenträgerei Goethe als „Pater Brey“ gegeißelt hat. Zu dem Frauenkreis gehörten die Erzieherin der Prinzessinnen, Fräulein Ravanel, die Hofdamen Fräulein von Ziegler und von Roussillon, jene von Goethe als „Lida“, diese als „Urania“ besungen. Die Landgräfin, umgeben von Menschen, welche in der Dichtung der großen zeitgenössischen Dichter lebten und webten, gab selbst ihrer Richtung auf das Beste, was die Zeit bot, vorbildlichen Ausdruck: sie veranstaltete die erste Ausgabe von Klopstocks Oden, sie erweckte in Wieland eine Dankbarkeit, die dieser bei ihrem Tode durch ein überschwänglich preisendes Epitaphium bezeugte, sie empfing in späteren Jahren auch den jugendlichen Schiller, Goethe, der leuchtende Held der wiedererwachten Dichtung, kam häufig von Frankfurt herüber, und fand an dem dortigen Hof einen Vorschmack dessen, was in Weimar sein wartete, und eine Brücke, die ihn nach dem Thüringer Lande führte. — Das reiche innere Leben der Landgräfin war von einem religiösen Hauch durchzogen. Leider fehlte ihrer Religion nach der Weise ihrer Zeit und Bildung die confessionelle Bestimmtheit. Sie war evangelisch genug, um auch gegen römisch-katholische Verdammung ihres Friedens in Gott gewiß zu sein, aber nicht protestantisch genug, um der griechisch-katholischen Forderung Widerstand zu leisten. Aus ihrem Briefwechsel mit der ihr befreundeten Fräulein von Zuckmantel, „réligieuse de la congregation de Notre-Dame,“ in Straßburg geht hervor, daß die elsäßische Freundin sich Sorge machte, die Landgräfin möchte um ihrer Religion willen der Verdammniß anheimfallen. Diese antwortet ihr aus Prenzlau: „Ist's auch in der Ordnung, meine liebe Zuckmantel, daß Sie mich verdammen? Sollte Ihre Religion eine so barbarische Vorschrift aufstellen? — Die meinige, im Gegentheil, überzeugt mich, daß man in allen Religionen sich retten kann. Sich Gotte weihen, die Beschlüsse seiner Vorsehung anbeten,

mit Ergebung Gutes und Böses erwarten, gegen seine Beschlüsse nicht murren, glauben, daß alles, was er thut, wohlgethan ist, ihn um sein selbst willen lieben, ohne von der Hoffnung auf Lohn oder von der Furcht vor Strafe sich bestimmen zu lassen, seinen Nächsten lieben, ihm zu dienen suchen, mag er Götzendiener oder Christ sein, das Gute thun um der Liebe zum Guten selbst willen — das ist mein Bekenntniß, das sind die Gefühle, in welchen ich leben und sterben will. Wenn meine Religion mir geböte, Sie zu verdammen, meine liebe Zuckmantel, so würde ich Sie auch beschwören, sie gegen die meinige zu vertauschen, aber ich bin überzeugt, daß Sie eben so gut werden selig werden als ich; eine so tugendhafte Seele wie Sie ist von Gott nicht geschaffen, um als Höllenbrand zu dienen. Ich gestehe Ihnen natürlich, daß ich keine große Vorstellung von allen denen habe, welche die Religion wechseln, sollten Sie von der Ihrigen zur meinigen oder von dieser zur andern übergehen: der Ehrgeiz, die Liebe, die Furcht, der Vortheil oder die Schwachheit, das sind in neunundneunzig Fällen die Beweggründe — gegen einen Fall, die den Glauben zum Führer hat oder zu haben glaubt. Ich liebe Sie mit Zärtlichkeit, meine liebe Zuckmantel, obgleich Sie mich versichern, daß ich in der andern Welt geröstet werde; es wird nichts daraus werden, wenigstens wird der Glaube, den ich ergriffen habe, nicht Ursache sein, daß ich Gesellschaftsdame des Teufels werde. Ich bin darüber in völliger Ruhe." Es ist das Bekenntniß des edelsten Rationalismus, das wir hier hören, ein praktisches Christenthum, das von dem Übertritt keinen ewigen Gewinn erwartet, ein Christenthum, das gelegentlich um eines zeitlichen Gewinnes willen sich überpraktisch erweist. Denn dem Verlangen der griechisch-katholischen Kirche, daß ihre Tochter, um sich mit dem Russischen Großfürsten Paul zu vermählen, übertrete, hat sie nicht widerstanden. Ihr Gemahl, wenn er überhaupt in dieser Angelegenheit das

entſcheidende Wort zu ſprechen geneigt geweſen wäre, hätte vielleicht ſein lutheriſches Bekenntniß kräftiger betont. Sie dagegen ſetzte nicht einmal der geiſtreich ſpielenden Art, mit welcher Friedrich der Große die Frage des Übertritts behandelte, den ſittlichen Ernſt entgegen, der ihr doch eigen war. Der König erinnerte daran, wie er den Fürſten von Anhalt-Zerbſt, als es ſich um die Vermählung der Prinzeß Katharina handelte, herumgebracht. Der habe auf alle Vorſtellungen nur geantwortet: meine Tochter nicht griechiſch werden. „Aber," ſo ſchreibt er der Landgräfin, „die zu ſeiner Freude ſolche Schwierigkeit nicht macht, „irgend ein Prieſter, den ich zu der Zeit zu gewinnen wußte, war gefällig genug, ihn zu überzeugen, daß der griechiſche Ritus dem der Lutheraner gleiche und er antwortete immerfort: Lutheriſch griechiſch, Griechiſch lutheriſch, das gehet an. Nach einigen Täuſchungen und nach einigen Jämmerlichkeiten dieſer Art reiſte ſeine Tochter nach Rußland ab und nun iſt ſie Kaiſerin und große Kaiſerin." Die confeſſionell unbeſtimmte Landgräfin handelte durch die Hingabe ihrer Tochter aus der evangeliſch-proteſtantiſchen an die griechiſch-katholiſche Kirche nicht ſchlimmer als andre Väter, Mütter und Töchter, die bei wiedererwachter größerer confeſſioneller Beſtimmtheit dennoch der Zumuthung des ruſſiſchen Kaiſerhauſes nachgegeben haben. Hoffen wir, daß die Erſtarkung des deutſchen und confeſſionellen Bewußtſeins auch die Ärgerniß erregenden fürſtlichen Confeſſionswechſel um der Heirath willen noch völlig aus der Welt ſchaffen werden. — Es lag indeß auch dieſes in der Weiſe der Zeit, daß die Landgräfin religiöſer war, als ſie ſchien. Am Tage vor ihrem Tode noch raffte ſie ihre Kraft zuſammen, um ihrem Gemahl ihren letzten Willen ſchriftlich kund zu thun. „Theuerſter und liebſter Gemahl! Meine letzte Stunde naht und ich danke Gott, daß er mich nach ſo vielem erlebten Glück auch noch des Glückes für werth hält, ſie mir anzukündigen. Das Dieſſeits liegt

hinter mir und ich ahne die Seligkeit des Jenſeits. Ich wünſche Ihnen und meinen lieben Kindern ein frohes Leben und das größte denkbare Glück, ein ruhiges, ſeliges Ende. Meine Chatoulle wird Ihnen Baron von Riedeſel einhändigen. Ich weiß, daß ſie in eine Hand kommt, die ſich ſo gern als die meinige den Dürftigen öffnet. Noch einen Wunſch habe ich, den letzten für dieſe Welt. Laſſen Sie mich mitten in der großen Baumgruppe des engliſchen Gartens beerdigen. Man wird dort eine Grotte finden, die außer mir nur ihrem Erbauer bekannt iſt. In ihr iſt die Stelle, wo ich ruhen will, und die ich größtentheils mit eigener Hand zugerichtet, mit einigen Steinen bezeichnet. Hier, an der Stelle, an die ich mich von dem Geräuſche des Hofes flüchtete, wo ſich meine Seele mit Gott unterhielt, dem ich bald von meinem Leben, das ich mit Ihnen, mein Gemahl, theilte, Rechenſchaft geben ſoll, hier, wo ich ſo oft Sie und meine Kinder dem Herrn befahl, hier, wo der Allmächtige alle meine Wünſche erhörte, hier will ich auch ruhen. Mein theuerſter Gemahl und Herr! ich erwarte Sie jenſeits des Grabes in einer beſſern Welt. Mein letzter Hauch gehört Ihnen." Es ſchmeckt der Wunſch, nicht auf dem Gottesacker der Gemeinde, ſondern einſam unter rauſchenden Bäumen beſtattet zu werden nach Rouſſeau. In ihrer Frömmigkeit war doch mehr als Rouſſeau. Man ſuchte die Grabſtätte, die ſie ſelbſt ſich bereitet hatte. Ein unterirdiſcher Gang führte zu einer Felſengrotte, in welche durch eine kleine Öffnung, die durch einen vorgelegten Stein verſchloſſen werden konnte, ſo viel Licht fiel als zum Leſen erforderlich war. Dort war das Ruhelager neben dem Grab. Zwiſchen den Steinen lagen Andachtsbücher, ſo Gellerts „geiſtliche Oden" und „Moral", auch religiöſe Betrachtungen, welche die Landgräfin ſelbſt geſchrieben. Dort ward ihr ſterblicher Leib zur Ruhe gebracht. Friedrich der Große, vom Hinſcheiden der Freundin tief bewegt, ſandte eine Urne von weißem

Marmor. Sie ſchmückt noch heute den Grabeshügel, der von Epheu dicht bedeckt, von mächtigen Bäumen beſchattet iſt. Sie hat die Inſchrift: „femina sexu, ingenio vir“, und am Fuß den Namen des großen Königs, der die große Landgräfin durch dies einfache Denkmal geehrt hat.

Die Tochter der Darmſtädter Fürſtin, Karoline, ward die Gemahlin Friedrichs V. Aus dieſer Ehe iſt unſre Prinzeß mit ihrer zahlreichen Geſchwiſterſchaar entſproſſen.

II.

Die Eltern.

Man iſt begierig, die Eltern von ſechs Söhnen und fünf Töchtern, die ſämmtlich auf ehrenvolle Weiſe ihre Namen in die Geſchichte der deutſchen Länder eingezeichnet haben, kennen zu lernen. Zunächſt wenden wir uns dem Vater zu. Wir gewinnen aus dem Gang ſeines Lebens und ſeiner geiſtigen Hinterlaſſenſchaft das Bild einer ächt chriſtlichen und deutſchen, wohlbegabten und ſorgfältig ausgebildeten, durchaus edlen und tüchtigen Perſönlichkeit. In einer Zeit, welche uns ſelbſt auf den Kanzeln der evangeliſchen Kirchen den evangeliſchen Glauben vermiſſen läßt, bewahrte der Landgraf eine aus der Bibel genährte Frömmigkeit, welche ihm unter andern die Freundſchaft Klopſtocks und Lavaters eintrug. Während an andern Höfen ſchlimme Ehen nicht zu den Seltenheiten gehörten und andre ſittliche Ärgerniſſe ſich häuften, bot das Schloß in Homburg den Anblick eines lautern und innigen Familienlebens. War das Land klein, das der Fürſt von ſeinem Schloß überſchaute, ſo konnte er es bis in ſeine kleinſten Einzelheiten um ſo liebevoller kennen lernen. War das Volk gering, über das ihm die Herrſchaft gegeben ward, ſo konnte er es um ſo väterlicher verſorgen. Aus engen Verhältniſſen ſchaute er mit weitem Blick in die politiſche Lage Europas. War er außer Stande, dem

französischen Eroberer die Macht eines Heeres gegenüberzustellen, so leistete er durch mannhafte Gesinnung um so tapferern Widerstand. Ohne sich den christlichen Gehalt seiner Persönlichkeit durch die in seinen Tagen blühende deutsche Literatur verflüchtigen zu lassen, theilte er die in ihr gepredigte edle Menschlichkeit. Nichts Menschliches war ihm fremd. Und wo ihm das Menschliche in entarteter Gestalt entgegentrat, erhob er sich darüber mit einem sittlichen Ernste, den er mit einem Körnlein gutmüthigen Humors milderte, oder ließ sich mit dem Erbarmen, welches der Christenglaube in sich schließt, zu dem, was erbärmlich war, herab. Wohlthuend ist es, wie in diesem Fürstenleben mit der sorgfältigsten Jugenderziehung das gewissenhafteste eigene Bemühen zu dem Ausreifen einer vollen Persönlichkeit sich vereinigte.

Friedrich Ludwig, als Landgraf Friedrich V., ist am 30. Januar 1748 geboren. Sein früh verstorbener Vater war mit der Prinzeß Ulrike Luise von Solms-Braunfels vermählt gewesen. Der dreijährige Knabe ward der Vormundschaft der neunzehnjährigen Wittwe bis zu seiner Volljährigkeit übergeben. Für das Land war es ein Segen, daß der Landgräfin als Führer der Geschäfte der Geheimerath Freiherr Friedrich von Creuz zur Seite stand, ein Mann von lauterm Charakter, gründlicher wissenschaftlicher Bildung, philosophischer Selbständigkeit, dichterischer Begabung, ernster Frömmigkeit und treuer Hingabe an seinen Beruf, in welchem er die Rechte seines fürstlichen Hauses und die Wohlfahrt der Unterthanen wahrzunehmen hatte. Mit ihm in verständnißvoller Gemeinschaft leitete Freiherr Alexander von Sinclair die Erziehung und den Unterricht des Prinzen, sobald derselbe vier Jahre alt geworden war. Sinclair war schon, als er noch Erzieher des Prinzen von Schaumburg war, mit dem Vater des Prinzen in freundschaftlichen Beziehungen gestanden und ließ sich gerne bereit

finden, vierzehn Jahre seines Lebens dem jungen Prinzen zu widmen. Die Erziehung, die er gab, war auf bestimmte und ernste christliche Frömmigkeit gegründet. Wenn er mit seinem Zögling kniend das Morgengebet verrichtet hatte, widmete dieser aus freien Stücken noch eine halbe Stunde der Andacht. Auch dem sonntäglichen Gottesdienst wohnte der Prinz nicht bloß um der Ordnung willen, sondern aus warmem Antrieb bei. Dem wohlgemeinten Rath eines seiner Lehrer, nicht zu viel in die Kirche zu gehn, damit sie ihm nicht überdrüssig werde, folgte er nicht — er erzählte ihn nur als eine Seltsamkeit seinem Erzieher. Daß ihm weder der Kirchenbesuch noch das Lesen erbaulicher Schriften zum Überdruß gereichte, beweisen die geschriebenen christlichen Reden in Predigtform über bedeutende neutestamentliche Worte, die er hinterlassen hat. Es fehlte nicht an klugen Leuten in der Nähe des Hofes, welche die Erziehung religiös zu ernst und sittlich zu streng fanden. Namentlich ward dem Erzieher vorgeworfen, daß er seinem Zögling die Lehre von der Erbsünde vortrage. „Wenn man sie jungen Prinzen nicht lehrt", so lautete seine Vertheidigung, „sondern redet von dem durchlauchtigsten Blut, das in ihren Adern quillt, und ihnen die Verdorbenheit ihrer Natur wenig sagte, würden sie doch derselben gewahr werden." Als Vorbereitung für die Confirmation setzte den von Sinclair begonnenen Religionsunterricht der Oberhofprediger de Roques, ein geborner Schweizer, fort. Daß die heilige Handlung in deutscher Sprache geschehe, konnte Sinclair leider nicht erreichen. Sie geschah französisch — ein Zoll, der nicht etwa bloß der Herkunft des Seelsorgers, sondern vielmehr dem fürstlichen Zeitgeschmack dargebracht wurde. — Neben ernster Christlichkeit und strenger Sittlichkeit, suchte der Erzieher seinem Zögling gründliche Bildung einzupflanzen. Diese glaubte er ohne klassische Studien nicht erreichbar. Zwar ward das Lernen der griechischen

Sprache erlaſſen, wie ſie damals überhaupt in den Unterrichtsplan eines Prinzen nicht gehörte. Mangelhafte deutſche oder franzöſiſche Überſetzungen mußten, ſoviel ſie vermochten, die Kenntniß der griechiſchen Schriftſteller vermitteln. Am Latein aber hielt Sinclair für den Prinzen feſt. „Iſt er denn dazu berufen", ſo vertheidigt ſich der Erzieher, „daß er ein Jäger oder einer von den hochgebornen Müßiggängern, von welchem es in Deutſchland wimmelt, werden ſoll? Soll er einſt ſeine Zeit in Spielen, Jagen und Spazierengehen eintheilen? oder werden es einmal ſeine Pflichten erfordern, die Berichte und Gutachten ſeiner Räthe zu leſen und darüber die Entſcheidung zu geben?" Auch dem großen Preußenkönig, der damals die Krone trug, habe es, ſo meinte er, nichts geſchadet, daß er in den Wiſſenſchaften bewandert ſei. Neben gründlicher Wiſſenſchaftlichkeit drang Sinclair auf Übung in der Muſik und im Zeichnen. Im Schachſpiel ward der Prinz ein ſolcher Meiſter, daß Voltaire, dem es einſt auf Schloß Ferney gelang, ihn matt zu machen, ſeinen Sieg durch die Artigkeit milderte, er habe eine Schlacht gegen Türenne, den Schlachtenmeiſter, gewonnen. Tanzen, Fechten, Reiten verſtanden ſich als höfiſche Übungen von ſelbſt. Vergeblich war des Erziehers Bemühen, die Karten von ſeinem Zögling fern zu halten. Hier war die Forderung der geſellſchaftlichen Sitte ſtärker als der verſtändige Wunſch des Erziehers. In der reiferen Jugend beſuchte der Prinz die ſüddeutſchen Fürſtenhöfe. Der Könung Joſephs II. in Frankfurt a/M. wohnte er mit ſeiner Mutter bei und machte dem Kaiſer und den geiſtlichen Kurfürſten ſeine Aufwartung. Nichts läßt die erzieheriſche Weisheit Sinclairs eigenthümlicher erkennen als „die unmaßgeblichen Gedanken über die dem Prinzen beſtimmte Ertheilung des Königlich Polniſchen Ritterordens." Der fürſtliche Zögling war erſt ſieben Jahre alt, als ihm durch die unberufene Betriebſamkeit des

ehemaligen Landgräflichen Geheimenraths von Kalm der hohe Orden des weißen Adlers am blauen Band verliehen wurde. Sinclair findet, daß dieſe große Auszeichnung in dem Prinzen Stolz erwecken könne; daß dieſelbe in keinem Verhältniß zu der beſcheidenen Hofhaltung des Prinzen ſtehe; daß der Prinz für Band und Stern dieſes Ordens auf Reiſen theuer werde bezahlen müſſen. „Ich begnüge mich“, ſo ſchließt das Gutachten, „unterthänigſt und wohlmeinend dahin anzutragen, daß man den Prinzen nicht eher, als in mündigen Jahren, einige wenige außerordentliche Gelegenheiten ausgenommen, die Ordenszeichen tragen laſſe, und deswegen und um die Kleider nicht zu verderben, den Stern nur mit kleinen Häkchen auf dem Rocke anzuheften befehle.“ Mit achtzehn Jahren trat des Prinzen Volljährigkeit ein und Sinclairs erzieheriſcher Beruf ging zu Ende. Der Landgraf trat ſeine Regierung an mit reichem Wiſſen, namentlich in den Gegenſtänden, welche ihm das Herz zu erwärmen im Stande waren, wie Religion, Philoſophie und Geſchichte. Seinem Wiſſen geſellten ſich die trefflichſten ſittlichen Eigenſchaften bei: er war aufrichtig und wahrhaftig, ehrerbietig gegen das Alter und freundlich gegen Jedermann, gutmüthig im Verkehr und mild gegen die Armen, und das alles aus einfältiger und herzlicher Frömmigkeit. Sein Geſicht war edel und ſchön, ſein Ausdruck freundlich und mild. Seine hohe und ſchlanke Geſtalt hielt er nicht völlig grade. Seine Sprache ſtotterte ein wenig und litt an Undeutlichkeit. Schriftlich wußte er ſich in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, in gebundener und ungebundener Rede klar und intereſſant auszudrücken. Am Schluß ſeines erzieheriſchen Tagebuchs bemerkt Sinclair: „Man hat an dieſem Herrn, auch bis zum Ende des achtzehnten Jahres, nicht die geringſte Neigung zum weiblichen Geſchlecht bemerken können, und vielleicht wird man einige Mühe haben, Sie zum Eheſtande zu bereden. Dieſer iſt aber

doch, zum Beſten Ihrer Hohen Anverwandten, Ihrer Diener und Unterthanen bald ſehr zu wünſchen. Gott wolle deshalb Ihr Herz dereinſt zu einer tugendhaften Schönen und zu einer Braut des Heilandes lenken und dadurch Sie und die Ihrigen mit einer geſegneten Nachkommenſchaft erfreuen."

Zwei Jahre waren nach dieſem frommen Wunſche vergangen, als Gott dem jungen Landgrafen die Gemahlin zuführte. Er fand ſie an dem verwandten Hofe in Darmſtadt. Langjährige Streitigkeiten zwiſchen dem Darmſtädter und Homburger Fürſtenhauſe, von denen übrigens weniger die fürſtlichen Perſonen als ihre Beamten in Leidenſchaft gezogen wurden, waren im Frühling 1768 durch einen freundſchaftlichen Vertrag beigelegt worden. Darmſtadt verzichtete auf alle Hoheitsrechte, behielt ſich nur die Beziehungen zu Kaiſer und Reich vor und ſprach hinfort, die ſeit der Abzweigung der Homburger Linien vereinbarten 20,000 Gulden jährlich an Homburg zu bezahlen. In Darmſtadt regierte damals noch der greiſe Ludwig VIII. Während ſein Sohn jenſeits des Rheines in Pirmaſens lebte, wohnte die „große Landgräfin" in Darmſtadt.

Ende März war die Freundſchaft zwiſchen den Häuſern Darmſtadt und Homburg durch einen Vertrag beſiegelt worden. Im Mai kam Friedrich von Homburg nach Darmſtadt, um der Prinzeß ſich zu nähern. Die Geſchichte der Brautſchaft erzählt die Mutter in einem Brief, den ſie am 22. Mai von Pirmaſens an ihre Schwägerin, die Markgräfin Karoline von Baden, ſchreibt. „Meine Abreiſe von Darmſtadt, die am 17. nach dem Abendeſſen Statt fand, hat mich nur gehindert, Dir, liebe Schweſter, im erſten Augenblick Mittheilung von den Abſichten des Landgrafen auf meine älteſte Tochter zu machen. Er war am 12. gekommen und einige Tage nachher hielt er um Karoline an. Der Landgraf*) willigte ein und der Erbprinz**) hatte für den

*) Ludwig VIII., der Großvater. **) Ludwig IX., der Vater.

Fall, daß der Prinz an eine unserer Töchter dächte, mich im Voraus seine Absichten wissen lassen. Karoline hat Freundschaft für den jungen Landgrafen, dessen Charakter wie gemacht erscheint, um eine Frau glücklich zu machen. Die Ehe kann erst nach dem förmlichen Antrag öffentlich erklärt werden, aber unser theurer Landgraf, der in den Park kam, wo alle Welt versammelt war und der in dem Augenblick, als der Hirsch genommen worden war, aus dem Wagen stieg, ließ das junge Paar herantreten und nöthigte sie, vor hundert Personen sich zu umarmen. Ich kann Dir, liebe Schwester, die verlegenen Gesichter des jungen Landgrafen und meiner Tochter nicht beschreiben; auf einen solchen Auftritt waren sie nicht gefaßt. Es ergötzte unsern theuren Vater und erfreute mich für ihn. Der liebe Gott wolle ihn uns noch lange erhalten." Der Großvater, der an der Dianaburg nahe dem Jagdschloß Kranichstein dies lustige Jägerstückchen aufgeführt hatte, konnte auch die Hochzeit noch fröhlich am 27. September im Schlosse zu Darmstadt mitfeiern. Drei Wochen später (17. October 1768) verschied er plötzlich, während er im Opernhause einem rührenden Sittenstück zusah.

Ein treffliches junges Fürstenpaar, der Landgraf zwanzig Jahre alt, seine Gemahlin zwei Jahre älter, zog in der kleinen Residenz ein. Sie waren sich durch geistige Begabung und sittliche Haltung ebenbürtig. Beide hatten die sorgfältigste Erziehung empfangen: der Landgraf, wie es sich ziemte, eine mannhafte, indem bei dem frühen Hinscheiden des Vaters Sinclair, vielleicht zielbewußter und kräftiger, als es der Vater vermocht hätte, den Zögling mit manneswürdigem Wissen und Streben erfüllte; die Landgräfin eine weibliche, in dem bei dem Fernbleiben des Vaters von dem Heerde des Familienlebens die geistig hervorragende Mutter den größten Einfluß auf die Tochter, die obendrein die älteste war, übte. Wollen wir die

Geiſtesart des Landgrafen und der Landgräfin unterſcheiden, ſo werden wir ſagen dürfen, daß, den Einfluß Frankreichs aufs beider Bildung zugegeben, in dem Manne die deutſche Art all ſein Dichten und Trachten beherrſchte, in der Frau eine Neigung zu franzöſiſchem Weſen wohnte, die manchmal ſich ſtärker zeigte, als es für eine deutſche Fürſtin ſich ziemte. Wenn die „große Landgräfin“ trotz ihrer nahen Verbindung mit den Dichtern, in denen endlich der deutſche Geiſt gegen die geiſtige Fremdherrſchaft ſich erhob, ſelbſt nur franzöſiſch ſchrieb, wie ihr großer Freund auf dem Preußiſchen Thron, ſo blieb ſie doch wie dieſer deutſch in der tiefern Auffaſſung des Lebens und in der ernſten Hingabe an die Pflicht gegen Staat und Volk. Von der franzöſiſchen Erzieherin dagegen, welche ſie ihren Töchtern gab, Fräulein Ravanel, konnte nicht erwartet werden, daß ſie den deutſchen Sinn in der Prinzeß mit Vorliebe pflegte. So lange die Fürſtenhäuſer, um ihren Kindern das Erlernen fremder Sprachen zu erleichtern, zu ihren Hüterinnen grade im zarteſten Alter Ausländerinnen machten, mußte immer die Gefahr bleiben, daß die deutſchen Prinzen und Prinzeſſinnen das Deutſch weder recht zu denken noch recht zu ſprechen lernten. Die Landgräfin Karoline, deren Jugend in die Zeit der vorherrſchenden franzöſiſchen Bildung, deren reifes Alter in die Tage des franzöſiſchen Kaiſerreichs fiel, zeigte eine unverkennbare Neigung zu franzöſiſchem Weſen. Wenn ihre Tochter Marianne, weil ihr Kopf angegriffen oder ihr Herz zum Springen voll war, an die Mutter deutſch ſchrieb — in dieſem Falle die Vater- nicht die Mutterſprache — ſo war das ein Ereigniß, das der Entſchuldigung bedurfte. Dennoch war auch in der franzöſiſch redenden Mutter gute deutſche Art. Und dahin rechnen wir ihren religiöſen und ſittlichen Ernſt. Man muß ſich erinnern, wie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der unchriſtliche und unſittliche Sinn von außen her

kommend an die Thüren Deutſchlands klopfte, um die Äußerungen religiöſen und ſittlichen Lebens, die wir in den Tagebüchern und Briefen der Landgräfin finden, in ihrem Werthe zu erkennen. · Mit Sorgfalt wurde ſie in ihrem Kindesalter auf die Confirmation vorbereitet. Dieſe fand im engeren Kreiſe der Familie und des Hofes zwei Tage vor Weihnachten 1760 an der noch nicht fünfzehnjährigen Statt. Drei Viertelſtunden lang prüfte ſie der Superintendent Oppermann, welcher zuvor den Unterricht ertheilt hatte. Es war nicht ein bloßes Abfragen des auswendig gelernten Katechismus, ſondern ein Erkunden der mit Glauben ergriffenen ſeligmachenden Wahrheit. Die Antworten waren klar und ſicher. Nach einer kurzen Anrede legte die Confirmandin ruhig und feſt das Glaubensbekenntniß ab. „Dann knieete ich auf einen kleinen Schemel nieder," ſchreibt ſie in ihrem Tagebuch, leider auch hier franzöſiſch, „und er legte ſeine Hand auf mein Haupt und ſagte, was man bei dieſer Gelegenheit zu ſagen pflegt. Darauf erhob ich mich und er ſprach ein Gebet, aber ein Gebet, das nicht rührender und geeigneter, Thränen zu wecken, ſein konnte." Die Mutter nahm ihre Tochter mit in ihr Gemach, küßte ſie mit vielen Thränen und richtete die ergreifendſten Ermahnungen an ſie. „Ich bitte den lieben Gott," ſo ſchließt die Confirmandin ihre Aufzeichnung, „daß er mich gegen alles, das mich zum Schwanken und zuletzt zu ſchrecklichem Fall bringen könnte, aufrecht erhalten möge. Meine Mutter ſagte mir auch, daß viele Dinge, die man bis hierher für Kindereien halten könne, es jetzt nicht mehr ſeien." Dem Zeugniß der jungen Chriſtin fügen wir einige Sätze bei, welche ſpäter die vielerfahrene Frau, die Mutter einer zahlreichen Nachkommenſchaft, in ihr Tagebuch ſchrieb: „Das, was wir in unſerm Innerſten glauben und in unſerm Innerſten ſind, das ſind wir wirklich ſelbſt; daran mögen wir kein fremdes Auge und keinen fremden Zweifel

rühren laſſen. Alles was wir nach außen hin gegen die Welt ſind, iſt nur Klugheit und Schein." — „Du willſt zerſtreuende Gedanken entfernen — nimm zu Gott deine Zuflucht." — „In den Gedanken liegt mehr, unendlich viel mehr Bedeutung als Tauſende glauben, Gedanken entſcheiden über den Sinn und über die That, über den Lebenswandel und über das Schickſal. Gedanken zu beherrſchen, das iſt für Menſchen, denen Gott und Tugend etwas gelten, eine der größten und wichtigſten Aufgaben ihres Daſeins." — „Sei fromm und du wirſt über deine Gedanken herrſchen lernen." Rührend iſt eine Aufzeichnung in ihrem Tagebuch, welche ſich auf die Abendmahlsfeier ihres Gemahls bezieht. Vermuthlich hat die der lutheriſchen Confeſſion angehörige Fürſtin nicht mit dem reformierten Gemahl zuſammen die Feier begangen. Sie ſchreibt am 24. März 1815: „Der Landgraf communicierte dieſen Morgen, ich ging in die Kirche, um ihn zum heiligen Abendmahl gehn zu ſehn. Ich bin dadurch mehr erbaut und mehr gerührt als durch eine Predigt. Welch eine Seele! Wenn Einer würdig communiciert, ach, ſo iſt er es. Gott erhalte ihn lange! Könnte ich mich noch würdig erweiſen, mit ihm vereinigt zu ſein!"

Solcher Art war die Landesmutter eines deutſchen Ländchens, das nicht die Größe eines Landrathsbezirks, ſondern nur die einer Bürgermeiſterei hatte. Über die deutſche Kleinſtaaterei iſt viel geſpottet worden und zu keinem andern Spott hat die deutſche Geſchichte ſchmerzlicheren Anlaß gegeben und keine Freude iſt berechtigter als die, daß endlich das deutſche Kaiſerthum hergeſtellt iſt und daß die Gliederung des deutſchen Volksleibes unter dem kaiſerlichen Haupt in einer Mehrheit von Staaten hinfort nicht mehr als gefährliche Zertrennung, ſondern als erfreuliche Mannigfaltigkeit ſich erweiſt. Indeß bot die alte Kleinſtaaterei, wenn billiger Weiſe man von der großen

nationalen Politik, die erst ihrer Stunde harrte, absehen will, auch manchen Vortheil. Dem Zugeständniß: „Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine," konnte nicht bloß Goethe einen hellen Preis des politisch kleinen, aber geistig großen Landesherrn folgen lassen. Und kaum dürfte es ein leuchtenderes Zeugniß dafür geben, daß auch ein kleiner Fürst als Träger großer religiöser, sittlicher, wissenschaftlicher, vaterländischer Interessen weithin eine wohlthätige Wirkung üben kann, als der Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg. Das Regiment über seine Stadt und die wenigen dazu gehörigen Dörfer konnten ihn nicht vollauf beschäftigen. Fast mehr Arbeit als die Fürsorge für seine Landgrafschaft, mochte ihm die Verwaltung seiner Privatbesitzungen innerhalb Preußens verursachen. Zumal in der Zeit der durch Frankreich verursachten Kriege und Umwälzungen war die Ausstattung seines eigenen Hofs und seiner sechs Söhne mit den nothwendigen Mitteln eine schwere Aufgabe. Zur kriegerischen Laufbahn, auf welcher seine Väter und seine Söhne reichen Ruhm gefunden, war er wohl geneigt. Die Verhältnisse hatten sich aber für ihn so gestaltet, daß er zwar in Friedenszeiten den Rang eines Reichsfeldmarschalls erhielt, aber beim Ausbruch des Krieges, ungeübt wie er war, in eine so hohe militärische Stellung, wie seine Fürstenwürde sie verlangt haben würde, nicht eintreten konnte, und die Bewährung der standhaften Vaterlandsliebe, die ihn beseelte, mußte er dem tapfern Schwert seiner Söhne überlassen. Es war im Ganzen ein Stillleben, das er führte und aus dem nur die „riesenhafte Zeit" ihn herausdrängte. Aber mit wie edlem Gehalt war dies Stillleben ausgefüllt! Er las zu seiner religiösen und philosophischen Vertiefung das Beste, was die Zeit ihm bot. Ein Mann, wie sein Erzieher und nachheriger erster Beamter, der ältere Sinclair, der in ihm den Sinn nach dem Höchsten und

Beſten von Jugend auf gepflegt, war ihm in dem ſtillen Homburg mehr als einem weitgebietenden Fürſten in einer großen Reſidenz auch die ſtattlichſte Anzahl bedeutender Männer ſein kann. Mit wie tiefer Erſchütterung zeigt der Landgraf das Hinſcheiden ſeines Erziehers einem Miterzieher an (10. Juni 1778): „Jemanden verlieren, an den man ſeit fünfundzwanzig Jahren gewöhnt iſt, das iſt ſchon ſehr traurig, aber wenn es obendrein ein vollkommener Ehrenmann iſt, ein Freund, der einzige Menſch am hieſigen Orte, der mir wahrhaft ergeben war, der Einzige, mit dem ich mich unterhalten konnte, bei dem ich täglich einige Stunden zubrachte, den man leiden und endlich ſterben ſieht, das iſt niederbeugend. Der Abſchied, den wir genommen, war der Art, daß ich ihn in meinem Leben nicht vergeſſen werde.“ Im vertrauten Umgang mit dieſem Mann hat er alle Pflichten ſeines Berufs erwogen und erfüllt. Nicht bloß der Gegenwart ſeines kleinen Landes wandte er ſein Intereſſe zu: unter ſeiner Anregung und Förderung haben Männer, wie der Regierungsrath Neuhof, die Erforſchungen der Umgebung und die Ausgrabungen auf der Saalburg, dem Römiſchen Kaſtell auf dem Taunus, begonnen. Eine Geſellſchaft zur Förderung wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Lebens, die patriotiſch ſein wollte, und nach der wunderlichen Weiſe jener Zeit ſich den franzöſiſchen Namen gab: „Société patriotique de Hesse-Hombourg pour l'encouragement des connaissances et de moeurs,“ hatte den Landgrafen zu ihrem Protector. Mit den bedeutendſten Männern ſeiner Zeit hatte er Verbindung durch Briefwechſel und wechſelſeitigen Beſuch. Für Merck und Goethe war der Weg nach Homburg nicht weit. Für die chriſtliche Geſinnung des Landgrafen zeugt am ſtärkſten ſein warmes, vertrauensvolles Verhältniß zu Klopſtock und Lavater. Es wird in Karlsruhe am markgräflichen Hof geweſen ſein, wo er den nordiſchen Dichter zuerſt perſönlich kennen

lernte. Die Vereinigung des Chriſtlichen und Vaterländiſchen in der Dichtung desſelben entſprach dem lebendigſten Triebe in des Landgrafen Seele. Im Jahre 1782 beſuchte er auf einer Reiſe nach Travemünde mit ſeinen Söhnen Friedrich und Ludwig den Dichter in Hamburg. Sie luſtwandelten mit einander an der Alſter, tranken am Abend mit einander Thee, rauchten, ſpielten Schach, hörten den Geſang der Nichte und nachmaligen zweiten Frau Klopſtocks, ſprachen vom Schlittſchuhlaufen, wurden vom Grafen Chriſtian von Stolberg begrüßt — und endlich: Klopſtock las ſeinem Bewundrer auf Verlangen eine Stelle aus ſeinem „Meſſias“. Als dann der fromme und deutſche Dichter für kurze Zeit der franzöſiſchen Revolution zugejauchzt, richtete der Landgraf an ihn eine Ode, in welcher er ihn aufforderte, das Band mit der Revolution, das ihn ſchände, zu zerreißen und ſeine Leier wieder zum Ruhm des deutſchen Vaterlandes zu ſtimmen. Es iſt bekannt, daß Klopſtock nachher feierlich ſeinem Irrthum entſagte. Noch im Jahre 1802 richtete der Landgraf an den hochbetagten Greis eine überaus bezeichnende Bitte. Dem bibelgläubigen Fürſten ſchnitten die neuen, auch das gute Alte untergrabenden Lehren, namentlich die ſchriftwidrigen Auslegungen der Schrift ins Herz. Dawider wünſchte er von Klopſtock ein Zeugniß. Er beſpricht zunächſt einen Plan, in dem er mit dem Dichter ſich gefunden hatte: auf dem Winfeld, dem vermeintlichen Teutoburger Schlachtfeld, dem Befreier Deutſchlands, Hermann dem Cheruſker, eine Ehrenſäule zu errichten. Dann fährt er fort: „Jetzt komme ich aber auf die wahre Urſache meines Schreibens. Wenn ich höhere Gedanken in mir wecken, wenn ich mich von trüben Erinnerungen und noch trüberen Ausſichten erholen, wenn ich mich von den Ruinen abwenden will, die mich umgeben (denn alles iſt in Trümmern, Religion, Vaterland, Freundſchaft, Gefilde, Vermögensumſtände), ſo leſe ich in den Geſängen des Meſſias. Da fiel mir, der

die orientaliſche Sprache nicht kennt, der Gedanke aufs Herz: die heutigen Philoſophen, Aufklärer, Aufräumer verwäſſern die Schrift und die Theologie unter dem Vorwand der Sprachkenntniß. Iſt Jemand unter uns, der dieſe Sprachen wie die Mutterſprache verſteht, der ſie weit tiefer ergründet hat als alle neueren Exegeten, der ihre verborgenſten Feinheiten kennt, ſo iſt es Klopſtock. Er legt die Schrift aber ganz anders aus wie ſie, und wenn ich bei ihrem Eiſe erſtarre, ſo eile ich, mich an ſeiner Glut zu erwärmen. Sie müſſen Unrecht haben. Dieſes iſt der Syllogismus, der mich oft geſtärkt hat. — Ich wage es nun, Sie als den Homer und Neſtor unſerer Poeſie, als mehr wie Homer, als den Vater unſrer heiligen Dichtkunſt, zu bitten, im Schatten des Palmenhaines, den Sie entdeckt haben, noch in irgend einem Gedichte, einer Ode, die Ihren ſämmtlichen Werken die letzte Krone aufſetzte, dieſe neuen Ausleger, ſei es auch nur bloß durch Ihr Zeugniß, zu beſchämen und ihre exegetiſchen Träume zu Boden zu werfen. — Ich weiß wohl, daß dieſe Leute auf ihrer Meinung bleiben werden, daß ſie es werden an ſich ablaufen laſſen, aber es hätte einen großen Nutzen für zwei Claſſen von Leſern: für die, die zwar in ihrer Überzeugung feſtſtehn, aber ſich doch oft nach Stärkung ſehnen, und für viele junge Leute, welche die Autorität eines Klopſtock doch ſchüchtern machen würde. — Da Sie im Alter noch alle Kraft des Geiſtes haben und immer noch für die Unſterblichkeit arbeiten, ſo glaube ich, daß Sie bei der jetzigen Stimmung des Zeitgeiſtes beinahe verpflichtet ſind, der Menſchheit dieſen Dienſt noch zu leiſten.“ Der greiſe Dichter, der im folgenden Jahre unter den Linden Ottenſens neben ſeiner Meta gebettet wurde, ging auf den Wunſch des Landgrafen nicht ein. Was die Kenntniß der orientaliſchen Sprache bis in ihre verborgenſten Feinheiten betrifft, ſo mochte ihm die Zuverſicht ſeines fürſtlichen Freundes überſchwänglich ſcheinen. Davon abgeſehen

durfte er bekennen: „ich habe von der Religion ſo laut geredet und ſo viel geſagt, daß es mir ſchwer werden würde, noch etwas hinzu zu ſetzen.“ Und er mußte ſich ſagen, daß das Zeugniß einer „Ode“ den erwarteten Erfolg nicht haben würde. Der Landgraf zeigte in dem Briefwechſel, daß ihm der chriſtliche Glaube das Theuerſte und an dem berühmten Dichter das chriſtliche Zeugniß das Liebſte war.

Inniger noch als mit Klopſtock war der Landgraf mit Lavater verbunden. Auch an dieſem zog ihn die chriſtliche und patriotiſche Begeiſterung an, die in einer Lohe zuſammenſchlugen. Schon im Sommer 1779, als er von der Reiſe mit Goethe und Baſedow, die ſich durch das Sprüchlein: „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten“ unſerm Gedächtniß eingeprägt hat, zurückkam, beſuchte Lavater die landgräfliche Familie in Homburg. Der Landgraf erwiederte noch in demſelben Jahre in Begleitung ſeiner Frau den Beſuch. Auch andre berühmte Männer wurden auf dieſer Schweizerreiſe angeſprochen — in Ferney bei Genf Voltaire, in Bern Albrecht von Haller. „Was das für ein Contraſt iſt“, ſchrieb er ſeiner Mutter, „von dem Voltaire zu dem Haller zu kommen, von einem heidniſchen Philoſophen zu einem chriſtlichen, von dem Stolze zu der Modeſtie, das iſt gar nicht zu beſchreiben. Dieſe Bekanntſchaft hat mich ſo gefreut, daß ich faſt weinend von ihm weggegangen bin.“ Von ſeinem Aufenthalt in Zürich berichtet er dann: „Von da (von Langenau) ſind wir vorgeſtern hierher gekommen. So habe ich noch keine Leute gefunden. Lavater hat den erſten Morgen gepredigt und nach der Predigt hat er uns nicht verlaſſen bis jetzt.“ Die Landgräfin rühmt: „Ich bin von dieſem theuren Manne mehr begeiſtert als je; er iſt wirklich ein einzigartiger Menſch und in der Geſellſchaft ein liebenswürdiger Menſch.“ Mehrmals noch ſah der Landgraf Lavater, in Homburg und Offenbach,

wohin der Schweizer Gottesgelehrte einen Sohn in eine Erziehungsanſtalt gebracht hatte. Im Sommer 1786 hatte der Landgraf die Freude, den geiſtlichen Freund in Offenbach predigen zu hören. Der Landgraf ſelbſt hatte den Text vorgeſchlagen: 1. Cor. 13, 13: Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, dieſe drei, die Liebe aber iſt die größte unter ihnen. Dieſe Stelle ſcheint dem fürſtlichen Bibelforſcher viel zu denken gegeben zu haben, denn über dieſelbe finden wir auch in ſeinem ſchriftlichen Nachlaß eine erbauliche Rede, die er ſelbſt verfaßt hat. Als dann der Landgraf ſeine beiden älteſten Söhne, Friedrich und Ludwig, im Herbſt 1787 zu ihrer Ausbildung nach Genf brachte, empfahl er ſie auch dem Züricher Freundeshauſe. Sie ſind öfter in ihm eingekehrt und haben dort Eindrücke für das ganze Leben empfangen. Noch einmal ſah der Landgraf Lavater in Frankfurt a/M. im Jahre 1793. Der Briefwechſel zwiſchen den beiden iſt nicht mehr vorhanden. Wie tief das Verhältniß der Freunde zu einander war, wie treu insbeſondere der Landgraf dem Verkündiger des Evangeliums anhing, beweiſt auch „die Vertheidigung Lavaters gegen die Angriffe Mirabeaus“, welche der Landgraf nicht bloß ſchrieb, ſondern — gegen ſeine Gewohnheit — auch drucken ließ. Die unbegründeten, bösartigen, ſchamloſen Beſchuldigungen, die der nachher ſo berühmt gewordene Franzoſe über den Gottesmann ausgoß, weiſt der Landgraf mit edler Entrüſtung und ſcharfer Rede zurück. „Er könnte antworten, wie Sophokles, den ſeine Kinder vor den Areopagus geführt hatten, um ihn, wegen Alters und Blödſinnes, der Verwaltung ſeines Vermögens unfähig erklären zu laſſen. Der Schöpfer des Trauerſpiels las ſeinen Richtern bloß ein Stück vor, welches er eben gefertigt hatte, und man ſprach ihn los.“ — „Sie nehmen es Lavater übel, daß er, wenn er an gewiſſe Fürſten ſchreibt, ſich der Anrede: mein Lieber bedient. Ich weiß auf dieſen Vor-

wurf nichts zu ſagen als etwa dieſes: Armer Fürſt, dem dieſer gutmüthige Ausdruck mißfallen könnte!“ — „Mit welchem Rechte werfen Sie ſich über Lavater zum Richter auf? Wer hat Ihnen die Macht gegeben, ein großes Genie eines fremden Volks, deſſen Schriften Sie nicht faſſen, zu läſtern? — Rauben Sie ihm ſein Glück, nehmen Sie ihm das Leben: aber laſſen Sie ihm den Ruhm ſeiner Frömmigkeit, das Zutrauen ſeiner Freunde, ſeiner Pfarrkinder!“ — Zum Schluß mahnt der deutſche Fürſt den franzöſiſchen Grafen: „Jetzt, mein Herr, fordere ich Sie auf, beſchwöre Sie bei der Gerechtigkeitsliebe, bei der Liebe für Ihren eigenen guten Namen: waſchen Sie dieſen Flecken ab! Machen Sie geſchwind dieſes Böſe wieder gut, da es noch Zeit iſt! Glauben Sie, mein Herr, für einen wohldenkenden Menſchen giebt es keine drückendere Laſt, als der Schmerz, einem Unſchuldigen eine unerſetzliche Beleidigung zugefügt zu haben. Bereiten Sie ſich doch nicht eine ſo traurige Zukunft, ſo grauſame Gewiſſensbiſſe; blutige Thränen würden dieſe nicht vertilgen können! Haben Sie den Muth, über eine falſche Scham ſich hinwegzuſetzen, um einen wahrhaftig gegründeten Ruhm zu erwerben.“

Der literäriſche Nachlaß des Landgrafen füllt einen Band von dritthalb hundert Seiten. Er enthält in deutſcher und franzöſiſcher Sprache Dichtungen, religiöſe Reden, Abhandlungen philoſophiſchen und moraliſchen Inhalts, politiſche Denkſchriften und ganz beſonders intereſſante Reiſebeſchreibungen. Hunderte von Stunden Wegs legt der Fürſt von ſeinem Diener begleitet zu Pferde zurück. Die kleinen Leiden ſolcher Wanderritte behandelt er mit Humor. Mit hellem, durch Liebe geöffnetem Auge betrachtet er Land und Leute. Und ob er ſein beſonderes Intereſſe den einfach menſchlichen Verhältniſſen zuwendet, ſo zeigt er ſich doch zugleich durch die Charakteriſtik aller Mitglieder des Preußiſchen Hofs, die er bei Gelegenheit eines

Aufenthalts in Berlin entwirft, auf der Höhe eines klaren politiſchen Umblickes. Überall gewinnt uns aber in dem Fürſten der Menſch, der Chriſt, der Patriot das Herz ab. Und die erſten Grundlagen der Charaktergröße, die wir an der Prinzeß Marianne bewundern, haben wir am meiſten aus der Trefflichkeit des von ihr heißgeliebten Vaters zu erklären.

III.

Die Jugend.

Prinzeß Marie Anna Amalie, gewöhnlich Marianne genannt, iſt am 14. October 1785 zu Homburg geboren. Sie war das dreizehnte von den fünfzehn Kindern des landgräflichen Paars. Zur Zeit ihrer Geburt waren drei Geſchwiſter ſchon heimgerufen. Paul, am 27. September 1775 in Frankfurt a/M. geboren und von dem Senat der Reichsſtadt über die Taufe gehalten, war am 16. Mai 1776 wieder geſtorben. Victor, am 24. Januar 1778 geboren, als Kind ſchon zum franzöſiſchen Rittmeiſter ernannt, ſtarb bereits am 14. September 1780. „Seine Hauptmannſchaft hat kurz gewährt. Er hat geſchwind victoriſirt", ſchrieb der treuherzige Cabinetsſecretär Armbrüſter in das Hausjournal. „Gott verleihe Ihm, Seinen Eltern, Geſchwiſtern und mir dermaleinſt eine fröhliche Auferſtehung!" Eine Prinzeß war todt zur Welt gekommen. So ſtanden neun lebende Geſchwiſter um Mariannens Wiege her, fünf Brüder und vier Schweſtern. Im Jahr 1787 geſellte ſich Prinz Leopold dazu. Das zuletzt im Jahre 1788 geborne Kind, eine Prinzeß, ſtarb in demſelben Jahre wieder. Elf Geſchwiſter blieben die Zeit ihrer erſten Jugend um das Elternpaar, das ſich mit der Friſche der vierziger Jahre unter der Schaar bewegte. Prinzeß Marianne, die zweitjüngſte, mußte einen Bruder nach dem andern zum Kriegsdienſt abgehen und

die Schweſtern in raſcher Folge in den Eheſtand treten ſehen. Als ſie eingeſegnet ward, befanden ſich nur noch Prinzeß Auguſte und Prinz Leopold zu Hauſe. Aber in ihrer erſten Kindheit hatte ſie doch den vollen Segen, den das Leben in einem großen Geſchwiſterkreiſe unter den Augen trefflicher Eltern in ſich zu bergen pflegt. Sie hatte Geſchwiſter, zu deren reiferer Jugend ſie hinaufſehen, und andere, mit denen ſie, im Alter ihnen ſo nahe als möglich, ihr Leben beim Lernen und Spielen theilen konnte. Die innigſte Geſchwiſterliebe, die ſich in den Jahren der Völkerſtürme und Kriegsläufe als bangſte Sorge, zumal um die Brüder im Heer, äußerte, die beim Wiederſehen in dem Schloſſe eines der Geſchwiſter und am meiſten im geliebten Schloſſe der Eltern in hellſtem Jubel ausbrach, geleitete ſie durch ihr ganzes Leben.

Wir haben geſehn, daß der Landgraf ein durch und durch deutſcher Mann war, während in der Landgräfin franzöſiſche Bildung und Anſchauung vorwog. Der Kampf zwiſchen deutſchem und franzöſiſchem Weſen, wie er die Signatur der Zeit war, ſo drückte er auch der Erziehung der Prinzeß Marianne ſein Gepräge auf. Das Königthum Ludwig XIV., die Revolution, welche über dasſelbe ein entſetzliches Gericht hielt, und endlich das Kaiſerthum Napoleons, welches das Erbe der Revolution antrat — jedes hat in ſeiner Weiſe mit Deutſchland den Kampf aufgenommen. Auch um das Fürſtenkind ſtritt Deutſchland und Frankreich. Das franzöſiſche Element, von der Mutter begünſtigt, trat der Prinzeß in den Geſpielinnen aus Emigrantenfamilien, die in Homburg wohnten, nahe. Den Muſikunterricht gab ihr eine Franzöſin, die doch Geſchmack genug hatte, um ihre Schülerinnen unter andern mit den Chören aus Glucks Iphigenie bekannt zu machen. Die feindlichen Beſuche der republikaniſchen Franzoſen in Homburg, die Kanonenſchläge der Belagerung von Mainz, von denen, wie ſie ſich deutlich er-

innerte, ihr Bett erzitterte, die Brandschatzungen und Verwüstungen, welche die Franzosen im Lande umher anrichteten, waren wenigstens für die Mutter nicht genügend, um ihr Herz gegen den blendenden Glanz des aufgehenden Napoleonschen Gestirns zu wappnen. Dies Gestirn zeigte sich allerdings der kleinen Landgrafschaft weniger schrecklich als den Weltmächten. Es wird erzählt, daß der General Cüstine, der schon im Spätherbst 1792 einige Tage im Schloß zu Homburg wohnte, sich gegen die Landgräfin sehr rücksichtsvoll und mit den guten Manieren eines vornehmen Mannes benommen habe. Auch dem Landgrafen sandte er auf seine Bitte einen Paß, der ihm auf seinen Reisen die Belästigung durch französische Truppen ersparen sollte, mit den verbindlichen Worten: „Ich benutze mit Vergnügen diese Gelegenheit, um Sie der Gefühle zu versichern, welche mir Ihre privaten und öffentlichen Tugenden eingeflößt haben, Ihre Weisheit, Ihre Friedensliebe und Ihre vollkommene Neutralität, welche Sie in Bezug auf die Republik beobachten.“ In der That hatte der Landgraf, so sehr ihm die Revolution, die Republik und die ganze Franzosenwirthschaft ein Gräuel war, Weisheit genug, daß er sein kleines Land nicht durch aussichtslose Feindseligkeit bloß stellte. Aber die Preußen, die Ende November 1792 zum Entsatz von Frankfurt a/M. heranrückten, waren ihm doch willkommner als die Franzosen. Und im Jahre 1796 verließ der Landgraf mit seiner ganzen Familie Homburg, als Jourdan mit seinem Heere herannahte. Er hatte dann seine große Freude an den Niederlagen, die der Erzherzog Karl dem französischen Feldherrn beibrachte und war glücklich, in sein Land, das „mit einem blauen Auge davon gekommen war“, zurückkehren zu können. Alle diese Ereignisse hat Prinzeß Marianne als warm fühlendes Kind mit erlebt. Und wie tief sie sich, verbunden mit persönlichen Erlebnissen, ihrer Seele eingeprägt, beweist die lebhafte Erinnerung, welche sie davon be-

wahrt. Sie ſchreibt am 22. April 1807 aus dem tiefſten häuslichen und vaterländiſchen Leid an ihre Mutter: „Es ſind heute zehn Jahre — wie die Zeit vergeht — daß die Franzoſen, der General Grenier und Baſtul nach Homburg kamen. Erinnern Sie ſich, liebe Mama? Wir ſahen ſchon mit großer Unruhe von meinem alten Zimmer aus die Franzoſen und die Öſterreicher zugleich die Felder von Bergen beſetzen, als glücklicherweiſe die ſüße Stimme des Friedens ſich hören ließ — ich werde dieſen Tag nie vergeſſen.“ Glücklicherweiſe verfiel die Prinzeß, in welcher frühe das deutſche Herz zur Liebe des Vaterlandes bewegt ward, nicht dem Loos, eine franzöſiſche Erzieherin haben zu müſſen. In der Zeit der Geburt der Prinzeß befand ſich grade Fräulein von Donop in Homburg. Sie war Hofdame der Prinzeß von Kurland, geborenen Prinzeß von Waldeck, geweſen und hatte die Kunde von dem in Lauſanne erfolgten Tod ihrer Herrin der mit dieſer verwandten Landgräfin gebracht. Sie ward, vierzig Jahre älter als die Prinzeß, zu ihrer Erzieherin erwählt. Nach deren Vermählung zog ſie zu ihrer Schweſter nach Kaſſel, wo ſie, 1833, achtundachtzig Jahre alt, ſtarb. Die Prinzeß hing ihr innig an. Aus Memel ſchrieb ſie ihr ausführlich ihre traurigen Erlebniſſe. Oftmals ſah ſie dieſelbe in Kaſſel oder Homburg wieder. — Neben dieſer Erzieherin bemühten ſich deutſche Lehrer um die Ausbildung der Prinzeß. So blieb der Grundzug ihrer Geſinnung und Erziehung deutſch. Darauf führen wir auch die eigenthümliche Erſcheinung zurück, daß die Briefe der Prinzeß, die ſie an die Mutter ſchrieb, zwar franzöſiſch, aber keineswegs in einem muſtergültigen Franzöſiſch geſchrieben ſind, das wir doch nicht allein bei der Mutter, ſondern auch bei dem Vater finden. Zwar fließt, was ſie ſchreibt, friſch und voll aus der Feder. Aber die Wendungen ſind theils deutſch, theils haben ſie das Gepräge des Conventionellen, und die Orthographie iſt manchmal die kühnſte, die man ſich denken mag.

Wie der Religionsunterricht beſchaffen war, den ſie empfing, darüber fehlt uns die nähere Kunde. Aus dem Entzücken, das ſie ſpäter in Berlin empfand, wenn ſie mit einem bibelgläubigen und herzenswarmen Manne, wie der Hofprediger Strauß, verkehrte, ſeine Predigt hörte und der Unterweiſung, die er ihren Kindern gab, beiwohnte, läßt ſich der Schluß ziehen, daß ſie es in der eigenen Jugend ſo gut nicht gehabt habe. Von dem Vater dürfen wir erwarten, daß er, ſelbſt im Bibelglauben feſtgewurzelt, auf einen guten Unterricht in der Lehre der evangeliſchen Kirche großen Werth gelegt haben wird. Daß der Geiſtliche, der ſie unterwies und einſegnete, übrigens ihr Herz zu faſſen verſtand, davon giebt die treue Anhänglichkeit, die ſie ihm bewahrt, ein liebliches Zeugniß. Im Januar 1815 ſchreibt ſie an den Oberpfarrer Friedrich: „Es hat mir eine ganz unausſprechlich große Freude gemacht, einmal wieder die Züge Ihrer Hand zu erblicken, lieber Herr Oberpfarrer, und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie meine kleine Gabe ſo gütig und freundlich aufgenommen haben: es iſt mir ein lieber Gedanke, daß mein Bild in Ihrer hübſchen Gartenſtube hängt, damit Sie manchmal aufgefordert werden, wenn Sie ſich in derſelben der neuen Frühlingsſonne erfreuen werden, meiner zu gedenken; denn in der Stube habe ich ſo angenehme Augenblicke in meinem Leben zugebracht, die mir ewig erinnerlich bleiben werden. . . . Keine Empfindung iſt mir willkommner in meinem Norden, als wenn es mich ſo lebendig an das über alles geliebte Vaterland mahnt.“

Der Prinzeß hat neben dem Reichthum, den das Familienleben und neben dem Segen, den die Kirche dem jugendlichen Gemüth giebt, ein anderes geſundes Element des Jugendlebens nicht gefehlt, die Freundſchaft. Es waren Töchter aus dem Bürgerſtande, mit denen ſie einfältig und herzlich verkehrte. Für die Schweſtern Sophie und Henriette Schultz, nach-

her nach Bremen verheirathet als Frau Senator Horn und Frau Klugkiſt (ſpäter Frau Kulenkamp), bewahrte ſie die treueſte Liebe. Die Schwärmerei der Freundſchaft pflegt in der Dichtung ihren Ausdruck und ihre Nahrung zu ſuchen. Und die deutſche Dichtung trieb grade in der Jugend der Prinzeß ihre reichſte Blüthe und ihr Vater war Klopſtocks und Lavaters Freund, des unglücklichen Hölderlin Gönner. Die Weiſe, welche deutſchen Jungfrauen eigen zu ſein pflegt, daß ſie aus den Dichtern Lieblingsſtellen in ein Buch einſchreiben, hat ſie früh geübt. In ihrem Nachlaß findet ſich eine große Reihe ſolcher Bücher — nur daß ſie den Dichterworten auch Ausſprüche der Gottesgelehrten und Geſchichtsſchreiber hinzufügte. Manchmal hat ſie auch geliebte Menſchen mit einer für ſie beſonders beſtimmten Sammlung von Dichtungen, geiſtlichen Liedern und anderm, beglückt. Nehmen wir zur Religion und Familie, zur Freundſchaft und Dichtung noch die Natur hinzu, mit der ſie in Homburg in die unmittelbarſte Berührung treten durfte, ſo gewinnen wir die Vorſtellung eines reichen Jugendlebens, das der Prinzeß beſchieden war. Und dies alles im Rahmen eines kleinen Hofes, einer beſcheidenen Stadt, eines Schloſſes, deſſen Thurm zwar weithin, der Römerthurm genannt, ins Land leuchtet, das aber, zumal für eine große Familie, in jener Zeit eng und beſcheiden eingerichtet war.

Wer ſich von Homburg, wie es der Prinzeß von Jugend auf unausſprechlich theuer war, eine Vorſtellung machen will, der muß die ganze glänzende moderne Stadt, die um der Badegäſte willen erbaut iſt, mit dem üppigen Kurhaus, mit den weit ausgedehnten Parkanlagen, mit den großen Gaſthöfen aus ſeinen Gedanken ſtreichen. Nicht Bad Homburg, ſondern Homburg von der Höhe war die Heimath der Prinzeß. Wer dieſe beſuchen will, der muß aus der Gegend der Stadt, in welcher Europa mit ſeinem Modeſchmuck ſich ſpreizt, gegen Weſten ſich

wenden, wo die beſcheidenen Straßen eines Landſtädtchens zu dem alten Schloſſe führen. Auch dies Schloß war in der Jugend der Prinzeß weniger ſtattlich als heute, aber alterthümlicher. Aus den Fenſtern und vom Balkon ſieht das Auge mit erquickender Überraſchung die Höhe, den Taunus, eine bewaldete Bergreihe, die in dem großen Feldberg und dem alten König gipfelt. Bis zum Fuß der Höhe führen Wege, von hohen, alten Bäumen beſchattet, zum Theil durch ſchönen Wald. Kehrt das Auge von dem Fernblick, dem es zuerſt ſich hingiebt, über die Baumwipfel in die nächſte Nähe des Schloſſes zurück, ſo ſieht es terraſſenförmig abſteigende Gärten, einen großen Teich, friſche Wieſen und Baumgruppen. Beſchnittener Taxus und ähnliche franzöſiſche Gartenzier iſt in der Nähe des Schloſſes zu finden. Sonſt iſt ſeltenen, ausländiſchen und lieben deutſchen Bäumen das Wachsthum nicht gehemmt. Noch findet ſich zwiſchen dichten Laubhütten das „Mariannen-Cabinett“ — eine aus zierlichem Lattenwerk errichtete Gartenhütte, als Zeugniß, mit welcher Wonne die Prinzeß den Garten genoß. Und ihr Vater war ihr auch in ſolchem Geſchmack und Genuß Vorbild. Schon 1772 berichtet Merck ſeiner Frau von einem Beſuch, den er mit Goethe in Homburg gemacht. „Man ließ uns in einem Hofwagen in das Gehölze fahren, das der gnädigſte Herr hat anlegen laſſen, wo wir ein Feenland gefunden haben. Man macht ſich keine Vorſtellung, bis zu welchem Grade maleriſcher Schönheit alles ausgedacht iſt.“ Die nächſte Umgebung der Stadt bot eine Menge geſchichtlicher Erinnerungen. Und Geſchichte, wie ſie der Vater mit Vorliebe trieb, hat früh auch die Tochter über die Engigkeit und Kleinheit der gegenwärtigen Verhältniſſe zu erheben vermocht. „Sie liebt Geſchichte“ — mit dieſem Wort hat nachmals der große Miniſter von Stein ein hohes Lob der Prinzeß ausſprechen wollen. In derſelben Zeit, in welcher der deutſche Geiſt ein mäch-

tiges Ringen mit Frankreich begann, erzählten ihr die geſchichtlichen Denkmäler des heimathlichen Gebirges von römiſchen Befeſtigungen gegen die deutſchen Stämme. Das Kurhaus in Homburg enthält eine reiche Sammlung römiſcher Alterthümer, die ſämmtlich in der „Saalburg“, einem großen Römiſchen Caſtell in der Nähe Homburgs, gefunden worden ſind. Zu der Geſchichte geſellte ſich die Sage, wenn die Fürſtentochter vom Brunhildenbett auf dem Feldberg weit in die Lande hinausſah. Je ſtiller das Leben in Homburg verlief, deſto erwünſchter war ein zeitweiliger Beſuch in der Krönungsſtadt der deutſchen Kaiſer in Frankfurt a/M. Und wenn gar Frankfurter Meſſe war und ſie dahin mitgenommen wurde und zur freien Verwendung in den Kaufbuden einen ganzen Thaler bekam, war es ein helles Glück. Seltſam verband ſich in Homburg mit der Vornehmheit eines hochfürſtlichen Hauſes das kleinſtädtiſche Leben, mit dem ausgeprägten Sinn für höfiſchen Glanz, der die Mutter nicht verließ, der Drang des Vaters, menſchlich mit den Menſchen zu verkehren, mit der durch die Geburt erlangten Fähigkeit der Prinzeß, in ein Königſchloß als hohe fürſtliche Frau einzuziehen, das Glück kindlichen Umgangs mit Kindern aus bürgerlichen Ständen. Das Menſchliche, Einfache, Ächte und Herzmäßige gewann in ihr die Oberhand über Standesvorurtheil, Glanz, Schein und Etikette. Daß Homburg ſo ländlich ſtille war, förderte ihr Glück und daß ſie in Homburg ſo glücklich war, ſtärkte ihre Heimathliebe. Wenn ein berühmter Heſſe, Jacob Grimm, außer den Frieſen die Heſſen als den einzigen deutſchen Volksſchlag bezeichnet, der mit behauptetem alten Namen bis auf heute unverrückt an derſelben Stelle haftet, wo ſeiner in der Geſchichte zuerſt gedacht wird und wenn er aus dieſem mit dem Volksgefühl verwachſenen Einhaben angeſtammter Stätte eigenthümliche Tugenden ableitet, ſo hat er dabei gewiß nicht am wenigſten an die Treue gegen den heimathlichen Boden

gedacht. Und dieſe Tugend hat die Prinzeß in ſtarkem Maße beſeſſen. An ihrem Berliner Aufenthalte iſt nicht der geringſte Mangel der, daß ihr die heimiſchen Berge fehlen; in Fiſchbach in Schleſien ſind ihr die Berge auch darum ſo lieb, weil ſie an die Höhen der Heimath erinnern; als ihre älteſte Tochter ins Land der Heſſen ſich vermählt, fühlt ſie zu allem andern Glück auch dies: ſie iſt nun in der Nähe meines geliebten Homburg. Wie eine Ausfahrt aus dem Paradieſe war ihr ſelbſt der Abſchied aus der Heimath. Mit welcher Wonne erzählt ſie dem Gemahl von ihr! Wie freut ſie ſich, daß auch er ſich dort heimiſch fühlt! Den Reiſenden nach Süden giebt ſie Grüße mit an den Römerthurm in Homburg und an die Berge des Taunus. Und ſie ſelbſt — mit welch überwältigendem Entzücken kehrt ſie in der geliebten Heimath immer wieder ein! Natürlich war ihr Heimathgefühl in den erſten Wochen nach dem Abſchied beſonders ſtark: „Geſtern an Tafel," ſchreibt ſie am 17. Februar 1804 dem Vater, „war die Rede von ſchönen Gegenden, ich ſprach und lobte mit ſolchem Feuer und Eifer die unſrigen, daß Prinzeß von Oranien ſagte: ſeht, wie die Vaterlandsliebe aus ihr herausſpricht; ich verſicherte hingegen, daß ich mich nie von Partheilichkeit meiſtern ließ, aber ich bin ſo verwöhnt, daß ich auf der ganzen Reiſe alle Berge häßlich fand zum großen Ärger meiner Gefährten." Ein rührendes Bild dieſer Heimathliebe giebt uns eine Scene aus viel ſpäterer Zeit an der Tafel im königlichen Schloſſe. Hegel, der berühmte philoſophiſche Profeſſor, war Rector der Univerſität in Berlin geworden, und das prinzliche Paar lud ihn pflichtſchuldigſt zum Mittagsmahl. Mit der Frau des Philoſophen hatte die Prinzeß im Goßnerſchen Krankenhauſe, welchem ſie beide ihre Pflege ſchenkten, bereits warme Fühlung gewonnen. Aber vor dem großen und berühmten Denker fürchtete ſich die einfache und warmherzige Fürſtin. Wie wird das Geſpräch bei

Tiſch ablaufen? So fragt ſie ſich beſorgt. Da wird der Name des jüngern Sinclair genannt, des Homburgiſchen Geheimraths. Sinclair hatte einſt ſeinen geiſtesgetrübten Freund, den Dichter Hölderlin, mit der edelſten Treue nach Homburg gerufen. Hölderlin wieder war Hegels Freund. Und durch das Eine Wort, den Einen Namen: Hölderlin, fühlen ſich der Philoſoph und die Prinzeß, die nichts Gemeinſames zu haben ſcheinen, plötzlich auf gleichen Grund und Boden geſetzt. „Wie eigen iſt ſo etwas," ſchreibt die Prinzeß, „ſo, wie der Geruch oder die Melodie Einen zurückverſetzen können! Da ſprach er nun mit Liebe von Sinclair, wie er in Homburg ſo viel bei ihm war, kannte jeden Berg mit Namen, fängt an von Hölderlin und ſeinem Buch Hyperion. Ich kann nicht ſagen, welchen Eindruck es mir machte, nur der Schall der alten Namen, von denen ich hier mit Niemand reden kann. Ich ſah auf einmal das Buch grün eingebunden am Fenſter der Schweſter Auguſte und die ſchönen Weinranken am Fenſter, den Sonnenſchein hindurch, den kühlen Schatten." Dasſelbe Heimathgefühl, das ſie durchdrang, ſetzte ſie gern bei andern voraus. Es dünkte ihr, als Beamte aus den öſtlichen Provinzen am Rhein ſich nicht wohl fühlten, faſt eine unlösbare Aufgabe für den Preußiſchen Staat, ſo viele einander fremde Elemente in ſich zu einer wirklichen Einheit zu bringen, „den kalten, verſchloſſenen Brandenburger, den ſentimentalen Preußen, den plumpen, aber braven Pommer, den geſchmeidigen Schleſier, den offenen Rheinländer u. ſ. w." Bei dieſer Gelegenheit lobt ſie die kleinen Fürſtenthümer, bei denen Heimathliebe und Vaterlandsliebe Eins ſein können. Von einem Beſuch in dem Stolbergſchen Gedern im Vogelsberg, ſendet ſie einer Tochter des Stolbergſchen Hauſes aus einem Schrein des gräflichen Schloſſes ein Muſikſtück, von der Steinſchen Burg bei Naſſau nimmt ſie ein Steinchen mit, läßt es in Gold faſſen und ſendet es dem vertriebenen Miniſter Stein als Gruß

aus der Heimath. Auch in ihrer Sprache hat die Prinzeß ihre Heimath nie verleugnet: wenn selbst ihre Schrift hessische Spracheigenthümlichkeiten zeigt, wenn sie sich in ihren Briefen sogar um grammatische Unrichtigkeiten, die leicht hätten aufgegeben werden können, nicht Sorge macht — z. B. das „Ihnen" statt „Sie" — so wird sie gewiß in der mündlichen Rede die Süddeutsche auch in Berlin haben hören lassen.

Von so edlen Mächten gehegt und gepflegt wuchs die Prinzeß heran. Als ein Ideal der Schönheit, so berichtet Edda von Kalb, ihre nachmalige Hofdame, welche die siebzehnjährige schon kannte, stand uns jungen Mädchen die Prinzeß vor Augen, — eine ruhige Schönheit. Die scheinbar unerschütterliche Ruhe war aber in der jungen Seele nur Kraft des Willens, das Gemüth war unter dieser Hülle oft tief bewegt, bis zum heftigsten Schmerz. So fiel sie in eine tiefe Ohnmacht, als die Freundin, Henriette Schultz, von ihr schied. Als ihr Bruder, Prinz Philipp, nach mehrjähriger Abwesenheit sie zuerst bei Tafel wieder erblickte, erkannte er sie nicht sogleich und ward von ihrer Schönheit aufs Lebhafteste erregt. Die kleine Scene, die einem Dichter den Stoff zu einer Dichtung mit heiterem Ausgang bieten konnte, ward auch für die Geschwister noch manchmal der Anlaß zu geschwisterlichem Scherz. Drei Schwestern waren schon von deutschen Fürstensöhnen in ihre Schlösser heimgeführt, Karoline und Luise nach Rudolstadt, Amalie nach Dessau. Wem wird Gott das liebliche Loos zufallen lassen, diese Perle in das Gold seiner Liebe fassen zu dürfen? Die Ehen der Fürsten sind oft schon durch die Weise, wie sie zu Stande kommen, in ihrem Gedeihen gefährdet. Weniger als in den niedrigeren Schichten der Gesellschaft führt der völlig freie Zug der Liebe die Herzen einander zu. Die Eltern überschauen die Zahl der Prinzessen im Interesse des Sohnes; Gründe der politischen

Klugheit und der verwandtschaftlichen Verbindung wirken mit, wenn das Auge auf einer Gestalt mit Vorliebe ruht; eine persönliche Annäherung der beiden, die für einander geeignet scheinen, wird herbeigeführt; der Prinz, ob er auch nicht die überwältigende Gewißheit hat, daß er nur mit dieser das tiefste aller Bündnisse eingehen möchte, giebt sich doch der Hoffnung hin, daß das Zusammenleben die Innigkeit des Bundes mehren werde, und die Prinzeß giebt ihr Ja mit dem ernsten Willen, die Pflichten des Ehebundes zum Glück ihres Gemahls treulich zu erfüllen. Nicht immer geht's in Fürstenehen von Tiefe zu Tiefe, von Innigkeit zu Innigkeit. Das Bündniß, zu welchem ein Hohenzoller die Prinzeß aus dem Hessenschloß heimholte, hatte diesen Segen reichlich. Verwandtschaft half auch dießmal zum Zustandekommen mit. Die Königin von Preußen, Friederike, die Wittwe Friedrich Wilhelms II., war die zweite Tochter der „großen Landgräfin", also die jüngere Schwester der Landgräfin von Hessen, die Mutter wie des Königs Friedrich Wilhelm III., so des Prinzen Wilhelm und die Tante der Prinzeß Marianne. Die Tochter der Königin war die Kurprinzeß Auguste von Hessen-Kassel. Zum Besuch dieser Tochter kam die Königin im Sommer 1803 nach Wilhelmsbad bei Hanau, begleitet von ihren Söhnen Heinrich und Wilhelm. In Wilhelmsbad sah Prinz Wilhelm, grade zwanzig Jahre alt, die Prinzeß, die im achtzehnten Jahre stand, zuerst. Eine zweite Begegnung fand bald darauf auf einem Balle Statt, der im von Bethmannschen Hause in Frankfurt a/M. zu Ehren der Königin gegeben ward. Der Wunsch der Mutter und die keimende Herzensneigung des Sohnes begegneten sich in verheißungsvoller Weise, von Potsdam aus bewarb sich der Prinz bei der Prinzeß und ihren Eltern um ihre Hand. Der Segen der Eltern ward gern gegeben, um dem Kinde das Haus zu bauen, und die Tochter hatte ein warmes und zuversichtliches Ja.

Wir haben aus der kurzen Brautzeit je einen Brief des Bräutigams und der Braut. Wenn es ein werthvoller Beitrag zur Geſchichte des Gemüths und der Sitte wäre, derartigen Briefwechſel aus allen Zeiten zu ſammeln, ſo würden die Briefe unſers fürſtlichen Brautpaars ſich jedenfalls durch den Ton ungefärbter Wahrhaftigkeit und einfacher Herzlichkeit auszeichnen.

„Potsdam, 6. November 1803.

„Liebe Prinzeſſin! Ich bin äußerſt glücklich, daß Ihnen meine Geſchenke einiges Vergnügen gemacht haben. Die Art, mit welcher Sie mir dafür danken, iſt ſo herzlich und ſo gütig, daß ich innig davon gerührt bin. Ich war geſtern in Berlin, um die Zimmer auf dem Schloſſe zu ſehen, welche wir bewohnen werden. Sie ſind zwar noch nicht fertig, aber deſſen ungeachtet machte meine Phantaſie mir das Ganze wie ein Elyſium, und in Gedanken ſah ich meine Braut ſie zum erſtenmal betreten; doch nicht als Braut, ſondern als meine Frau werden Sie ſie zuerſt ſehen. Auch denke ich oft an den Augenblick, wann ich Sie werde aus dem Wagen heben hier bei uns, und wie wir uns des Frankfurter Balles erinnern werden. Damals glaubten Sie wohl nicht, daß unſere Verwandtſchaft noch enger werden würde? Ich wußte es freilich damals ebenfalls noch nicht gewiß, allein ich hoffte es ſchon und die Hoffnung hat mich nicht betrogen. Man iſt hier, wie natürlich, äußerſt neugierig, Sie zu ſehen, und alle Menſchen wünſchen, daß ich Sie um Ihr Portrait bitten möchte, eine Bitte, die, wie Sie leicht denken können, ich ſehr gern thue, und die ich eher gethan hätte, wenn mir Ihr Bild nicht ſo lebhaft vor Augen ſchwebte, daß ich ſogar einigemal verſucht habe, es aus dem Kopfe zu zeichnen. Einigermaßen ſind die Leute hiedurch beruhigt worden, doch nicht ganz, da ich immer etwas daran auszuſetzen fand. Haben Sie daher die Güte, es mir zu ſchicken,

und ſchelten Sie mich nicht, daß ich ſo unbeſcheiden bin, darum zu bitten, ſondern bleiben Sie vielmehr mir immer etwas gewogen und ſeien Sie überzeugt, daß ich nie aufhören werde zu ſein

Ihr ewig getreuer

Wilhelm."

„Legen Sie mich doch Ihren Eltern unterthänigſt zu Füßen und machen Ihren Geſchwiſtern tauſend Empfehlungen."

„Homburg, 24. November 1803."

„Unendlich freut mich Ihr letzter Brief, lieber Prinz. Die Art, mit welcher Sie von den Zimmern reden, die wir bewohnen werden, iſt ſehr ſchmeichelhaft für mich. O! daß es doch in meinen Kräften ſtände, ſo zu ſein, daß Sie ſie immer mit demſelben Gedanken betreten können! Das iſt mein liebſter, mein größter Wunſch!

Ja, gewiß wäre es mir auf jenem Balle nicht eingefallen, daß ich in ein ſo enges Band mit Ihnen treten würde! Ich tanzte den erſten Tanz mit Ihnen, das werde ich nie vergeſſen! Wegen meines Portraits iſt es mir recht leid, daß Ihr Wunſch nicht ganz erfüllt werden kann, indem in dieſem Augenblicke gar kein guter Maler in unſerer Gegend iſt und die Zeit zu kurz wäre, einen entfernten erſt kommen zu laſſen. Mama hat aber eines von mir, das ein ſehr guter Maler gemacht hat (der aber nicht mehr zu haben iſt), und ſie war ſo gnädig, mir zu verſprechen, daß ſie es Ihnen ſchicken wollte, aber mit der Bedingung, daß Sie, wenn Sie das Original beſitzen werden, das Bild ihr wiedergeben, weil es ihr ſo lieb iſt. Sie trägt mir zugleich ihre Empfehlungen an Sie auf. Sagen Sie ja jedermann, daß es flattirt iſt; ſonſt möchte man ſich zu ſehr wundern, wenn ich ankomme. Ich

freue mich recht, Ihr Talent zum Zeichnen zu bewundern, was Sie zu beſitzen ſcheinen.

Leben Sie wohl und zufrieden, theurer Prinz.

Marianne."

Am 27. December 1803, nachdem die Prinzeß zum letztenmal mit Eltern und Geſchwiſtern im heimathlichen Schloſſe Weihnachten gefeiert, trat ſie unter dem Geleite und Schutz ihrer Mutter die Reiſe nach Berlin an. Das volle Gefühl der Anhänglichkeit an die Familie, namentlich an den Vater, brach beim Abſchied hervor. An ihren Bruder Ferdinand, welcher ferne in ſeiner Ungariſchen Garniſon weilte, hatte die Schweſter am 23. December noch die innigen Worte geſchrieben:

„Ferdinand! Du bekommſt nun keinen Brief mehr von mir aus dem theuren, vielgeliebten Homburg; es iſt der letzte, um Dir noch einmal von hier aus zu ſagen, wie grenzenlos, wie unendlich ich Dich liebe! Sei glücklich und vergiß Marianne nicht, die eine neue Welt von Dir trennt; aber zugleich denke, daß kein Herz wärmer für Dich ſchlägt als das meine! Nur noch einige Tage, und alle Freuden der Vergangenheit — o der glücklichen! — fliehen von mir; Alles flieht, alles Glück, alles Leben, denn Homburg flieht!"

Für den Vater hatte ſie dieſen Brief zurückgelaſſen:

„Ich taumele nicht in die Welt wie ein Kind — nehmen Sie das in der ganzen vollen Bedeutung des Wortes; es wird Ihnen eine Beruhigung ſein, wenn Sie denken, in welchen Schauplatz ich mich ſtürze.

Ich verlaſſe Sie, geliebter Vater, das Theuerſte für mich auf der ganzen weiten Erde! Gott gebe, daß ich Sie bald wiederſehe!

Selbſt konnte ich es Ihnen nicht ſagen, obgleich ich mir's vornahm; ſo iſt's ja eben ſo gut.

Ihr Segen, Ihr Vorbild wird mich ewig und überall begleiten. O dann kann ich ja nicht straucheln! Nie ward ein Vater geliebt, wie ich Sie liebe. Marianne."

„Ich bin der Unempfindlichkeit angeklagt worden — man wollte sogar behaupten, Sie, theurer Vater, glaubten dies von mir; ich habe es nicht geglaubt, aber dennoch macht mich der bloße Gedanke schon krank, und es kränkte mich ganz unendlich, daß man das nur sagen konnte von Ihnen. — Übrigens ist es mir lieb, daß ich meinem Grundsatz scheine treu geblieben zu sein, meinen Kummer stets in mich selbst zu schließen und nie im Umgange ihn merken zu lassen; so manche Thräne habe ich unterdrückt seit dem Tage, wo ich wußte, daß ich bestimmt sei, Homburg zu verlassen; so oft bin ich von Ihnen aus Ihrem Zimmer entflohen, um meinen inneren Schmerz zu bekämpfen.

Seit meinem zwölften Jahre war es mein Wahlspruch: „„Dulde und enthalte Dich!"" Ich leide die fürchterlichsten Qualen, ich bin in einem immerwährenden Kampf, bis ich allein bin. O dann lasse ich den heißen Thränen meinen Lauf! ich leide viel — aber ich dulde! Ach Gott, es ist ja das einzige, was ich gelernt habe auf dieser Welt!

Ich weiß nicht, warum ich Ihnen, lieber Vater, das alles sage, aber ein inneres Gefühl hat's mir befohlen; ich war beleidigt, sehr beleidigt, mich da angeklagt zu sehn, da, wo mein letzter Fehler wäre; an Sie habe ich mich gewendet, weil ich Sie so grenzenlos liebe." M."

Der Landgraf der in Frankfurt verweilte, antwortete der geliebten Tochter:

„Du brauchst nicht zu erschrecken und zu glauben, daß ich alle Posttage schreiben wolle. Ich bin noch hier, habe Zeit und es thut mir nöthig. Gestern bekam ich Deinen Brief von Gelnhausen; zugleich kam die verwaiſete Familie von Homburg

und der Tyrann von Rumpenheim,*) der zwei Stunden bei uns blieb. Wie wir allein beisammen waren, machte ich die Bemerkung, die sie alle sehr treffend fanden, daß ich die Empfindung hätte, als wenn einem jeden von uns ein Fuß oder Arm abgeschnitten wäre. Ich fürchte mich vor morgen Abend, wo ich wohl zurückkehren muß. Nun sind noch zwei Sachen, die ich auf dem Herzen habe. Die eine ist eine Stelle in Deinem zurückgelassenen Brief, die mir wehe thut, wo der Sinn ist, du hättest viel dulden und leiden gelernt. Nun weiß ich wohl, daß ich niemals dazu Anlaß gab oder geben wollte, aber es könnte doch unwissend geschehen sein, und ich brauche zu meiner Beruhigung, daß Du mir ausdrücklich, aber wahr sagst, daß das nie der Fall von mir war, so wie ich sagen kann, daß Du mir von Kind auf bis jetzt beständig Freude gemacht hast.

Die andere ist die Bitte, daß, wo Dir épineuse Fälle von allen Arten vorkommen, Du mich nicht schonst, wenn Du glaubst, daß ich einen Rath geben könnte und es noch Zeit dazu ist. Auf völlige Verschwiegenheit kannst Du ohnehin rechnen. Die Briefe könnten durch die Amélie gehen; auch könnte hier und da ein Haupt-Wort in Sandozischer Schrift sein."

Die lange Reise ward durch die Besuche bei der Herzogin Luise von Weimar, der Schwester ihrer Mutter, wie bei ihren Schwestern in Rudolstadt und Dessau in erfreulicher Weise unterbrochen. In Rudolstadt kam Schillers Frau mit der Braut in nähere Berührung. Sie schrieb darüber unter dem ersten Eindruck: „Es ist eins der schönsten Gesichter, das ich gesehen habe: ihr Anstand ist so unbefangen und natürlich, daß man

*) So nennt der Landgraf in scherzhaftem Humor den ihm engbefreundeten und allgemein verehrten Landgrafen Friedrich zu Rumpenheim (geb. 11. September 1747, gest. 20. Mai 1837.)

gleich Vertrauen faßt: der Ausdruck von Güte und Wohlwollen in dem Geſichte macht es noch ſchöner . . . Ich wünſche dieſer liebenswürdigen Prinzeß von ganzem Herzen alles Glück, und hoffe, daß ihr Schickſal auch ſo begünſtigt ſein mag, als die Natur ſie begünſtigt hat. Frau von Staël hat ſich ſehr um die Prinzeß Marianne beworben und ſie hat ihr ſehr gefallen."

Als ſie Potsdam erreicht hatte, ſchrieb ſie in ihr Tagebuch: „So kam ich in Potsdam an, wo mir zum erſtenmal meine Beſtimmung wieder vor die Seele kam — die Feier des Einzugs, es war am Abend und dunkel, das Geläute der Glocken, die Kanonen, das erſte Vivat des Volks, das mir galt, die Reden, die an mich gerichtet wurden und die ich in der Stimmung, worin ich war, ohne Verlegenheit beantwortete, — endlich wie ich ſah, daß ich demjenigen, dem ich angehören würde; mein übriges Leben hindurch, immer näher und näher kam, — da ſchlug mir das Herz hoch auf — es war ein Gefühl, das mir eine richtige Ahndung geworden iſt — ſo fand ich mich in ſeinen Armen, ohne im Taumel bemerkt zu haben, daß der Wagen anhielt. Es war ein rührender Moment und ich war tief erſchüttert! — Jetzt führte er mich ſchnell durch eine Menge Menſchen hindurch. Der König, der mir entgegen gekommen war, umarmte mich, ſchien erfreut und begegnete mir ſehr freundlich." Am andern Tag war der feſtliche Einzug in Berlin. Die beſcheidene Prinzeß, der bisher, wie eine Vertraute ihres Hofes erzählt hat, noch nie Jemand vorgeſtellt worden war, mußte nun in der Hauptſtadt des Königreichs Huldigungen entgegennehmen und Hulden ſpenden. „Als ſich die Wagen der ſchönen Fahnendecoration näherten," ſo erzählt ein Bericht aus jenen Tagen, „gingen ihr die Älteſten der Kaufmannſchaft entgegen und baten Ihre Durchlaucht, ſich dieſe ſinnbildliche Verzierung gefallen laſſen zu wollen und daß Sie Ihren Weg durch dieſelbe nehmen möchten. Als Ihre Durchlaucht

auf das gnädigste dafür gedankt hatten, fuhr der Wagen durch diese schöne Fahnencolonnade, und indem sich die Fahnen salutirend gegen einander neigten, war es als rauschten die Fittige der Adler, unter deren Schwingen gleichsam die Prinzeß ihren Triumphzug endigte." Es fehlte den Festgedichten nicht an Anspielungen auf den Ahnherrn der Braut, der durch sein tapfres Schwert bei Fehrbellin dem Hohenzollernstaat gute Dienste geleistet.

Sei willkommen in der Stadt der Brennen,
Sei willkommen, Fürstin sanft und gut,
Schöner Zweig aus jenem Heldenblut,
Dessen Werth die Brandenburger kennen,
Seit dein Ahnherr Lorbeern ewig grün
Sich und uns erfocht bei Fehrbellin.

Und neben dem dankbaren Rückblick fehlte die hoffnungsvolle Weissagung nicht:

Aus dem Rosenkranz, den Liebe wand,
Sprießen Lorbeern für das Vaterland.

Am 12. Januar 1804 fand die Trauung Statt. Als ihr die Krone aufgesetzt ward, fühlte sie sich ohnmächtig und mußte mit Wein gestärkt werden. Das Festmahl war vorüber, der Fackeltanz war nach alter Sitte getanzt. Für das junge Paar begann die Aufgabe, sich in einander in Liebe einzuleben und vom Königsschloß aus, in welchem sie wohnten, dem Volk das Vorbild einer frommen und glücklichen Häuslichkeit zu bieten.

IV.

Die junge Frau.

Die Aufgabe, welche Gott durch seine Führung der jungen Prinzeß stellte, war überaus ernst. In der vorhergehenden Generation hatte der Preußische Hof durch die Untreue im ehelichen Leben, welcher der König Friedrich Wilhelm II. selbst sich schuldig gemacht hatte, dem Volke das größte Ärgerniß gegeben. Nun leuchtete freilich die Ehe, welche der Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm III. mit der Königin Luise führte, vorbildlich ins Land. Und an das Königspaar, welches der Schwägerin auf das Herzlichste entgegenkam, konnte diese mit Zuversicht sich anschließen. Aber der frische Hauch des neuen Lebens, den Gott dem Hofe wie dem ganzen Volke wenige Jahre nachher unter schweren Geschicken und durch große Errettungen zuführte, wehte beim Einzug der Prinzeß noch nicht in Berlin. In dem Hofleben war doch mehr Behagen als Geist. Und das grade machte der Prinzeß dies Leben unbehaglich. Gewöhnt, in stiller Beschränkung ihr Gemüth auszuathmen und Erquickung für dasselbe zu empfangen, blieb sie in den großen Verhältnissen kalt und ward gelegentlich für kalt gehalten. Denn die Unmittelbarkeit, die ihr Briefwechsel bekundet, verging ihr in der großen, unter dem Gesetz der Etikette stehenden Gesellschaft. Die Oberhofmeisterin, Gräfin Voß, schreibt

bei Gelegenheit der Vermählung in ihr Tagebuch: „Wir hatten die Prinzeſſin ſchon in Frankfurt a/M. geſehn, wohin ſich der Hof zu dieſem Zwecke begeben hatte. Aber ſie verſprach beim erſten Eindruck mehr als ſie hielt; beide Verlobte waren anfangs ein ſteifes und ſtummes Paar.“ Im Verlauf der Ehe hat das Paar mehr gehalten als die Oberhofmeiſterin verſprach. Die Prinzeß war mit den feſteſten Grundſätzen, welche der chriſtliche Glaube und die chriſtliche Sittlichkeit einflößen können, in die Ehe gegangen. Die Briefe aus der erſten Zeit derſelben geben uns ſchon davon Zeugniß. Während ſie dem Vater gegenüber ihre Gefühle für das Elternhaus und die Heimath am wärmſten ausſpricht, erzählt ſie der Mutter, ſeitdem dieſelbe Berlin wieder verlaſſen, alle Einzelheiten ihres neuen Lebens. Das Unglück ihres Bruders Ludwig, dem die Prinzeß Auguſte von Naſſau-Uſingen die Hand gereicht, während ihr Herz dem hannöverſchen Lieutenant Friedrich Wilhelm von Bismarck gehörte, war die erſte Veranlaſſung, daß ſie ſelbſt ihre Gedanken über das Gerathen der Ehe ausſprach. „Ich habe immer geglaubt, wenn's auch im Anfang nicht außerordentlich gut ginge, da ſie in Louis durchaus nicht verliebt war, daß ſich das in der Folge aufs Beſte machen würde; wie ich an mir ſelber die Erfahrung gemacht habe, daß man nicht grade verliebt ſein muß, um ein beſtändiges Glück in der Ehe zu finden — im Gegentheile, daß das die dauerndſten Freundſchaften ſeien, die ſich auf die wahre Achtung gründen, und nicht auf die Liebe, aber ich ſehe, es giebt keine Regel ohne Ausnahme.“ Ein andermal ſpricht ſie, nachdem ſie das rohe Benehmen eines ausländiſchen Prinzen gegen ſeine Gemahlin geſchildert, von der Pflicht und der Kraft der Frau in der Ehe. „Übrigens iſt es, wie ich glaube, allemal die Schuld der Frau, wenn ſie mit ihrem Manne nicht leben kann. Denn es dünkt mir, daß man mit Sanftmuth, Geduld und Ausdauer — den eigen-

thümlichen Tugenden der Frau — alles in der Welt, alles ertragen kann."

Dieſe guten Grundſätze der Prinzeß wurden von ihrem Gemahl in keinerlei Weiſe auf harte Proben geſtellt. Er war, wie ſie, von dem redlichen Willen durchdrungen, eine gottgefällige und beglückende Ehe zu führen. Die wechſelſeitige Achtung vertiefte ſich zur innigſten Liebe, in welcher eins dem andern das Beſte gab, eins vom andern das Beſte empfing. Der Prinz war zwanzig und ein halbes, die Prinzeſſin achtzehn und ein viertel Jahr als ſie ihr gemeinſames Leben begannen. Von Anfang an richteten ſie ſich auf wirkliche Gemeinſamkeit ein. Die Stunden des Tags, die ſie nicht durch des Prinzen militäriſche Verpflichtungen getrennt ſein oder mit einander in der königlichen Familie oder bei andern Verwandten zubringen mußten, verlebten ſie meiſt in demſelben Zimmer. Sehr viel und das Beſte, was die Zeit bot, las der Prinz ihr vor. Mit Schillers „Braut von Meſſina" machte er den Anfang. Das Verhältniß zu den königlichen Geſchwiſtern geſtaltete ſich aufs Wünſchenswertheſte. Mitglieder des Hofs, die nach einer tiefern Unterhaltung oder gar nach einem Ausſchütten des bekümmerten Herzens verlangten, ſuchten die Prinzeß mit Vorliebe auf. Ein Jahr lang war es für ſie wohlthuend, die Schweſter der Mutter, die Königin Wittwe, in der Nähe zu haben. Sie wohnte im Ganzen lieber in Berlin als in Potsdam, nicht etwa, weil ſie die größere Stadt der kleineren vorgezogen hätte. Sie liebte von ihrer Lebensgewohnheit im ſtillen Homburg immer die Stille. Aber Potsdam galt für ungeſund und Berlin bot doch etwas reichere Geiſtesnahrung. Es iſt uns durch Tagebuch und Briefwechſel vergönnt, das glückliche Leben der jungen Frau zu belauſchen. Im Anfang ſcheint es, als ob ſie mit ihrem Herzen noch mehr im elterlichen als im eigenen Hauſe wäre. „Ich wäre unendlich glücklich," ſchreibt

ſie dem Vater am 15. Januar, drei Tage nach der Trauung, wenn es ganz ſo iſt, wie Sie mir jetzt vielleicht nur ſagen, zum ſüßen Troſt, daß ich Ihnen immer Freude gemacht hätte! Gewiß war es wenigſtens ſtets mein Beſtreben. O ein ſehr leichtes Joch, dem Genügſamſten aller Erdenbewohner, dem beſten, dem gütigſten etwas zu gefallen zu thun . . . O Gott, wie war es möglich, daß Ihnen je ſo etwas in den Sinn kommen konnte, Sie hätten vielleicht unwiſſend Anlaß zum Kummer für mich geben können? O auch unwiſſend verbreiten Sie nichts als Glück, Freude und Leben, in alles was Sie umgiebt." Am 30. Januar war des Vaters Geburtstag. Die Tochter ſchreibt: „O geliebter Vater, erhalten Sie mir Ihre Liebe und ich bin glücklich! Leben Sie ihn froh, dieſen Tag der Freude! — Wilhelm hat Sie ſehr lieb und theilte meine Freude recht innig mit mir, ſowie die ganze Familie, zumal der König hat mich innig gerührt durch ſeine Theilnahme. Ich aß bei ihm und er bemerkte, daß meine Damen geputzt waren. Er frug um die Urſache und als ich ihm dieſe nannte, ergreift er meine Hand und drückt ſie ſo freundſchaftlich und war ſo freundlich. Gleich rief er es der Königin zu, dann dem Möllendorf, der gegen ihm über ſaß, darauf ergriff er das Glas, mit ihm die ganze Tafel und mir wurden auf allen Seiten Wünſche für Ihr Glück zugerufen. — Vor Tiſch trank ich Chokolade bei Mama nach dem alten Brauch, aber es war öde, denn ach! die Sonne fehlte ja." Am 28. März: „Wie die Zeit vergeht und wie ſie ſich ändert! — Heute waren es ſchon drei Monate, daß ich fern von Homburg erwachte, und was geſtern vor drei Monden war, werde ich auch nie vergeſſen lernen. — O mein Vater, beſter, vortrefflichſter, wann werde ich Sie wiederſehen, mich verlangt unendlich darnach, ſehnlichſt wünſche ich einmal wieder in mein geliebtes, göttliches Jugendland — doch „was Gott thut, das iſt wohlgethan" . . . Ich bin davon ganz über-

zeugt und mir gehts auch wirklich recht gut, freilich ging mirs ehemals auch gut. — Mein Bestreben hat sich ganz in einem Hauptsatz verwachsen, ganz Weib zu sein, es ist nicht wenig, lachen Sie nicht darüber, es gehört viel dazu, auch viel Hoheit, was ich noch lange nicht besitze. Eines habe ich erlernt, ich mische mich nie in etwas, was nicht in mein département und befinde mich recht gut dabei. Der König hat mich schon oft seiner Frau als Beispiel vorgesetzt ... Kurz ich bin zufrieden und Gott wird mir gute Wege lehren und mich sanft geleiten auf diesen durchs Leben." Gründonnerstag: „Eben komme ich zurück von der Königin, mit der ich allein zu Mittag gegessen habe. Wir hatten eine sehr ernsthafte Unterhaltung, erstlich, welche der Tag mit sich brachte, dann auch ausgedehnter übers Leben u. s. w. Wirklich recht zufrieden kam ich zurück."

Man wird es bei der guten Grundstimmung der Prinzeß verzeihen, wenn sie gelegentlich, bei der Erinnerung an Heimath und Elternhaus sich ausspricht, als wenn sie doch nicht „recht zufrieden" wäre. Die Mutter ist abgereist. Das junge Paar ist in der Nacht nach der Abreise von Berlin nach Potsdam gefahren. Die Schilderung, die sie der Mutter giebt, steht unter dem Einfluß der lebhaftesten Erinnerung an Homburg (7. April 1804): „Unterwegs glaubte ich mich auf der Straße von Frankfurt.*) Wilhelm schlief wie einst Ferdinand. Und eine Menge Dinge, an die ich auf dem Heimweg von Frankfurt dachte, kamen mir in den Sinn. Aber leider befand ich mich nicht in Ihrem Vorzimmer, um Ihnen die Hand zu küssen. O, liebe Mama, wann wird dieser meinem Herzen so süße Augenblick kommen? — Ich bin gewiß, daß Sie den Aufenthalt in Potsdam nicht würden ertragen können — nicht zwei Tage. Nein, das ist schrecklich, man macht sich keine Vorstellung

*) Nach Homburg.

davon, wenn man nicht das Vergnügen hat, es zu ſchmecken. Wenn Sie mir es erlauben, ſo werd' ich Ihnen das Bild eines Tages entwerfen (ich habe nur einen nöthig, denn einer iſt wie der andere). Den ganzen lieben Morgen hört man nichts als den Lärm der Waffen, der Kanonen und Gewehre, nicht zu vergeſſen, das ewige Rufen der Offiziere. Dies könnten Sie noch gern ertragen, — der Prinz exercirt von ſieben bis zehn, geht dann zur Parade, dann muß er ſich anziehn für das Mittagsmahl, ſo daß ich ihn nicht ſehe, von halb elf bis zwölf iſt die Königin bei mir oder ich bei ihr, um zwölf ziehn wir uns für das Mittagsmahl an, genau zehn Minuten vor ein Uhr muß man bei der Königin ſein, und wenn das langweilige Glockenſpiel ſagt, daß es ein Uhr ſei, ſetzt man ſich zu einem ſehr einfachen Mahl mit vier oder fünf Offizieren, nach dem Eſſen langweilt man ſich im Zimmer bis 3 Uhr, um 4 Uhr bin ich im Wagen zu zweien mit der Königin, gewöhnlich gehen der König und ſeine Brüder und ſein Schwager zu Fuß und wir treffen uns in der Allée von Sansſouci, wo wir nach Belieben ſpazieren gehn, bei einer ſehr ſchneidenden Kälte, vorgeſtern iſt die Königin ins Waſſer gefallen, was unſern Spaziergang abgekürzt hat, um ſechs Uhr präcis muß man wieder in dem gelben Zimmer ſein, wo Sie auch nach dem Mittagsmahl geweſen ſind, jetzt naht der ſchreckliche Augenblick, wir ſitzen um einen Tiſch um zu arbeiten und den Thee zu nehmen, wenn er genommen iſt, beginnen der König und ſeine Brüder zu leſen, ſo ſind wir natürlich verpflichtet zu ſchweigen, manchmal ſetzen die Königin und ich uns in ein anderes Zimmer, das geht denn ſehr gut, aber das iſt dem König nicht recht. Niemand genirt ſich, man bleibt ſitzen, wenn die Majeſtäten ſtehn. Um halb neun ſetzt man ſich zum Nachteſſen, ich immer zwiſchen den Majeſtäten an einem kleinen runden Tiſch, mit der lieben Familie, zu ſechſen, die Damen und Herren ſind an einem

andern Tiſch, gewöhnlich ſpricht Niemand und man unterhält ſich mit dem Leſen der Speiſekarte, um neun tritt der wachthabende Offizier ein mit dem Rapport, man ſteht auf, zieht ſich durchs Zimmer, oder arbeitet noch bis halb elf, das iſt die erſehnte Stunde, in der man ſich zurückzieht."

Die Ungunſt, mit welcher die Prinzeß dies Bild entworfen, erſcheint im milderen Lichte, wenn man bedenkt, was ſie in ihrem Leben vermißte. Es war nichts Geringeres als ihr Gemahl. Denn Gemeinſchaft gehört zum Einleben und nach ihr haben ſich der Prinz und die Prinzeß geſehnt. So war der „Ziegenpeter", der die Prinzeß bald für einige Tage ans Zimmer und Bett feſſelte, eine Erquickung für ihr Gemüth; „Wilhelm hat mich alle die Zeit nicht verlaſſen, ſelbſt geſtern nicht, den einzigen Carnevalstag, an dem wir in Potsdam Schauſpiel hatten." Im Juli trat durch zerſtörte Mutterhoffnungen eine ernſtere Veranlaſſung für den Prinzen ein, liebend und pflegend um die Gemahlin zu ſein. Die Königin Luiſe wetteiferte mit ihm. Kein Tag verging, an welchem ſie der Kranken nicht ihren Beſuch gemacht hätte. Ein großer Troſt war Hufeland, welcher in der doppelten Eigenſchaft als Arzt und Menſch der Prinzeß in dieſer Zeit nahe trat und theuer ward. „Hufeland, ſo ſchreibt ſie beruhigend der Mutter (10. Auguſt 1804), iſt von einer ſchrecklichen Strenge und ich bin der Gehorſam ſelbſt. Ich habe dieſen Arzt ſehr lieb, er hat eine ſo intereſſante und angenehme Unterhaltung, anfangs ſtößt er durch ſteifes Benehmen und außerordentliche Kälte ab, aber wenn man ihn öfter ſieht, denkt man daran nicht mehr, dabei iſt er ſehr mitleidig und trotzdem, daß er ſo viel zu thun hat, ſehr ſorgfältig. Man fragte mich, als ich anfing, mich übel zu befinden, welchen Arzt ich wollte, und ich erinnerte mich dann gleich all des Guten, das Sie, liebe Mama, von ſeinem Buch geſagt haben, das iſt der Grund, warum ich ihn

gewählt habe und ich werde es nie bereuen." Der treffliche Mann ſollte in noch ſchwereren Tagen der Prinzeß ein treuer, zuverläſſiger Beiſtand ſein.

Es war für die Geneſene eine unübertreffliche Nachcur, daß ſie während einer militäriſchen Reiſe des Gemahls ihre beiden Schweſtern in Rudolſtadt beſuchen und dort ihren Vater wiederſehen durfte, in deſſen Begleitung auch die Geſchwiſter Auguſte und Leopold kamen. Daß auch ihr Gemahl nach Rudolſtadt kam und von den Verwandten warm empfangen ſich warm in ihrem Kreiſe fühlte, machte die Freude der Prinzeß vollkommen. Sie klingt in ihrer Seele noch lange nach. Sie ſchreibt an ihren Vater (22. October 1804): „Ich habe Sie wiedergeſehen nach acht Monaten. O es war ein unbändiges Glück, wo könnte ich Worte hernehmen, meinen warmen Dank auszudrücken, daß Sie gekommen ſind! Alſo darüber nichts. Aber das muß ich Ihnen doch ſagen, daß Sie meiner Seligkeit nicht recht gewiß werden konnten, als wie vielleicht den Augenblick, wie Sie hereintraten, denn das habe ich wenigſtens noch nie empfunden dieſes Gefühl — denn ſchon da wie ich Ihnen meinen alten Portefeuille zeigte, hatte ich Berlin und alles ſchon vergeſſen, mir däuchte, ich wäre mit Ihnen nach Rudolſtadt gereiſt. So wird mirs gewiß mein ganzes Leben hindurch gehen, wenn ich Sie ſehe, ich bin zu ſehr an Sie gewöhnt und Ihr ganzer Lebenswandel iſt mir ſo lebhaft vor meiner Seele, daß ich mir nie eine Zeit der Trennung werde denken können, wenn ich bei Ihnen ſein werde. Aber wie Sie fort waren, da fiel mirs wieder ſchwer, zentnerſchwer aufs Herz und da erkannte ich erſt, wie glücklich ich geweſen war, denn es iſt doch ein ganz andres Leben, wo Sie ſind. Nun denken Sie ſich einmal die Freude, wie Sie zum zweitenmal wiederkamen! Es war mir entſetzlich lieb, aber auch wegen Wilhelm, den es ſo ſehr glücklich gemacht hat, Sie

wiederzusehen. — Die erste Frage vom König, so wie ich zum Wagen herausstieg, war auch richtig die, welche ich Ihnen immer sagte: Haben Sie den Landgraf gesehn? — — Und der Napoleon — Sie waren doch dort, ich las es in den Zeitungen, habe es aber immer abgestritten, ich hielt es für eine Unmöglichkeit."

Es war das Jahr, in welchem Napoleon sich zum Kaiser machte, seine Triumphzüge am Rhein begann und die deutschen Fürsten in den Rheinlanden zur Entscheidung für oder wider ihn nöthigte. Er kam der Residenz des Landgrafen auf einige Meilen nahe. Wir haben oben gehört, daß dieser die Gegend verließ und nach Rudolstadt reiste — ohne Zweifel, um sich der Nähe des Corsen zu entziehen. Am 15. September schreibt ihm sein treuer Geheimerath Sinclair, daß alle Fürsten der Nachbarschaft sich nach Mainz begeben und räth, daß der Landgraf — „besonders bei den nachtheiligen Insinuationen, die man, auf frühere Data gegründet, vielleicht gegen Höchstdieselben zu machen bemüht sein würde" — sich auch entschließe, in der Versammlung der Fürsten nicht zu fehlen. Er ward dann in der That mit seinem zweiten Sohn, Prinzen Ludwig, und seinem Schwiegersohn, dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, dem Kaiser vorgestellt. Unter den fürstlichen Frauen, welche die Kaiserin Josephine empfing, befand sich auch die Landgräfin Karoline von Hessen-Homburg. Was die Prinzeß Marianne aus ihrem deutschen Herzen heraus und nach der Gesinnung ihres Vaters für eine Unmöglichkeit gehalten, das geschah aus dem Zwang der politischen Verhältnisse. Hinfort ist die Prinzeß in der Lage, während sie im Fortgang der politischen Dinge eine immer entschiedenere Herzensstellung gegen Napoleon einnimmt und so mit der Herzensstellung des Vaters zusammentrifft, im Briefwechsel mit der Mutter den Athem ihres deutschen Unwillens anzuhalten. Sie vermag es, in kindlicher

auf das gnädigste dafür gedankt hatten, fuhr der Wagen durch diese schöne Fahnencolonnade, und indem sich die Fahnen salutirend gegen einander neigten, war es als rauschten die Fittige der Adler, unter deren Schwingen gleichsam die Prinzeß ihren Triumphzug endigte." Es fehlte den Festgedichten nicht an Anspielungen auf den Ahnherrn der Braut, der durch sein tapfres Schwert bei Fehrbellin dem Hohenzollernstaat gute Dienste geleistet.

Sei willkommen in der Stadt der Brennen,
Sei willkommen, Fürstin sanft und gut,
Schöner Zweig aus jenem Heldenblut,
Dessen Werth die Brandenburger kennen,
Seit dein Ahnherr Lorbeern ewig grün
Sich und uns erfocht bei Fehrbellin.

Und neben dem dankbaren Rückblick fehlte die hoffnungsvolle Weissagung nicht:

Aus dem Rosenkranz, den Liebe wand,
Sprießen Lorbeern für das Vaterland.

Am 12. Januar 1804 fand die Trauung Statt. Als ihr die Krone aufgesetzt ward, fühlte sie sich ohnmächtig und mußte mit Wein gestärkt werden. Das Festmahl war vorüber, der Fackeltanz war nach alter Sitte getanzt. Für das junge Paar begann die Aufgabe, sich in einander in Liebe einzuleben und vom Königsschloß aus, in welchem sie wohnten, dem Volk das Vorbild einer frommen und glücklichen Häuslichkeit zu bieten.

IV.

Die junge Frau.

Die Aufgabe, welche Gott durch seine Führung der jungen Prinzeß stellte, war überaus ernst. In der vorhergehenden Generation hatte der Preußische Hof durch die Untreue im ehelichen Leben, welcher der König Friedrich Wilhelm II. selbst sich schuldig gemacht hatte, dem Volke das größte Ärgerniß gegeben. Nun leuchtete freilich die Ehe, welche der Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm III. mit der Königin Luise führte, vorbildlich ins Land. Und an das Königspaar, welches der Schwägerin auf das Herzlichste entgegenkam, konnte diese mit Zuversicht sich anschließen. Aber der frische Hauch des neuen Lebens, den Gott dem Hofe wie dem ganzen Volke wenige Jahre nachher unter schweren Geschicken und durch große Errettungen zuführte, wehte beim Einzug der Prinzeß noch nicht in Berlin. In dem Hofleben war doch mehr Behagen als Geist. Und das grade machte der Prinzeß dies Leben unbehaglich. Gewöhnt, in stiller Beschränkung ihr Gemüth auszuathmen und Erquickung für dasselbe zu empfangen, blieb sie in den großen Verhältnissen kalt und ward gelegentlich für kalt gehalten. Denn die Unmittelbarkeit, die ihr Briefwechsel bekundet, verging ihr in der großen, unter dem Gesetz der Etikette stehenden Gesellschaft. Die Oberhofmeisterin, Gräfin Voß, schreibt

bei Gelegenheit der Vermählung in ihr Tagebuch: „Wir hatten die Prinzeſſin ſchon in Frankfurt a/M. geſehn, wohin ſich der Hof zu dieſem Zwecke begeben hatte. Aber ſie verſprach beim erſten Eindruck mehr als ſie hielt; beide Verlobte waren anfangs ein ſteifes und ſtummes Paar.“ Im Verlauf der Ehe hat das Paar mehr gehalten als die Oberhofmeiſterin verſprach. Die Prinzeß war mit den feſteſten Grundſätzen, welche der chriſtliche Glaube und die chriſtliche Sittlichkeit einflößen können, in die Ehe gegangen. Die Briefe aus der erſten Zeit derſelben geben uns ſchon davon Zeugniß. Während ſie dem Vater gegenüber ihre Gefühle für das Elternhaus und die Heimath am wärmſten ausſpricht, erzählt ſie der Mutter, ſeitdem dieſelbe Berlin wieder verlaſſen, alle Einzelheiten ihres neuen Lebens. Das Unglück ihres Bruders Ludwig, dem die Prinzeß Auguſte von Naſſau-Uſingen die Hand gereicht, während ihr Herz dem hannöverſchen Lieutenant Friedrich Wilhelm von Bismarck gehörte, war die erſte Veranlaſſung, daß ſie ſelbſt ihre Gedanken über das Gerathen der Ehe ausſprach. „Ich habe immer geglaubt, wenn's auch im Anfang nicht außerordentlich gut ginge, da ſie in Louis durchaus nicht verliebt war, daß ſich das in der Folge aufs Beſte machen würde; wie ich an mir ſelber die Erfahrung gemacht habe, daß man nicht grade verliebt ſein muß, um ein beſtändiges Glück in der Ehe zu finden — im Gegentheile, daß das die dauerndſten Freundſchaften ſeien, die ſich auf die wahre Achtung gründen, und nicht auf die Liebe, aber ich ſehe, es giebt keine Regel ohne Ausnahme.“ Ein andermal ſpricht ſie, nachdem ſie das rohe Benehmen eines ausländiſchen Prinzen gegen ſeine Gemahlin geſchildert, von der Pflicht und der Kraft der Frau in der Ehe. „Übrigens iſt es, wie ich glaube, allemal die Schuld der Frau, wenn ſie mit ihrem Manne nicht leben kann. Denn es dünkt mir, daß man mit Sanftmuth, Geduld und Ausdauer — den eigen-

thümlichen Tugenden der Frau — alles in der Welt, alles ertragen kann."

Dieſe guten Grundſätze der Prinzeß wurden von ihrem Gemahl in keinerlei Weiſe auf harte Proben geſtellt. Er war, wie ſie, von dem redlichen Willen durchdrungen, eine gottgefällige und beglückende Ehe zu führen. Die wechſelſeitige Achtung vertiefte ſich zur innigſten Liebe, in welcher eins dem andern das Beſte gab, eins vom andern das Beſte empfing. Der Prinz war zwanzig und ein halbes, die Prinzeſſin achtzehn und ein viertel Jahr als ſie ihr gemeinſames Leben begannen. Von Anfang an richteten ſie ſich auf wirkliche Gemeinſamkeit ein. Die Stunden des Tags, die ſie nicht durch des Prinzen militäriſche Verpflichtungen getrennt ſein oder mit einander in der königlichen Familie oder bei andern Verwandten zubringen mußten, verlebten ſie meiſt in demſelben Zimmer. Sehr viel und das Beſte, was die Zeit bot, las der Prinz ihr vor. Mit Schillers „Braut von Meſſina" machte er den Anfang. Das Verhältniß zu den königlichen Geſchwiſtern geſtaltete ſich aufs Wünſchenswertheſte. Mitglieder des Hofs, die nach einer tiefern Unterhaltung oder gar nach einem Ausſchütten des bekümmerten Herzens verlangten, ſuchten die Prinzeß mit Vorliebe auf. Ein Jahr lang war es für ſie wohlthuend, die Schweſter der Mutter, die Königin Wittwe, in der Nähe zu haben. Sie wohnte im Ganzen lieber in Berlin als in Potsdam, nicht etwa, weil ſie die größere Stadt der kleineren vorgezogen hätte. Sie liebte von ihrer Lebensgewohnheit im ſtillen Homburg immer die Stille. Aber Potsdam galt für ungeſund und Berlin bot doch etwas reichere Geiſtesnahrung. Es iſt uns durch Tagebuch und Briefwechſel vergönnt, das glückliche Leben der jungen Frau zu belauſchen. Im Anfang ſcheint es, als ob ſie mit ihrem Herzen noch mehr im elterlichen als im eigenen Hauſe wäre. „Ich wäre unendlich glücklich," ſchreibt

ſie dem Vater am 15. Januar, drei Tage nach der Trauung, wenn es ganz ſo iſt, wie Sie mir jetzt vielleicht nur ſagen, zum ſüßen Troſt, daß ich Ihnen immer Freude gemacht hätte! Gewiß war es wenigſtens ſtets mein Beſtreben. O ein ſehr leichtes Joch, dem Genügſamſten aller Erdenbewohner, dem beſten, dem gütigſten etwas zu gefallen zu thun . . . O Gott, wie war es möglich, daß Ihnen je ſo etwas in den Sinn kommen konnte, Sie hätten vielleicht unwiſſend Anlaß zum Kummer für mich geben können? O auch unwiſſend verbreiten Sie nichts als Glück, Freude und Leben, in alles was Sie umgiebt." Am 30. Januar war des Vaters Geburtstag. Die Tochter ſchreibt: „O geliebter Vater, erhalten Sie mir Ihre Liebe und ich bin glücklich! Leben Sie ihn froh, dieſen Tag der Freude! — Wilhelm hat Sie ſehr lieb und theilte meine Freude recht innig mit mir, ſowie die ganze Familie, zumal der König hat mich innig gerührt durch ſeine Theilnahme. Ich aß bei ihm und er bemerkte, daß meine Damen geputzt waren. Er frug um die Urſache und als ich ihm dieſe nannte, ergreift er meine Hand und drückt ſie ſo freundſchaftlich und war ſo freundlich. Gleich rief er es der Königin zu, dann dem Möllendorf, der gegen ihm über ſaß, darauf ergriff er das Glas, mit ihm die ganze Tafel und mir wurden auf allen Seiten Wünſche für Ihr Glück zugerufen. — Vor Tiſch trank ich Chokolade bei Mama nach dem alten Brauch, aber es war öde, denn ach! die Sonne fehlte ja." Am 28. März: „Wie die Zeit vergeht und wie ſie ſich ändert! — Heute waren es ſchon drei Monate, daß ich fern von Homburg erwachte, und was geſtern vor drei Monden war, werde ich auch nie vergeſſen lernen. — O mein Vater, beſter, vortrefflichſter, wann werde ich Sie wiederſehen, mich verlangt unendlich darnach, ſehnlichſt wünſche ich einmal wieder in mein geliebtes, göttliches Jugendland — doch „was Gott thut, das iſt wohlgethan" . . . Ich bin davon ganz über-

zeugt und mir gehts auch wirklich recht gut, freilich ging mir's ehemals auch gut. — Mein Bestreben hat sich ganz in einem Hauptsatz verwachsen, ganz Weib zu sein, es ist nicht wenig, lachen Sie nicht darüber, es gehört viel dazu, auch viel Hohes, was ich noch lange nicht besitze. Eines habe ich erlernt, ich mische mich nie in etwas, was nicht in mein département und befinde mich recht gut dabei. Der König hat mich schon oft seiner Frau als Beispiel vorgesetzt ... Kurz ich bin zufrieden und Gott wird mir gute Wege lehren und mich sanft geleiten auf diesen durchs Leben." Gründonnerstag: „Eben komme ich zurück von der Königin, mit der ich allein zu Mittag gegessen habe. Wir hatten eine sehr ernsthafte Unterhaltung, erstlich, welche der Tag mit sich brachte, dann auch ausgedehnter übers Leben u. s. w. Wirklich recht zufrieden kam ich zurück."

Man wird es bei der guten Grundstimmung der Prinzeß verzeihen, wenn sie gelegentlich, bei der Erinnerung an Heimath und Elternhaus sich ausspricht, als wenn sie doch nicht „recht zufrieden" wäre. Die Mutter ist abgereist. Das junge Paar ist in der Nacht nach der Abreise von Berlin nach Potsdam gefahren. Die Schilderung, die sie der Mutter giebt, steht unter dem Einfluß der lebhaftesten Erinnerung an Homburg (7. April 1804): „Unterwegs glaubte ich mich auf der Straße von Frankfurt.*) Wilhelm schlief wie einst Ferdinand. Und eine Menge Dinge, an die ich auf dem Heimweg von Frankfurt dachte, kamen mir in den Sinn. Aber leider befand ich mich nicht in Ihrem Vorzimmer, um Ihnen die Hand zu küssen. O, liebe Mama, wann wird dieser meinem Herzen so süße Augenblick kommen? — Ich bin gewiß, daß Sie den Aufenthalt in Potsdam nicht würden ertragen können — nicht zwei Tage. Nein, das ist schrecklich, man macht sich keine Vorstellung

*) Nach Homburg.

davon, wenn man nicht das Vergnügen hat, es zu ſchmecken. Wenn Sie mir es erlauben, ſo werd' ich Ihnen das Bild eines Tages entwerfen (ich habe nur einen nöthig, denn einer iſt wie der andere). Den ganzen lieben Morgen hört man nichts als den Lärm der Waffen, der Kanonen und Gewehre, nicht zu vergeſſen, das ewige Rufen der Offiziere. Dies könnten Sie noch gern ertragen, — der Prinz exercirt von ſieben bis zehn, geht dann zur Parade, dann muß er ſich anziehn für das Mittagsmahl, ſo daß ich ihn nicht ſehe, von halb elf bis zwölf iſt die Königin bei mir oder ich bei ihr, um zwölf ziehn wir uns für das Mittagsmahl an, genau zehn Minuten vor ein Uhr muß man bei der Königin ſein, und wenn das langweilige Glockenſpiel ſagt, daß es ein Uhr ſei, ſetzt man ſich zu einem ſehr einfachen Mahl mit vier oder fünf Offizieren, nach dem Eſſen langweilt man ſich im Zimmer bis 3 Uhr, um 4 Uhr bin ich im Wagen zu zweien mit der Königin, gewöhnlich gehen der König und ſeine Brüder und ſein Schwager zu Fuß und wir treffen uns in der Allée von Sansſouci, wo wir nach Belieben ſpazieren gehn, bei einer ſehr ſchneidenden Kälte, vorgeſtern iſt die Königin ins Waſſer gefallen, was unſern Spaziergang abgekürzt hat, um ſechs Uhr präcis muß man wieder in dem gelben Zimmer ſein, wo Sie auch nach dem Mittagsmahl geweſen ſind, jetzt naht der ſchreckliche Augenblick, wir ſitzen um einen Tiſch um zu arbeiten und den Thee zu nehmen, wenn er genommen iſt, beginnen der König und ſeine Brüder zu leſen, ſo ſind wir natürlich verpflichtet zu ſchweigen, manchmal ſetzen die Königin und ich uns in ein anderes Zimmer, das geht denn ſehr gut, aber das iſt dem König nicht recht. Niemand genirt ſich, man bleibt ſitzen, wenn die Majeſtäten ſtehn. Um halb neun ſetzt man ſich zum Nachteſſen, ich immer zwiſchen den Majeſtäten an einem kleinen runden Tiſch, mit der lieben Familie, zu ſechſen, die Damen und Herren ſind an einem

andern Tiſch, gewöhnlich ſpricht Niemand und man unterhält ſich mit dem Leſen der Speiſekarte, um neun tritt der wachthabende Offizier ein mit dem Rapport, man ſteht auf, zieht ſich durchs Zimmer, oder arbeitet noch bis halb elf, das iſt die erſehnte Stunde, in der man ſich zurückzieht."

Die Ungunſt, mit welcher die Prinzeß dies Bild entworfen, erſcheint im milderen Lichte, wenn man bedenkt, was ſie in ihrem Leben vermißte. Es war nichts Geringeres als ihr Gemahl. Denn Gemeinſchaft gehört zum Einleben und nach ihr haben ſich der Prinz und die Prinzeß geſehnt. So war der „Ziegenpeter", der die Prinzeß bald für einige Tage ans Zimmer und Bett feſſelte, eine Erquickung für ihr Gemüth; „Wilhelm hat mich alle die Zeit nicht verlaſſen, ſelbſt geſtern nicht, den einzigen Carnevalstag, an dem wir in Potsdam Schauſpiel hatten." Im Juli trat durch zerſtörte Mutterhoffnungen eine ernſtere Veranlaſſung für den Prinzen ein, liebend und pflegend um die Gemahlin zu ſein. Die Königin Luiſe wetteiferte mit ihm. Kein Tag verging, an welchem ſie der Kranken nicht ihren Beſuch gemacht hätte. Ein großer Troſt war Hufeland, welcher in der doppelten Eigenſchaft als Arzt und Menſch der Prinzeß in dieſer Zeit nahe trat und theuer ward. „Hufeland, ſo ſchreibt ſie beruhigend der Mutter (10. Auguſt 1804), iſt von einer ſchrecklichen Strenge und ich bin der Gehorſam ſelbſt. Ich habe dieſen Arzt ſehr lieb, er hat eine ſo intereſſante und angenehme Unterhaltung, anfangs ſtößt er durch ſteifes Benehmen und außerordentliche Kälte ab, aber wenn man ihn öfter ſieht, denkt man daran nicht mehr, dabei iſt er ſehr mitleidig und trotzdem, daß er ſo viel zu thun hat, ſehr ſorgfältig. Man fragte mich, als ich anfing, mich übel zu befinden, welchen Arzt ich wollte, und ich erinnerte mich dann gleich all des Guten, das Sie, liebe Mama, von ſeinem Buch geſagt haben, das iſt der Grund, warum ich ihn

gewählt habe und ich werde es nie bereuen." Der treffliche Mann sollte in noch schwereren Tagen der Prinzeß ein treuer, zuverlässiger Beistand sein.

Es war für die Genesene eine unübertreffliche Nachcur, daß sie während einer militärischen Reise des Gemahls ihre beiden Schwestern in Rudolstadt besuchen und dort ihren Vater wiedersehen durfte, in dessen Begleitung auch die Geschwister Auguste und Leopold kamen. Daß auch ihr Gemahl nach Rudolstadt kam und von den Verwandten warm empfangen sich warm in ihrem Kreise fühlte, machte die Freude der Prinzeß vollkommen. Sie klingt in ihrer Seele noch lange nach. Sie schreibt an ihren Vater (22. October 1804): „Ich habe Sie wiedergesehen nach acht Monaten. O es war ein unbändiges Glück, wo könnte ich Worte hernehmen, meinen warmen Dank auszudrücken, daß Sie gekommen sind! Also darüber nichts. Aber das muß ich Ihnen doch sagen, daß Sie meiner Seligkeit nicht recht gewiß werden konnten, als wie vielleicht den Augenblick, wie Sie hereintraten, denn das habe ich wenigstens noch nie empfunden dieses Gefühl — denn schon da wie ich Ihnen meinen alten Portefeuille zeigte, hatte ich Berlin und alles schon vergessen, mir däuchte, ich wäre mit Ihnen nach Rudolstadt gereist. So wird mirs gewiß mein ganzes Leben hindurch gehen, wenn ich Sie sehe, ich bin zu sehr an Sie gewöhnt und Ihr ganzer Lebenswandel ist mir so lebhaft vor meiner Seele, daß ich mir nie eine Zeit der Trennung werde denken können, wenn ich bei Ihnen sein werde. Aber wie Sie fort waren, da fiel mirs wieder schwer, zentnerschwer aufs Herz und da erkannte ich erst, wie glücklich ich gewesen war, denn es ist doch ein ganz andres Leben, wo Sie sind. Nun denken Sie sich einmal die Freude, wie Sie zum zweitenmal wiederkamen! Es war mir entsetzlich lieb, aber auch wegen Wilhelm, den es so sehr glücklich gemacht hat, Sie

wiederzusehen. — Die erste Frage vom König, so wie ich zum Wagen herausstieg, war auch richtig die, welche ich Ihnen immer sagte: Haben Sie den Landgraf gesehn? — — Und der Napoleon — Sie waren doch dort, ich las es in den Zeitungen, habe es aber immer abgestritten, ich hielt es für eine Unmöglichkeit."

Es war das Jahr, in welchem Napoleon sich zum Kaiser machte, seine Triumphzüge am Rhein begann und die deutschen Fürsten in den Rheinlanden zur Entscheidung für oder wider ihn nöthigte. Er kam der Residenz des Landgrafen auf einige Meilen nahe. Wir haben oben gehört, daß dieser die Gegend verließ und nach Rudolstadt reiste — ohne Zweifel, um sich der Nähe des Corsen zu entziehen. Am 15. September schreibt ihm sein treuer Geheimerath Sinclair, daß alle Fürsten der Nachbarschaft sich nach Mainz begeben und räth, daß der Landgraf — „besonders bei den nachtheiligen Insinuationen, die man, auf frühere Data gegründet, vielleicht gegen Höchstdieselben zu machen bemüht sein würde" — sich auch entschließe, in der Versammlung der Fürsten nicht zu fehlen. Er ward dann in der That mit seinem zweiten Sohn, Prinzen Ludwig, und seinem Schwiegersohn, dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, dem Kaiser vorgestellt. Unter den fürstlichen Frauen, welche die Kaiserin Josephine empfing, befand sich auch die Landgräfin Karoline von Hessen-Homburg. Was die Prinzeß Marianne aus ihrem deutschen Herzen heraus und nach der Gesinnung ihres Vaters für eine Unmöglichkeit gehalten, das geschah aus dem Zwang der politischen Verhältnisse. Hinfort ist die Prinzeß in der Lage, während sie im Fortgang der politischen Dinge eine immer entschiedenere Herzensstellung gegen Napoleon einnimmt und so mit der Herzensstellung des Vaters zusammentrifft, im Briefwechsel mit der Mutter den Athem ihres deutschen Unwillens anzuhalten. Sie vermag es, in kindlicher

Mitfreude an der Freude der Mutter auf den Brief, in welchem dieſe ihren Aufenthalt in Mainz beſchreibt, zu antworten: „Ich kann das Vergnügen nicht ausſprechen, welches ich darüber empfunden habe, daß Sie endlich einen Ihrer Lieblingswünſche erreicht haben, Ihren Helden zu ſehen. Ich konnte mir lebhaft Ihre Genugthuung vorſtellen, daß Sie ſich ſeine Phyſionomie deutlich einprägen konnten.“ Sie küßt auch der Mutter die Hände für ein Medaillon der Kaiſerin, das ſie zum Geſchenk erhält. Sie erhält gleichwohl Vorwürfe der Mutter, daß ſie ihre Meinung über die Franzoſen geändert habe. Sie vertheidigt ſich: „Iſt denn in meinem Charakter Veränderlichkeit? Dies iſt vielleicht der einzige Fehler, den ich nicht kenne — ich habe die Franzoſen immer in der Geſellſchaft gerne gehabt, ich habe ihre Art zu ſein immer gern gehabt — ich werde nie aufhören, Napoleon als großen Mann zu bewundern.“ Man ſpürt der vorſichtigen Rede an, daß ſie Geſellſchaftliches und Nationales, Privates und Politiſches unterſcheidet. Ihre nationale und politiſche Auffaſſung der Dinge hat ſie ihrem Tagebuch anvertraut: „Den Beſchluß von 1804 machte Napoleons Kaiſerkrönung. Leider erniedrigten ſich deutſche Fürſten ſo weit, ihm bei dieſer Gelegenheit ihre Ergebenheit zu bezeugen. Hier ſank wohl Dalberg, der erſt ſo brav, ſo deutſch war, zuerſt von ſeiner Höhe herab, er ertrug in Paris allen Hochmuth des habſüchtigen, niedern Tyrannen.“ Es iſt zu vermuthen, daß in dieſem Urtheil nicht mehr viel Bewunderung für den „großen Mann“ enthalten war. Und auch ihre Bewunderung für die den Kaiſer ergebenen deutſchen Fürſten erſcheint gering, wenn ſie ein andermal von einer „Sündfluth von Königen“ ſpricht, die aus ſeiner Gnade die Königsherrlichkeit nehmen.

Die politiſchen Betrachtungen treten zu Anfang des Jahres 1805 vor ernſten Familiennachrichten zurück: die Tochter hat der Mutter den Tod ihrer Schweſter, der Königin Wittwe zu

melden und alle die Einzelheiten des Ablebens und der Trauer. In ihr Tagebuch schrieb sie: „25. Februar 1805 starb die gute vortreffliche Königin Mutter, die ich herzlich verehrte und liebte, weil sie Wilhelms angebetete Mutter, meiner Mutter gute Schwester war, welche mir so unendlich viel Liebes und Gutes erzeigt hatte. Am 26. Januar rührte sie der Schlag. Es war ein herzzerreißender Anblick, sie zu sehen in dem gräßlichen Zustand, ohne Sprache, dabei ihre Kinder, welche um sie herum beschäftigt standen. Sie war so sanft und liebreich gegen uns während dieser Krankheit, nie beleidigte sie mit einer üblen Laune, obwohl man sie nicht verstand, man ihr alles unrecht besorgte — für den geringsten Dienst drückte sie uns dankbar die Hände. Wilhelm rührte mich so oft, wenn er sie hob und trug, ihr dann eine Thräne ins Auge trat, als wollte sie sagen: es wird nicht mehr lange dauern. Sie schien am liebsten von ihm bedient zu werden, wenn er sich entfernte, sah sie ihm immer so lange nach, als wenn sie glaubte ihn zum letztenmal gesehen zu haben." Man fragt billig, welchen Trost aus Gottes Wort und aus der kirchlichen Gemeinschaft sie in so ernsten Tagen geschöpft habe. Wie wir die ersten Zeichen einer tapfern vaterländischen Gesinnung, in welcher sie später ihrem ganzen Volke voranleuchtete, wahrgenommen haben, so fängt auch das neue Christenleben zu sprießen an. Sie schreibt am 13. April 1805 der Mutter aus Potsdam: „Vorgestern am grünen Donnerstag hab' ich Ihren Brief erhalten, liebe Mama. Ich hatte an diesem Tag mit der Königin communiciert, die Prinzen haben gestern ihre Andacht gehalten und glücklicherweise hab' ich einen großen Unterschied zwischen hier und Berlin gefunden, wo diese Handlung viel von ihrer Heiligkeit verliert durch den Lärm und das ewige Geräusch, das man in der Kirche macht und wo man nichts thut. als uns ganz nahe ins Gesicht zu sehen, was doch sehr unangenehm ist, hier dagegen ist es sehr

würdevoll, wie es ſein muß, ich habe mich darüber wahrhaft gefreut. Ich wollte, liebe Mama, Sie hätten auch die Predigt gehört, die ein gewiſſer Piſchon geſtern gehalten hat, ich habe nie eine ähnliche gehört, ſelbſt nicht von Ancillon oder Palmier, dazu hat der Mann das Geſicht und den Ton eines Apoſtels. Was mir auch eine ſehr angenehme und rührende Erregung bereitet hat, war, daß man genau wie in Homburg an dem Tage die Melodie „O Haupt voll Blut und Wunden“ geſungen hat, aber die Worte waren ſchöner, wie ſie überhaupt hier im Geſangbuch ſchöner ſind.“ Sie beſchreibt dann, günſtiger als früher, ihren Tageslauf, rühmt die Güte des Königs und der Königin, durch welche ſie für ihre zukünftigen Kinder, um keine Treppe ſteigen zu müſſen, zwei Zimmer mehr empfängt. Sie erzählt von der Innigkeit ihres Lebens mit dem Prinzen, in deſſen Zimmer ſie ſich den ganzen Tag aufhält. „In Berlin, fügt ſie hinzu, ſind wir auch immer in demſelben Zimmer, in dem grünen, er hats nicht gern, daß ich in ein andres gehe, ſelbſt nicht zum Schreiben, und er iſt im Leben nicht in dem ſeinigen, er nimmt ſeine Stunden bei Profeſſor Kiſewetter auch in dieſem Zimmer, und macht dort alle ſeine Studien, ich widerſpreche ihm darin nie, denn ich muß ſehr entzückt ſein, daß er ſo gern bei mir iſt.“ Und bei dieſem Zuſammenſein lieſt ihr der Prinz vor. „Gewöhnlich iſts Geſchichte, während der Zeit arbeite ich oder zeichne ich, gegen ſieben kommen die Damen zum Thee und der Prinz lieſt wieder, Poeſie oder Theaterſtücke und wir arbeiten, auf dieſe Weiſe langweilt man ſich nie, man hat immer intereſſante Gegenſtände, darüber zu ſprechen, und man beſchäftigt ſich nützlich, denn wir haben ſchon viele Bücher geleſen, unter andern dieſen Winter, einfach nach dem Thee, hat der Prinz faſt alle Stücke von Schiller, einige Stücke von Goethe, viel von Voltaire, Racine und Corneille, dann die Henriade, die Iliade und das befreite Jeruſalem von

Taſſo geleſen. Den ganzen Tag ſind wir in demſelben Zimmer. Nach dem Nachteſſen ſprechen wir immer noch ein wenig, machen unſre Bemerkungen über das, was ſich am Tage begeben hat, ſprechen von unſerm Glück, und niemals ſchlafen wir ein, ohne dem höchſten Weſen zu danken, das uns ſo glücklich gemacht hat."

Das Glück des jungen Paars kam auf ſeine Höhe durch die Geburt eines geſunden Töchterleins (4. Juli 1805). Schon am 29. Juli ſchreibt die Wöchnerin ihrer Mutter: „Ich bin ſehr glücklich, ich war es immer, ich glaubte nicht, es noch mehr werden zu können, aber dennoch hab' ichs ſo gefunden. Ich befinde mich ausgezeichnet ſeit meiner Niederkunft. Sie haben recht, liebe Mama, daß das nicht köſtlich iſt — — aber der Moment ſeiner Geburt war es wohl, Gott! welch ein Augenblick des Glücks!" Die Mutter nährte ihr Kind ſelbſt und es gedieh vortrefflich. Die Taufe fand am 31. Juli Statt. Sein Rufname ward Amalie, einer der Namen, welche die Mutter hatte. Die Mutter ſelbſt nennt ſie in ihren Briefen Amalla. Und von ihr hat ſie nun immer Neues zu erzählen. Die menſchlichſten Dinge ſehen ſich in den Schlöſſern der Fürſten und in den Häuſern der Bürger völlig gleich. Die Prinzeß Heinrich, mit welcher die Prinzeß Wilhelm beſonders innig verkehrte, beſucht die Wöchnerin einen ganzen Nachmittag. „Sie liebt die Kinder ſo ſehr und hat nie das Glück gehabt, eins zu beſitzen, es macht ihr ſo viel Vergnügen, daß ich es ſelbſt nähre und ſie bat mich, die Bruſt der Kleinen zu geben, während ſie da war. Das hat ſie ſo ſehr gerührt und ſie hat mir ganz bewegt geſagt: ach, ſie müſſen es doch recht lieb haben! Das hat mir ſo viel Kummer gemacht." Die Kleine wird geimpft. „Dieſe Erfindung iſt eine Gnade des Himmels. Hufeland hat ſie drei Jahre beobachten laſſen, ohne ſie auszuführen. Jetzt hat er ſchon 300 Kinder geimpft, ohne daß eins nachher den geringſten ſchlimmen Zufall gehabt hätte

und er glaubt, daß es das einzige Mittel ist, um die natürlichen kleinen Blattern zu zerstören, die das Unglück so vieler Familien sind. Es giebt hier auch eine Anstalt, wo man alle Sonntage die dorthin gebrachten Kinder für nichts impft."

Die großen Ereignisse des Familienlebens werden von wichtigen politischen Vorgängen begleitet: Napoleon verletzt Preußen durch die Durchführung seiner Truppen durch das neutrale Anspach, umgeht die österreichische Armee in Süddeutschland, gewinnt die Schlacht bei Ulm (17. October) gegen Österreich, zieht in Wien ein, besiegt die verbündeten Österreicher und Russen bei Austerlitz (2. December) und nöthigt Österreich zu dem Frieden von Preßburg (26. December). Während der König als Gegengeschenk für das Spitzenkleid, das die Kaiserin Josephine der Königin Luise gesandt, prachtvolle Vasen aus der königlichen Porzellanfabrik nach Paris sendet, sieht man schon das Wetterleuchten am politischen Himmel, das Krieg zwischen Preußen und Frankreich verkündet. Der Kaiser Alexander von Rußland kommt (5. November) nach Berlin. Er wird aufs Herrlichste empfangen, einen Monat lang gefeiert. Paraden, Mahlzeiten, Schauspiele drängen einander. Er ist die Liebenswürdigkeit selbst, auch gegen die Prinzeß Wilhelm. „Er ist so liebenswürdig," schreibt sie der Mutter, „so gut und so artig, daß man ihn von ganzem Herzen lieben muß. Sie sollten dies ausgezeichnete Gesicht sehen, das würde Ihnen auch Vergnügen machen." — „Er ist diese Nacht nach 1 Uhr abgereist," schreibt sie am 5. November. „Wir haben nach dem Abendessen Abschied von ihm genommen, er war sehr bewegt, vom König und der Königin hat er am Grabe Friedrichs des Großen Abschied genommen. Er hat den Sarg geküßt und ist, nachdem er den König und die Königin umarmt, abgereist, ohne ein Wort zu sprechen." In ihr Tagebuch schreibt sie: „Mir machte der Gedanke an Feste und Hofzwang wenig Freude, da

ich meine Kleine stillte. Aber ich ertrugs mit vieler Beharrlichkeit. Ich kann sagen, daß ich beinahe geweint hätte, wie er (der Kaiser) von uns schied, so sehr hatte ich mich an seine freundliche, sanfte Leutseligkeit gewöhnt." Preußen trat dem Bunde Österreichs und Rußlands bei und ließ seine Truppen nach Franken abrücken, unter ihnen auch Prinz Wilhelm. Die Prinzessin vertraut ihrem Tagebuch diese Schilderung des 4. Decembers an. „Morgens in Potsdam sah ich vor meinem Fenster mein Schicksal sich bereiten, als wär' es meine Richtstelle, mit Grausen sah ich herunter, wie die Garden sich still versammelten, nur das Weinen der Mütter, die noch einmal in den Gliedern dem Vater ihre Kinder zum Abschiedskuß brachten, unterbrach die tödtende Ruhe — auch ich stand mit meiner Kleinen auf dem Arm vor meinem Geliebten und sagte ihm erstarrt mein Lebewohl. Jetzt schied er, ich sah auf mein Kind und erbat ihm Gottes Segen. Er ermannte sich, wie er sich vorgenommen: schüchtern sah ich hinunter, um ihn so vor dem schönen Cavallerieregimente zu sehen — jetzt setzte er sich in Marsch (er wünschte mich nicht am Fenster zu sehen, um seine Fassung männlich zu behalten), nun hörte ich seine Stimme, die sich Kraft geben wollte, commandieren. Dem König reichte er seine Hand, es rührte mich tief — und nun ertönten die Trompeten; der Ton griff tief in mein Herz — ich höre ihn nie mehr ohne schmerzliche Gefühle — der schmetternde Ton lautet so siegend und jubelnd! Jetzt schwenkte er sein Roß und mit verhängtem Zügel war er in zwei Minuten außer dem Kreise meiner Sehkraft." Der Prinz kam wieder, diesmal noch ohne Schwertschlag.

Den Winter von 1805 auf 1806 verbrachte das junge Paar wieder in Berlin. Während das Hofleben im Ganzen seinen gewöhnlichen Gang nahm, füllten die politischen Dinge die Herzen mit Sorge. In dem geliebten Homburg rückten die

Franzoſen ein. Prinz Leopold, der Prinzeß jüngſter und geliebteſter Bruder, von den Eltern ſo lange als irgend möglich in Homburg zurückgehalten, tritt in Preußiſchen Kriegsdienſt. Von der Mutter hört ſie die Beſchreibung der Prinzeß Stephanie Beauharnais, der Nichte Napoleons, mit Intereſſe — aber ſie unterdrückt den Seufzer nicht, daß ihre Reſidenz nicht Frankfurt ſein möchte, „denn alle Annehmlichkeit dieſer Stadt wäre dann verloren.“ Gegen Napoleon und für ihren Vater trat ſie bei dem König ein, um die Landgrafſchaft vor der Mediatiſierung zu bewahren. Das Schickſal war nicht aufzuhalten. Mit der Gründung des Rheinbundes hat es ſich erfüllt. Aus dem Kreis der königlichen Familie ſchied Prinz Ferdinand, das jüngſte Söhnlein der Königin, was die junge Mutter mit tiefer Trauer erfüllt. Auch die Äußerungen über die Kirche fehlen nicht. „Ich komme von der Kirche zurück,“ ſchreibt ſie am 26. Januar, „wo ein junger Prediger gepredigt hat und ſehr ſehr gut, er hat uns gezeigt, daß alle Tugend, wenn ſie nicht große Opfer bringen kann, keine Tugend iſt. Sein Text war aus Ev. St. Marc. Cap. 15, 17 genommen. Der Geiſtliche heißt Teremin.“ Das iſt die erſte Erwähnung des Hofpredigers Theremin, dem die Prinzeß mehr und mehr an Erbauung und Anregung verdankte. Im April (20. April) erſcheint ein berühmter Mann andrer Art in ihren Briefen: „Geſtern haben wir die Kunſtkammer geſehen, die im Schloſſe iſt. Es ſind ſehr intereſſante Dinge da zu ſehen, unter andern ein berühmtes Relief von der Schweiz. Herr von Müller, der die Geſchichte dieſes Landes geſchrieben hat, hatte uns begleitet, um uns alles richtig zu erklären, das war ſehr angenehm.“

Im Mai nach den Frühlingsparaden in Berlin fand die Überſiedelung nach Potsdam Statt. Gleich am folgenden Tag lockte der „ſchönſte Tag der Welt“ zu einem Ausflug ins Freie.

Das Mittagsmahl ward auf der Pfaueninſel eingenommen. „Nach meinem Geſchmack,“ ſchreibt die Prinzeß am 13. Mai der Mutter, „iſt das die ſchönſte Wohnung, die der König hat, aber auch berühmt durch das ſchlechte Wetter, das dort immer iſt. Wir aßen denn unter einer rieſigen Linde von der größten Schönheit, umgeben vom ſchönſten Grün und von Bäumen in voller Blüthe, unter dem Hügel ſieht man die Havel, die an kleinen Bergen und an Wäldern vorbeifließt. Nach dem Eſſen war das Wetter immer noch ſo ſchön, ſo daß die Königin und ich uns in einen kleinen Kahn ſetzten und Wilhelm und der Prinz Auguſt Neuwied uns fuhren. Schon fing es zu donnern an und nach dem Thee um ſechs Uhr hatten wir drei Gewitter und einen ſtrömenden Regen, der bis neun Uhr Abends währte, ſo daß uns kein andrer Rath blieb, als uns um 8 Uhr während des Guſſes in Bewegung zu ſetzen. Zuerſt muß man den Hügel hinabſteigen, dann im Kahn übers Waſſer fahren, natürlich ging uns das Waſſer bis an die Knöchel, ſo daß Sie ſich den Zuſtand, in welchem wir waren, denken können, zumal ich, die ich ein Kleid von Battiſt-Muſſelin anhatte ohne Shawl, ich war vollſtändig wie im Bade. Glücklicherweiſe waren wir im Wagen gekommen — und der König und die Königin in Whiski; wir nahmen denn ſie und den Prinzen Auguſt von Neuwied zu fünfen mit uns und ſo hielten wir unſern ruhmvollen Einzug in Potsdam. Nein, das war eine Vergnügungs-Partie, die ich ſobald nicht vergeſſen werde.“ Die traurige Erfahrung mit dem Wetter auf der Pfaueninſel hinderte die Herrſchaften nicht, ſich noch im Monat Mai für einige Tage dort anzuſiedeln. Und auf dem wunderſchönen Fleck der Erde wurde der Prinzeß die allerſchönſte Ausſicht eröffnet: ſie durfte nach Homburg reiſen, ihr Kind mitnehmen, zum Schluſſe ihres Aufenthalts auch ihren Gemahl dort erwarten. Schon die Vorfreude war überaus groß. Sie erinnert den Vater

an das Verſprechen, daß ſie wieder in ihre alte Stube kommen ſolle. „Den Tag nach meiner Ankunft," ſchließt ein Brief an den Vater, „erbitte ich mir, daß der Kaffee an den Teich gebracht wird; vorher ſtürme ich mit Amalla bei Ihnen; nehmen Sie ſich in Acht vor der alten Nachbarſchaft." Mitte Juni trat ſie die Reiſe an.

In der Erwartung der Reiſe in die Heimat war ſie ſelig wie ein Kind. „Seit einiger Zeit," ſchreibt ſie, „rede ich von gar nichts mehr anderm, wie von unſeren Bergen und Gegenden und von allen Spaziergängen und Anecdötchen, die darauf vorgefallen ſind, jede Blume, die ich rieche, erinnert mich an mein Lieblingsplätzchen in meinem theuren Vaterland, und an die Jahreszeit, in der ſie dort blüht — jetzt habe ich Veilchen, da erzähle ich Wilhelm, wie ſie in Homburg gebunden werden — dann hol' ich mein Bild von Homburg von der Wand herunter, und erkläre Wilhelm, wie da die Ausſicht iſt, wie dort — geſtern erzählte ich noch tief in die Nacht hinein von Arioviſts Mauern auf dem göttlichen Altking — wann werde ich dort ſein? Die Sehnſucht iſt gar zu groß!" Von der Reiſe erzählte ſie: „Obgleich ich dahin ging, ſchied ich doch nicht ohne Thränen von meinem Wilhelm. Auf der Reiſe ins Vaterland beſah ich in Wittenberg und auf der Wartburg die Merkwürdigkeiten. Am 17. kam ich an in Homburg — alles was ich über dieſen Moment ſagen könnte, wäre nicht hinreichend meine Wonne auszudrücken — ich fand alle, wie ich ſie verlaſſen hatte, nur daß ich jetzt, ſeitdem ich in der Welt gefunden habe, daß ſie einzig darauf ſind, ſowohl wie unſre Liebe einzig iſt, ich erſt erkannt habe, was Gott mir für ein Loos in ſeiner höchſten Gnade beſchieden hat! Knieend im Staub, Allmächtiger, empfange meinen ewigen grenzenloſen Dank dafür! . . . Auch ich lebte wieder dort, als wär' ich nie abweſend geweſen, ſo ungetrübt verflogen unſre Tage in heiliger Liebe und Eintracht —

dieſe Glückſeligkeit werde ich wohl nie wieder erleben, denn alles, alles, was ſich der Menſch nur entfernt denken kann, vereinigte ſich damals für mich. Am 11. Juli kam mein Geliebter. Jetzt eilten wir, meinem Wilhelm noch alle Plätze zu zeigen, die mir theuer waren und ſo ſchön ſind und alle Berge, am 21. waren wir auf dem Feldberg. Mit hoher Freude ſah ich, wie ihm alles ſo bekannt und lieb wurde. Wilhelm war ſtets froh und glücklich, oft hat er mir geſagt: Könnte ich doch ewig in Homburg ſein! — Vorher fürchtete ich, Wilhelm und meine Brüder würden nicht harmonieren, wenngleich die Herzen gleich gut, die Seelen gleich erhaben — aber bei dem erſten Blick auf ihre reine Stirne ſchloſſen ſie ſich feſt an einander in großer Liebe — o es war mir ein himmliſches Glück!“ Zwiſchen dieſen Jubel über die Familie ertönt dann ein Weh über den großen Tyrannen. „Mein Bruder Louis frug einmal Napoleon in Mainz: man ſagte von ihm (mehrere Generale waren zugegen), er habe 6000 Bleſſirte und Gefangene in Spitälern in Ägypten umbringen laſſen. Er beſann ſich kurz und antwortete: Tenez, ma foi, je les ai fait fusiller tous. Alles ſtand ſtarr und verſtummt vor dem großen Mörder.“

Am 5. Auguſt kann die Prinzeß von Berlin aus die glückliche, 6tägige Heimreiſe berichten. In Fulda wurde bei dem Prinzen von Oranien im großen Schloſſe gefrühſtückt. Von Eiſenach aus beſtieg das Ehepaar mit dem Prinzen Leopold die Wartburg. In Weimar bereitete ihnen die Herzogin den liebenswürdigſten und freundſchaftlichſten Empfang. In Leipzig beſuchte die Prinzeß die neue, prächtige St. Nicolai-Kirche, die ihr doch zu ſehr „das Ausſehen eines Tanz- oder Ceremonienſaales“ hatte. In Wittenberg führten die Geſchwiſter den Bruder Leopold in ſtrömendem Regen in die Lutherkirche. Am Abend kamen ſie in Berlin an. „Wie grenzenlos glücklich ich war,“ ſchreibt die Prinzeß,“ brauche ich nicht zu ſagen, zumal

ich recht wie ehemals in Homburg war. Wilhelm dankt gerührt noch einmal für Ihre Aufnahme. Gern wäre er vor dem Thor von Berlin wieder umgekehrt nach Homburg. An Amalla frug ich: Soll ich Großpapa Complimente machen? Da hat sie recht oft mit dem Köpfchen genickt. Sie reitet immer noch wie der Großpapa, knallt wie Gustav und nimmt Tabak wie der Oberpfarrer." Der Homburger Aufenthalt war der letzte Freudenschein vor dem Anbruch der dunkelsten Leidensnacht gewesen. Während die Prinzeß im elterlichen Schlosse war (12. Juli), ward in Paris die Rheinbunds-Acte unterzeichnet. Während ihrer Reise ward die Erklärung des französischen Gesandten beim Reichstag zu Regensburg abgegeben, daß der französische Kaiser ein deutsches Reich nicht mehr anerkenne. Der deutscher Kaiser wandelte sich in einen österreichischen um. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt gab seinen schönen Namen auf und Ludwig X. ward Großherzog Ludwig I. Sein Schwager von Hessen-Homburg ward mediatisirt und unter die Darmstädtische Souveränetät gestellt. Sehr bedeutend war freilich die Veränderung nicht, die dadurch seine politische Stellung erfuhr. Denn durch den Hausvertrag von 1768 hatte sich Darmstadt die Vertretung Homburgs vor Kaiser und Reich vorbehalten. In diesem Sinne war Homburg vorher schon nicht mehr reichsunmittelbar. Aber die Hoheitsrechte im Lande waren dem Landgrafen belassen. Und diese konnte er hinfort nicht mehr üben, ohne dem Großherzog von Darmstadt verantwortlich zu sein. Und dieser war der Bruder seiner Gemahlin. Auf dem Gebiete der Politik pflegt Verwandtschaft den Streit eher zu schärfen als zu mildern. „Also ist alles in Homburg entschieden," schreibt die Prinzeß am 11. August an ihre Mutter, „das ist grausam — der Prinz, Leopold und ich sind sehr traurig darüber. . . . Erinnern Sie sich, liebe Mama, daß ich

bei unſern Nachmittagsgeſprächen immer fürchtete, Sie hätten eine zu gute Meinung von dem, was uns begegnen würde? Und ach, nun ſeh' ich leider aus Ihrem Briefe, daß ich nicht ganz Unrecht hatte. Wenn nur die Geſundheit meines Vaters dieſen abſcheulichen Schlag aushält!" Die Prinzeß ward von Schmerz bewegt, als ſie hörte, daß Darmſtadt in Gemeinſchaft mit Frankreich ſeine neue Macht in Homburg geltend machte. Wie die Geſchicke, die in dem kleinen Homburg ſich erfüllten, auch gegen das große Preußen heranſchwebten, davon giebt ein Brief der Prinzeß an ihre Mutter Zeugniß (19. September 1806): „Mein Gott, wie haben Sie leiden müſſen unter dieſem feierlichen Einzug des Herrn von Monthion und des Darmſtädter Offiziers. Monthion ſelbſt war gewiß in Verzweiflung darüber, denn Herr von Sinclair hat mir geſchrieben, daß er ganz ſeine alte Anhänglichkeit an Homburg bewahrt hat. Und dieſe Placate — ich kann es Ihnen nicht ausſprechen, wie das meine Vorſtellung ſtört, wenn ich an Homburg denken will, und wenn mir das in die Gedanken kommt, bin ich entrüſtet wie Sie — und ein Bruder iſts, der in ſo etwas einwilligen konnte, wie muß Ihnen dies das Herz zerreißen! — Wollte Gott, daß dieſer Krieg meinem Vater und Ihnen, vielgeliebte Mama, Ihre alten Rechte und die Ruhe wieder bringen könnte — das einzig wahre Gut in dieſer Welt! Er wird bald beginnen — der Pariſer Courier iſt zurück — und der König reiſt Sonntag ab — ich habe geſtern Abſchied von ihm genommen, nachdem ich in Charlottenburg zu Mittag gegeſſen. Alle Offiziere vom Regiment der Königin ohne Ausnahme haben auch dort gegeſſen — es war in der großen Gallerie, wo die antiken Statuen ſind. Die Königin hat auf die Geſundheit des Regiments getrunken und dann haben die Offiziere wieder ihre Geſundheit getrunken." Ihr Gemahl war

zum Heer abgereiſt. Nach dem Könige begab ſich auch die Königin dorthin. „Die Königin,“ ſo berichtet die Mutter der Tochter am 8. October, „ſchrieb mir, daß Leopold ſie beſucht und ihr Klavier geſpielt hat. Wollte Gott, daß wir bald gute Nachricht erhielten!“ Noch acht Tage — und die ſchlimmſte Nachricht traf ein.

V.

Volksnoth und Familienleid.

Die große Geſchichte der tiefſten Erniedrigung unſers Volks durch den fremden Zwingherrn und ſeiner wunderbaren Erhöhung durch den Arm des lebendigen Gottes — wir kennen ſie längſt. Aber es wird unſere Seelen wie Demüthigung zur Buße, wie Aufrichtung im Glauben aufs neue bewegen, wenn wir hören, wie dieſe große Geſchichte die Seele einer jungen deutſchen Fürſtin gebeugt und erhoben hat, wenn wir aus den vertrauteſten Äußerungen, welche die Prinzeß in ihrem Tagebuch und Briefwechſel niedergelegt hat, vernehmen, wie in ihrem Leben zunächſt Volksnoth und Familienleid, ſpäter Volksrettung und häusliches Glück wunderſam ſich mit einander verflochten haben.

Am 13. October 1806 war der Prinzeß Geburtstag. Sie ward einundzwanzig Jahre. Was vom Hof noch in Berlin war, kam Glück zu wünſchen, alle mit Thränen in den Augen, denn alle ſpürten, daß die Entſcheidung, die man vom Krieg erwartete, nahe ſei, alle zitterten für das Vaterland und für die geliebten Männer, ihre Brüder, Söhne, die in den Kampf gezogen waren. Die Prinzeß Ferdinand ließ ſich mit Kolik entſchuldigen, daß ſie ihren Glückwunſch nicht ſelbſt brachte. Und die Abweſenheit ihrer Tochter, der Prinzeß Luiſe Radziwille, ſchien darum auch nicht auffällig. Kurz vor dem

Mittagsmahl plaudert ein Kammermädchen vor der Prinzeß heraus, was ihr an ihrem Festtag verborgen bleiben sollte: „mein Gott, dieser schöne Prinz Louis ist getödtet.“ Weil das Mädchen eine nicht sehr kluge Schwätzerin war, so beruhigte sich die Prinzeß: es sei ein Gerede, aus dem Nichterscheinen der Mutter und Schwester bei der Beglückwünschung entstanden. Bei Tafel erzählt die Prinzeß die Geschichte und alle schweigen. Da fängt sie an, sich zu beunruhigen. Aber am Abend erst wird es ihr völlig klar — das Ereigniß, das nur ein Vorspiel war der entsetzlichen Dinge, die ein Paar Tage später geschehen sollten. Der tapfere Prinz, in welchem die große, politische Gesinnung der Hohenzollern mit dem genialischen Wesen der Zeit, militärische Schulung mit kühnem Schlachtenmuth sich zu begeisternder Wirkung verbunden hatte, war am 10. October bei Saalfeld, wo er unter den ungünstigsten Verhältnissen der überlegenen Macht des Feindes sich kühn entgegenstellte, gefallen. „Am 15. und 16. sprach man viel von guten Nachrichten, denen ich nicht glaubte, man hatte niemals offizielle Nachrichten. Am 17. Morgens kam Frau d'Orville*) in mein Zimmer, und ich weiß nicht, ehe ich sie nur gesehen, erschreckte es mich so, daß mir fast übel ward. Ich glaubte sicher, Wilhelm sei todt, besonders nachdem ich ihr Gesicht gesehen, sie fängt damit an (welche Dummheit) mir zu sagen, daß ich gut thäte, mich zu setzen, um zu hören, was sie mir zu sagen hätte. Sie sagte mir dann, daß dem Prinzen nichts geschehen wäre, und machte mir eine Erzählung dieser schrecklichen Schlacht (ihr Sohn war vom Heere geschickt, um diesen Bericht zu erstatten), nachher kam der junge d'Orville selbst, mir diese Geschichte fortzusetzen, er sagte mir, daß dem Prinzen ein Pferd unter seinem Leibe getödtet worden, daß man ihn für verwundet

*) Die Oberhofmeisterin.

ausgegeben, weil seine Uniform ganz vom Pferde blutig war, aber daß er ihn nach der Schlacht wohl gesehen. Von Leopold sagte er mir dasselbe, glücklicherweise, denn ich hatte nicht den Muth nach ihm zu fragen, weil eine so große Menge Offiziere gefallen waren, namentlich von der Infanterie, unter andern der Chef von Leopolds Compagnie, der ihn sehr liebte. Die Offiziere des Regiments haben dem Prinzen von Leopolds großer Bravour gesprochen, daß er alles Mögliche gethan, um die Soldaten zu ermuthigen. Die Mehrzahl der Generale ist todt, verwundet oder vergiftet. Die Niederlage war ungeheuer, die drei Armeecorps sind am selben Tage angegriffen worden. Man sagte uns dann, daß nichts die Franzosen hindre, nach Berlin zu kommen, so daß es nöthig war, am folgenden Tag (18.) abzureisen. Die Königin kam erst am 17. Abends sehr spät, sie hatte diese Nachrichten unterwegs vernommen. Am selben Tag wurde alles noch mit ungeheurer Schnelligkeit eingepackt. Am 18. Morgens fand noch die Taufe bei meiner Schwägerin von Hessen Statt (die in Berlin geblieben ist, sie war erst 10 Tage in den Wochen), dann reisten wir ab nach Stettin." Wir ergänzen diesen Bericht an die Mutter durch das Tagebuch. Sie schreibt an ihrem Geburtstag, dem 13. October, dem Vorabend des Tags von Jena und Auerstädt: „Gott im Himmel, es ist mir eiskalt am ganzen Leib — Louis Ferdinand ist verwundet, schwer verwundet — ist er denn wirklich todt? Ich kann es nicht fragen, es wäre zu schrecklich. Abends. Es ist denn wirklich so, er fiel, indem er die Saale vertheidigte, bei Rudolstadt — die Feinde waren zu sehr an Macht überlegen, 6 Stunden vertheidigte er sich mit Löwenmuth, sein Adjutant Nostiz fiel noch über ihn, um ihn sterbend zu vertheidigen und ward schwer verwundet. O er ist unersetzlich — und das zum Anfang! — die Franken schrieen immer: ah, c'est le roi de Prusse! Beim Abschied hatte er seiner Schwester Luise (Prinzeß

Radziwill gesagt: es geht gut oder du siehst mich niemals wieder!" Am 16. schreibt die Prinzessin: „Heute kam die Nachricht, daß das Corps von Hohenlohe von dem des Königs abgeschnitten ist. Ersterer aber soll Bernadotte auch geschlagen haben. Man hörte bei Potsdam sogar Kanonade. Gott weiß, die Ungewißheit ist tödtend, bald jubelt alles, bald schweigt man wieder — kein Kind bleibt ruhig und doch keine bestimmte Nachricht aus dem Hauptquartier. Am 17. Welch ein Tag! Nie erlebt' ich einen zerstörenderen! Werde ich noch Worte finden können, ihn zu beschreiben — noch Gedanken zusammenreimen können in dieser fürchterlichen Anspannung der Nerven, mit diesem stürmenden Blut. Heut früh kommt die d'Orville. Nur sie in der Stube zu wissen, brachte mich in ein heftiges Zittern und ich erblaßte so, daß ich nicht so vor ihr kommen wollte, ich suchte mich zu fassen und spielend mit der Kleinen näherte ich mich endlich, und das alles, ohne meinen inneren Schreck, meine Ahndung deuten zu können. Sie fing damit an, mich zum Sitzen zu nöthigen, wegen ihrer Botschaft, so daß ich schon das Allerschrecklichste ahndete zu hören — doch sagte sie mir dann, es wäre eine große, eine fürchterliche Schlacht geschlagen worden, aber Wilhelm sei wohl." Und nachdem sie dem Tagebuch eine Darstellung der unglücklichen Ereignisse bei Jena und Auerstädt anvertraut und den Löwenmuth der Preußen, den sie auch unterliegend bewiesen, gerühmt, fährt sie fort: „Es ist ein herrliches Volk, das ist wahr! Heute sage ichs zum erstenmal — andre hätten Strafe verdient und Erniedrigung, nicht dieses! Die drei königlichen Brüder haben Pferde unter sich todtgeschossen bekommen. Blüchers Husaren verließen Wilhelm beim Einhauen auf ein Quarrée und alle Kugeln flogen auf den Unbeschützten! Vieles, vieles habe ich gehört, zu viel für diesen Raum, zu viel Unglück! Leo lebt — mir ists unbegreiflich, wie sie, die mir theuer sind, noch alle leben können!

Auf den Knieen, Allerhöchſter, danke ich dir für Wilhelm, für Leopolds Leben! — Den ganzen Tag lief ein jeder raſtlos umher, mit Einpacken mußte man ſich beſchäftigen. Wahrſcheinlich werden ſie bald hier ſein, die Franzoſen! . . . Die Königin kam heute Abend (17. October) noch an — das gute Volk, das ſo manchen Freund und Verwandten heut beweinte, brachte ihr doch ein Vivat — wir waren alle zuſammen bald da bald dort und morgen geht ein jeder fort nach Stettin. Gott gebe, daß wir bald wieder hier ſein mögen! — Wie das Volk ſo ängſtlich heut überall gehäuft war, ach, ich werde den Tag nie vergeſſen — Todte hat es ſogar gegeben, — die ſich gefreut hatten über die Niederlage unſrer braven Truppen, ſo daß das Volk erbittert über ſie herfiel. Die Berliner wollen 12,000 Mann ſtellen zur Sicherheit, der Gouverneur Schulenburg hat es aber nicht geglaubt annehmen zu können. — Lebewohl, liebe Stube, wo ich ſo unendlich glücklich war, werde ich dich ſo einſt wieder bewohnen? Hier oben war ich außer aller Faſſung bei Wilhelms Abſchied — allmächtiger Gott, laſſe dies keine böſe Vorbedeutung geweſen ſein und beſchütze ihn!“ Die Prinzeß reiſte von Berlin ab. In Schwedt ſchreibt ſie am 19. October: „Die Oder liegt vor mir, es iſt alles ſtill — keine Angſt verlorner Schlacht ſtört die ruhige Bahn des ſchönen Mondes, der mir entgegen leuchtet und den ſanftfluthenden Strom verſilbert. Geſtern vor der Abreiſe bekam ich einen Brief von Wilhelm aus Harzgerode. Vor der Abreiſe war ich noch gegenwärtig bei der Taufe von Auguſtens Kind; der Prediger Sack hielt eine ſchöne Rede, dem trauervollen Tag angemeſſen — in dieſer Stimmung der tiefſten Rührung ging ich durchs Volk, was auf allen Seiten der Schloßtreppe ſtand — mich beklagend und mir ſtill Glück zumurmelnd — ſo ging ich weinend mitten unter ihnen hinab.“ Wir entnehmen den Fortgang der Reiſe aus dem Brief an die Mutter. „Erſt den

dritten Tag kam ich dort (in Stettin) an, da Hufeland durchaus nicht wollte, daß ich in meinem gegenwärtigen Zuſtand, der in dieſem Augenblick grauſam iſt, lange Tagereiſen machte. Wie ich denn in Stettin ankam, ſagte man mir, daß man ſich morgen auf den Weg nach Danzig machen müſſe, daß der König in Cüſtrin ſei und daß die Königin auch dorthin gegangen. — Am andern Morgen, als ich mich auf den Weg gemacht, eilte man mir nach, um mir zu ſagen, daß Wilhelm den König nach Cüſtrin begleitet habe. Ich kehrte alſo nach Stettin zurück, um ſeine Wünſche zu erfahren, da ich Berlin hatte verlaſſen müſſen, ohne ihm Nachricht von mir geben zu können. Jemand hatte die große Gefälligkeit für mich als Courier nach Cüſtrin zu gehn, um mit dem Prinzen zu ſprechen. In der Nacht vom 22. auf den 23. kam Wilhelm ſelbſt, und den 24. reiſten wir, jedes nach ſeiner Seite weiter. Die Zeit, die ich in Stettin zugebracht, werde ich nie vergeſſen, ſo unruhig war ſie um all der falſchen Nachrichten willen, die man jeden Augenblick verbreitete und Jedermann trat ohne Weiteres ins Zimmer, um etwas zu ſagen oder zu hören, ohne ſich je vorher geſehen zu haben. Die Radziwills brachten den ganzen Tag mit mir zu, alle andern ſind ſchon abgereiſt. . . . Seit vorgeſtern bin ich hier (in Danzig). Der ſchöne Anblick des Meers hat mir Freude gemacht. Nun weiß Gott, was aus uns werden wird. Wenn nur wenigſtens meine Niederkunft vorüber wäre! — Gott weiß, ob ich morgen noch werde ſchreiben können, ich hab' es heut in der größten Erhitzung gethan. Ich weiß nicht, was ich geſchrieben habe." In Naugard hatte ſie (24. October) in ihr Tagebuch geſchrieben: „Der Sturmwind heult und pfeift über die Halme der öden Felder, aber der Mond blickt freundlich aus den ſchwarzen Wolken auf mich herab, mich tröſtend; jetzt denkt er auch meiner. Zwei Tage haben wir in Stettin zuſammen verlebt. Wie kränkt ihn das Schickſal ſeines Vater-

landes!“ In Danzig hoffte ſie Ruhe zu finden. Aber am 2. November ſchreibt ſie: „Ich muß doch noch fort. Der Himmel weiß, wie weit ſie mich noch werden ſchleppen können.“ Am Tage darauf (3. November) gebar ſie eine Prinzeß. Ihr Gemahl wurde zu ihr gerufen.

Die hohe Frau, die an des Vaterlandes Noth vollen Antheil nahm, erregt in uns Theilnahme für das Einzelſte ihres Familienleides. Zwölf Tage lebte die Neugeborne. Drei Tage hat ſie mit dem Tode gerungen, „wie ein Kind von mehreren Jahren, ſo ſtark war ſie. Ein Huſten wobei ſie den Schleim nicht los werden konnte zog ihr Krämpfe zu.“ Sie ſtarb und und ward in Danzig begraben — ungetauft und ohne Namen. Die Mutter nannte ſie wohl Irene — als wollte ſie mit dieſem Friedensnamen mitten im Krieg ihren Glauben bezeugen. Als das Kind ſtarb, hatten ſich bei der kleinen Schweſter auch bereits die erſten Spuren der Krankheit gezeigt. Hufeland ſagte, die vier Augenzähne des Kindes wollten auf einmal durchbrechen. Da er ſelbſt nach Königsberg zu dem kleinen Prinzen Karl, dem Sohne des Königs, gerufen ward, gab er noch Anordnungen für den Wagen, der unter anderm mit Pelz ausgebrämt wurde, und andre Vorſichtsmaßregeln und ließ das Kind bei der Mutter unter der Obhut eines geſchickten Arztes, Schmidt, zurück. Es ging mit dem Kinde beſſer, die Lage in Danzig ward immer gefährlicher. „Wir reiſten am 22. November mit dem Arzte von Danzig ab,“ erzählt die Mutter, „die Kleine war an dieſem Tage ſehr wohl, man hatte alle erdenklichen Vorſichtsmaßregeln genommen, ſo daß wir vollkommen ruhig ſein konnten. Wir brachten die Nacht in Kahlberg, einem Ort auf der Nehrung, zu — nie werde ich dieſe abſcheuliche Nacht vergeſſen! Den Abend, als wir angekommen waren, befand ſich Amalla ſehr wohl, ſie beluſtigte ſich mit einem Hund, der ins Zimmer kam, dann ſchlief ſie ſehr gut, und ich und

Wilhelm legten uns, weil ſo wenig Platz war, in dasſelbe Zimmer mit Amalla und der Mebus.*) — Dieſes Bauernhaus hatte mich von meinem Eintritt an betroffen gemacht, ſo traurig, düſter und unglückverheißend war es gelegen, auf der einen Seite am Haff, auf der andern in einem ſehr düſtern Tannenwald.“ Wir ſetzen die Erzählung nach einem ſpätern Brief fort, in welchem die Prinzeß aus Beſorgniß, der erſte möchte nicht nach Homburg gekommen ſein, ihren Bericht wiederholt. „Ich konnte nicht ſchlafen und Amalla wachte wimmernd auf, die Mebus wiegte ſie wieder ein und ſchlief nun feſt, als die arme Kleine immer jammernder wurde, ſie ſchrie nie, aber ſeufzte und wimmerte, daß es tief zum Herzen ſprach, ſo erbarmungswürdig — Wilhelm ſtand auf, wiegte ſie und tröſtete ſie mit Worten, worauf ſie bald ſtill wurde, als ob ſie alles verſtünde. — O ſie hatte ihn ſo lieb, ſelbſt der Ton ſeiner Stimme machte ihr ihre Schmerzen vergeſſen! Das ſah man deutlich dieſe ſchreckliche Nacht. Wenn er ſich entfernen wollte, wimmerte ſie immer von neuem wieder. Darüber ſchlief ich ein Paar Stunden, beim Erwachen ſah ich, daß Amalla umher getragen wurde und hörte, daß ſie Krämpfe gehabt hatte, Schmidt war nun auch in meiner Stube und verließ die Kleine nicht, nachdem wir nun einige Stunden in der ungeheuren Qual das arme Kind ſo leiden zu hören und zu ſehen gelebt hatten, erhob ſich auf einmal ein Freudengeſchrei, der eine Zahn ſei durchgebrochen — ich allein jauchzte nicht, da noch 3 durchbrechen ſollten und Schmidt auf meine Frage: ob er glaubte, daß es nun beſſer gehen würde? mir antwortete, ja, wenn es möglich iſt, daß ſie zu den 3 noch Kräfte genug behält. — Wir wollten den andern Tag in dem Dorfe bleiben, Schmidt ſagte aber, da nach allen den Vorſichtsmaßregeln, die genommen worden

*) Die Kinderfrau.

wären, keine Möglichkeit zur Verkältung ſtattfinden könnte und die Luft in dem Ort ſchädlich wäre, es beſſer ſei, die Reiſe fortzuſetzen, da uns nur 2 kurze Tagereiſen übrig blieben. Wir gingen alſo um 10 Uhr des Morgens weiter. Vorher wie ich und Wilhelm an der Wiege ſtanden, ſchlug ſie noch einmal (ach! es war das letztemal für uns!) die Augen auf, das hatte ſie lange nicht gethan, und ſah uns ernſt bedeutend und doch ſo unausſprechlich liebend an, dieſer Blick war zu rührend, ihn lang zu ertragen! Ich entfernte mich — Wilhelm ſagte mir nachher, daß ſie ſo lang wie ſie mich im Auge behalten hätte, den Blick nicht von mir gewendet hätte.

„Da ich liegen mußte, war ich mit Wilhelm in einem andern Wagen wie ſie, die mit der Mebus, noch einer Frau und Schmidt zuſammen fuhr. Es ſoll den ganzen Tag gut gegangen ſein, die Kleine war ruhig, oft ſogar munter, und der Arzt ließ mir den Nachmittag ſagen, es ging ſo gut, daß er hoffte, es ſollte bald beſſer noch ſein — das war es freilich, aber anders, wie er es geglaubt hatte! — Der holde Engel! Ich, die den Tag über krank geweſen war, erholte mich etwas bei der Überfahrt des Meeres, vielleicht war es die Freude in einer $^1/_4$ Stunde in Pillau zu ſein. Wilhelm dabei war ganz begeiſtert wie ich ihn nie geſehen hatte, über den majeſtätiſchen Anblick der untergehenden Sonne auf dem Ocean, der auf einmal ſpiegelglatt geworden war, nachdem er den ganzen Tag wüthend gewoget hatte, und auch für Freude mich und Amalla ſo nah am Port zu wiſſen, da ihn die Reiſe für beide zumahl für mich ſo ſehr geängſtet hatte.

„Wir kamen an unter dem Jubel des Volks und der Matroſen, ſo im Taumel betrat ich meine Stube und harrte nun ungeduldig meiner Amalla, endlich glaubte ich Geräuſch zu hören, ich eilte nach der Thür die in ein ander Zimmer führte, wo ich Amallas Wiege umringt von Menſchen ſtehen ſah —

ich rief geschwind, tragen Sie die Kleine zu mir, da drinnen ist es zu kalt für sie — nein, antwortete mir Schmidt, der mich sanft aus der Stube drängte, es ist warm genug für sie — ich wollte noch einmal meinen Befehl wiederholen, aber der Mann war so ernst, das ich fest angewurzelt stehen blieb — endlich sagte er, sie ist sehr schlecht, das verstand ich und ging von ihm — drauf nahm ihm Wilhelm bei Seite und fragte ihn nochmals, worauf ich hörte, daß er sagte, sie ist schon todt —

„Bei dem Wort stürzte ich auf die Kniee, raffte mich schnell auf und ging so entschlossen nach der Thüre, daß er noch Wilhelm getrauten mich aufzuhalten; ich riß den Flor von der Wiege — o Gott welch ein Anblick — er schmetterte mich zu Boden, von dem Moment war ich eine halbe Stunde — Gottlob nur so kurze Zeit vollkommen wahnsinnig. — Aber der Allmächtige sendete mir bald ruhige Fassung und Kraft meinen armen geliebten Wilhelm in seinem großen Schmerz zu trösten. (Sie war, nachdem sie nochmals heftige Krämpfe gehabt hatte, bei der Überfahrt gestorben).

„Einen Tag mußte ich in Pillau bleiben, weil Schmidt ein hitziges Fieber für mich fürchtete, länger wäre ich nicht da geblieben, ohne es wirklich zu bekommen — Amalla stund neben meinem Zimmer, ich sah sie noch einmal und küßte sie auf ihre eiskalte Stirne —

„Jetzt liegt sie mit der Schwester unter einem Stein, umringt von acht Pappeln in Danzig — über ihr ist Kriegsgetümmel, sie ist ruhig —

„Liebe Mama — o Gott wie fürchterlich das entsetzliche niederzuschreiben!“ —

Wir fügen zur Ergänzung einen rührenden Brief an den Vater bei, den sie am 28. November 1806 aus Königsberg schrieb.

„Königsberg, an Augustens Geburtstage 1806“

„Jetzt sind die Tage gekommen, mein theurer Vater, von denen ich Ihnen oft schon gesprochen hatte. Sie wissen's wohl

noch, wenn ich von meiner gewiſſen Überzeugung redete: ſo könnte es für mich nicht bleiben? Zu hoch ſtand ich auf der Leiter des Glücks; mir ſchwindelte lange ſchon, wenn ich hinab ſah in den Abgrund, in den ich nothwendig bald ſtürzen mußte; dieſe Angſt (die ich doch oft vergaß) war das einzige, was meine Glückſeligkeit auf einige Momente ſtörte. Den Tag wo Amalla geboren war, wünſchte ich zu ſterben, weil ich dachte, das Höchſte auf Erden erreicht zu haben — es war Feigheit von mir, denn mir deuchte, ich würde damals ſchon, nach dieſem Moment, in den Abgrund fallen — denn wozu der Himmel, wenn Seligkeit ſchon auf Erden zu finden iſt?

„Aber des Allmächtigen Wille war es, mich dahin zu ſtellen, wo der Vorſatz in mir feſt werden mußte, Alles, was mir hinfüro begegnen würde, ſtill und ohne Murren zu ertragen, da das Maß des Vergangenen nie würde können mit künftigen Qualen aufgewogen werden — in Homburg war es, wo er mich auf dieſen Gipfel ſtellte!! Von dem Tage an, daß ich es verließ, fingen meine erſten Leiden an — das verurſachte Ihr Schickſal; dann kam Schlag auf Schlag.

„Am 14. ſtarb mein jüngſtes Kind — am 23., auf der Überfahrt der Oſtſee, meine göttliche, herrliche Amalla!

„In Danzig auf dem Kirchhofe liegen meine lieben Kinder unter einem Hügel — mit aller Zärtlichkeit, deren ein kindliches Gemüth fähig ſein konnte, liebte Amalla das Schweſterchen — nun ſind ſie zuſammen!

„Ach! geliebter! Vater, unter der Erde liegen meine Freuden — glücklich bin ich noch — Sie alle und Wilhelm habe ich noch! O behalten Sie Ihre Marianne recht, recht lieb!

„Die Sonne ging ſo göttlich unter hinter dem Meere, wie Amalla ſtarb — Wilhelm war ſo entzückt von dem Anblick, ich hatte ihn nie ſo geſehen ich war traurig und konnte mich nicht

freuen, weil ich krank war. — Den ganzen Tag hatte es hohe Wellen geschlagen und war so stürmisch: in dieser letzten Stunde ward es so ruhig! O Amalla ist es gewiß jetzt recht wohl!"

Der Aufenthalt in Königsberg, von wo sie ihren Eltern die Trauernachrichten mittheilte, währte über Weihnachten und Neujahr. Um ihrer Sicherheit willen mußte die königliche Familie ihre Fahrt gen Osten fortsetzen. Die Prinzeß verließ mit ihrem Gemahl am 4. Januar 1807 Königsberg und reiste nach Tilsit. Dem Prinzen war der Auftrag gegeben, den Rest der Cavallerie zu ordnen. Er blieb zu diesem Behufe in Tilsit. Am 18. Januar begab sich die Prinzeß nach Memel, wohin die Königin, am Nervenfieber erkrankt, schon von Königsberg sich begeben hatte. Dieselbe hatte sich inzwischen erholt und leistete der Prinzeß, die von einem Unwohlsein befallen ward, treue Gesellschaft. Ihr Verkehr war überhaupt innig. „Vor meinem Unwohlsein," schreibt sie am 18. Februar, „fuhr ich oft mit der Königin im Schlitten; die große Nähe des Meers und des Haffs machen die Spaziergänge sehr angenehm, denn wir gehn immer nach der Seite, die Ankunft und Abfahrt der Schiffe gewähren Interesse." „Wir wohnen alle in Häusern von Kaufleuten," schreibt sie der Mutter. „Ich wohne allein mit der Glick*) und einem Garderobenmädchen bei einem gewissen Herrn Meyer; eine ganz kleine und hübsche Haushaltung, die Frau ist erst 17 Jahre, und er 28 und sie sind erst ein Jahr verheirathet, ich habe zwei entzückende Stuben, die sehr häuslich sind, die schönsten von allen und die Glick hat auch zwei kleine Kammern, das Haus ist klein mit 3 Stockwerken und hat nur 4 Fensterfront. Meine Damen und meine Leute wohnen in derselben Straße." In einem Briefe an ihren Vater, den sie

*) Kammerfrau.

am 15. Februar begonnen, ſchreibt ſie: „An Ihrem Geburtstag, lieber Papa, waren auch meine Gedanken immer bei Ihnen, der Tag mir ſo unendlich theuer, erſt des ſchönen Tages willen, dann weil wir alle ihn oft ſo glücklich zuſammen gefeiert haben, und dann, weil es mein erſter wahrer glücklicher Tag war, den ich mit Wilhelm gelebt habe — ich erzählte Ihnen dies, glaube ich, ſchon in Rudolſtadt, wie ich Sie zum erſtenmal wiederſah — von dem Tage an habe ich ihn eigentlich erſt liebgewonnen — deswegen feiern wir ihn immer doppelt beiſammen.“ Der Gegenſatz zwiſchen der ſüddeutſchen Heimath und dem öſtlichſten Winkel Preußens, zwiſchen Bergeshöhen und Meereswogen, zwiſchen den linden Lüften, welche am Taunus oft ſchon im Februar wehen und dem harten Froſt, der an der Oſtſee die Ufer in Erſtarrung hielt, verfehlte nicht, auf das Gemüth der Prinzeß ſeinen Eindruck zu machen. Von der Tiefe dieſes Gemüths giebt die innige Beziehung Zeugniß, in welche es ſich zu der umgebenden Landſchaft ſetzte. Sie ſchreibt am 19. Februar 1807 ihrem Vater:

„Jetzt eben war Hufeland bei mir; er iſt mir ſo lieb, um manchmal ein verſtändiges Wort reden zu hören und mit ſprechen zu können. Heute hatte dieſes Geſpräch einen Inhalt, der mich ſehr beſchäftigt und ergreift, nehmlich den Einfluß der Gegenden auf die Charaktere der Menſchen. Denken Sie ſich, lieber Papa, daß ich ſchon einmal angefangen habe, meine Gedanken hierüber aufzuſetzen; wenn's mir je gelingen ſollte, ſo werde ich es Ihnen ſchicken. Lieber Papa, Sie ſollten einmal etwas darüber ſchreiben, wie unendlich intereſſant würde das werden! Thun Sie es ja und dann vergeſſen Sie nicht, mir's zu ſchicken, wie das oft ſchon geſchah: die Elegie nicht zu vergeſſen!

„Wären Sie doch einmal hier bei mir in meiner Stube, damit ich Sie auf das Getöne des Meeres könnte aufmerkſam

machen. So des Abends, wenn alles still ist, so lautet es, wie tausend Aeolsharfen; glauben Sie nicht, daß der Ausdruck Übertreibung ist, nein, gerade so. Oft auch, wenn's stürmisch ist und der Windstoß endet, so treibt der Ton des Windes sich die Wogen hinunter und dann tönt es wie ein leichtes Paukenschlagen. Sehr melancholisch ist das Gebebe dieses Tones; es stimmt so gut zu mir — und bebend hallt es nach in meiner Seele! Ich weine dann viel — das ist mir nicht lieb; allgemein will man behaupten, daß die Thränen lindern, ach! nein, das finde ich nicht, mir thun sie so weh im Herzen. Ja, Freudenthränen, das ist das göttlichste Gefühl im Menschen — aber diese herben Thränen, o ich thue alles, was mir möglich ist, mich selbst zu zerstreuen, um die nicht weinen zu müssen. Denn so ganz allein, und den ungeheuren Schmerz zu erdenken; das ertrag' ich nicht; obgleich's mein Lieblingsgedanke ist, so graut's mir doch davor, und ich getraue mir nicht, ihm nachzuhängen; ich dürfte es auch nicht; wie wollte ich sonst unter den Menschen leben, die ein freundlich Gesicht von mir verlangen? — absondern darf ich mich nicht — es ist ein häßlicher Zwang, und ganz Gewohnheit möchte ich es doch, um alle Güter der Erde, nicht werden lassen.

„Wenn Wilhelm bei mir ist, dann rede ich mehr davon, aber es ist mir dennoch immer eine Überwindung, weil ich den Schmerz so scheue! Das ist feig — werden Sie mir sagen, theurer, geliebter Vater, aber menschlich ist es auch. Denn es ist so schwer, so hart, sich selbst sagen zu müssen, wie alles auf einmal so geschwind verdorben, zerstört worden ist! Die schönen Hoffnungen, die glückselige Vergangenheit — das ist so hin, so nichtig war's! Nun also da noch Worte suchen zu müssen, um auszudrücken, was man verloren hat, da schweigt man freilich keine Worte, denn sie drückt's aus; deswegen thut sie auch so tief, so schrecklich weh!

„Ich beschäftige mich recht viel, lese den Hume*), mache Auszüge daraus; das dauert den ganzen Tag, außer der Stunde des Thees; die ich entweder bei der Königin oder mit meinen Damen zubringe; nach dem Abendessen bleibe ich noch auf, allein bis halb zwölf, wo ich ein anderes Buch lese oder an Wilhelm schreibe, als meine einzige eigentliche Correspondenz jetzt. Wenn ich spazieren gehe oder fahre, so ist es immer am Meere, gewöhnlich um zwölf Uhr. Fleißig bin ich jetzt wieder, lieber Papa, das war ich siebzehn Monate nicht; aber ich habe eben so viel während der Zeit gelernt, in der scheinbaren Müßigkeit, das können Sie mir gewiß glauben. Wozu sage ich das ihm, dem herrlichen Vater, der am besten versteht, daß Gottes Weisheit und Liebe sich nirgend besser zeigt, wie im Kinde? Denn wo findet man in irgend einem andern Geschöpfe den Schatz von Liebe, Zärtlichkeit, Einfachheit und Freude wie in ihm?

„Was wäre Amalla für ein Mädchen geworden? Für diese Welt zu groß, zu liebend — das wußte der Allsehende wohl, das sehe auch ich jetzt! . . . Stille, stille, die Thränen thun zu weh!!

„Gottlob, lieber Papa, ich weiß Sie wieder in Homburg, das beruhigt mich — Ihr traurig Loos war der Anfang zu vieler Anderer Schicksal; das wird das Ihrige leichter tragen machen; denn die Verwirrung kann fast nicht größer kommen; vielleicht endet sie bald und dann strahlt auch für Sie wohl ein freundlicheres Gestirn. Das gebe Gott! Sodeo, lieber Vater!

„Es liebt Sie ewig mit grenzenloser Zärtlichkeit

Ihre Marianne."

„(Sodeo heißt auf litthauisch Adieu; es ist eine schöne Sprache und die Nation ist äußerst original.)"

*) Die „Geschichte von England", wahrscheinlich in der Übersetzung von Dusch.

Am 2. März schreibt sie der Mutter: „Es ist heute herrliches Wetter, aber sehr kalt — die Königin holt mich gewöhnlich alle Tage um elf Uhr zum Spaziergang ab, der sich beinahe immer nach dem Leuchthurm richtet, damit wir das Vergnügen haben, am Meer hinzugehn und die Schiffe ankommen zu sehn. Gewiß, liebe Mama, würde Ihnen dieses Schauspiel für einige Zeit Freude machen. Aber ich kann für das Staunen keinen Ausdruck finden, das ich empfand, als ich zum erstenmal den Fuß auf dies öde Land setzte, es gab viel Schnee, man sah nichts als ihn, das Meer und die Wolken, welche dunkel waren und sehr schnell flogen, und man hörte nichts als das dumpfe und melancholische Geräusch der Wogen, die sich am Ufer brachen, ich versichere Sie, liebe Mama, daß mich dies Schauspiel mit Schrecken erfüllt hat, ich habe mir immer die Hand vor die Augen gehalten und ich hätte mich gewiß in den Wagen gesetzt, wenn ich mich nicht vor denen, die mich begleiteten, geschämt hätte. Jetzt gewöhne ich mich daran und ich gehe oft zu Fuß dorthin.“ Memel bot mitten im Volks- und Familienweh mancherlei Erquickung und Abwechselung. Denn es schloß viele bedeutende Menschen in sich, auf denen dasselbe Geschick lastete. Gelegentlich kommt der Prinz Radziwill zu der Prinzeß und spielt ihr eine Stunde auf der Guitarre und singt dazu. „Hufeland,“ schreibt sie, „ist uns ein wahres Labsal. Wenn alle Welt verzweifelt, hält er uns durch ein verständiges Gespräch aufrecht. Er ist ein entzückender und ausgezeichneter Mann, wenn man sich erst über sein steifes und kaltes Äußere hinweggesetzt hat.“ Während sie in kindlicher Hingebung sich bemüht, das Interesse der Mutter an der Begegnung mit der Kaiserin Josephine, der Königin Hortensie von Holland und der Prinzeß Stephanie zu theilen, seufzt sie über den Zustand, den dies ganze Geschlecht, Napoleon an der Spitze, über die Welt und ihre Heimath gebracht: „Wenn ich je nach

Homburg zurückkomme, wird es mich viel kosten, an dieses neue Wesen mich zu gewöhnen — wollte Gott, daß sich das einst ändere! Es wird ein schöner Tag sein, wenn die unterdrückte Unschuld getröstet werden wird und wenn so viele Dinge an den großen Tag kommen werden!"

Am 2. und 3. April war der Kaiser Alexander in Memel und erwies der Prinzeß viele Freundlichkeit. Auch ihr Gemahl kam für diese Tage. Der Frühling zog auch an der Ostsee ins Land. Das lebendige Naturgefühl, das die Prinzeß aus der Jugend und der Heimath mitgebracht, verschaffte ihr auch in der Art von Verbannung, in der sie lebte, gelegentlich großen Genuß. Davon zeugt ein Brief, den sie am 8. Juni 1807 an ihre Schwester Auguste nach Homburg schreibt. Sie war in der „schrecklichsten Mittagshitze" durch die Vorstädte nach dem Meer gegangen: „wo es göttlich frisch war, denn ich ging immer so, daß wenn die Brandung kam, so rannte mir immer das Wasser über die Füße — so daß ich mehremal unwillkürlich sagte (zum Meere heißt das) „O laß mich doch in Ruhe!" Die Frösche quackten wie im Tannenwald, nur daß sie gewöhnlich vom Brausen der See übertönt wurden, die Fische sprangen so hübsch in die Lüfte und freuten sich wie ich endlich die Wärme zu genießen. O Auguste, wärest Du doch bei mir — wie Dich das noch nie gesehene entzücken würde. — Es ist mir immer, als hätte ich nie in meinem Leben mehr an Homburg und an euch allen gehangen und mich nach euch gesehnt als grade hier — wo doch alles so neu, so anders ist. — Den 1. sind wir auf die Nehrung gefahren, wo wir einen Sandberg erstiegen, von wo dennoch die Ferne wenigstens recht schön war — denn so viele Schiffe segelten mit ihren weißen Segeln übers blaue Meer dahin — schöner ist es aber, wenn es grün ist — manchmal ist das so dunkel wie ein Tannenwald. . . . Das schönste in der Gegend ist ein kleiner Eich-

wald von sehr alten Bäumen, der auf einem hohen Ufer des Meeres gelegen ist, von dem man sehr ferne in die unermeßliche Sphäre von Gewässer hinuntersieht. Der Ossian ist mir dabei eingefallen. Den 4. machten wir uns auf und schifften weit hinein ins Meer mit einem kleinen Bot — um eine gescheiterte Schiffsruine herum (Arethusa). Es war so anders wie unser Falkenstein.*) Die Bewegung des Schwankens und Wiegens im Bote wenn es die Wellen heben, ist einzig lieblich — es schläfert so sanft ein die physischen Kräfte und erweckt so reizend zugleich Phantasie und Geist — ein wahrer Contrast! Nun adio für heute — ich muß an Wilhelm schreiben um den ich jetzt in großer Angst leben muß! . . In meiner Stube ist ein göttlicher Duft von Narcissen, Maiblumen und Nachtviolen, die mir den Kopf ganz wüst machen." Auch in einem langen Brief an die Mutter ist erfrischende Seeluft. Unsre Prinzeß und die Prinzeß Louise Radziwill hatten mit ihren zwei Damen ein englisches Schiff besucht und die vier Offiziere waren gegen die vier Frauen die Liebenswürdigkeit selbst. Nach der Besichtigung des Schiffs gaben sie den Gästen ein Frühstück und tranken auf ihr Wohl. Da kommt ein Matrose und flüstert dem ersten Offizier etwas ins Ohr. Derselbe theilt in großer Verlegenheit mit, die Prinzessinnen von Preußen hätten ihren Besuch angekündigt, er bitte um Entschuldigung, er müsse ihnen entgegengehen. „Da mußte also das Räthsel gelöst werden, und Louise sagte ihnen, daß wir es seien — nein, Sie hätten diese Gesichter und diese Überraschung sehen sollen, es war wirklich die schönste und lächerlichste Sache von der Welt." Diese heitern Scenen waren nur Sonnenblicke in der schweren Trübsal der Zeit. Das Geschick ihres Vaters und kleinen Heimathlandes, das durch den Rheinbund über dieselben

*) Ruine im Taunus.

gekommen war, bekümmert sie tief. Sie versucht es zu wenden, sie spricht mit dem König. Die Mittheilungen, die sie nach Homburg macht, geschehen um der Unsicherheit des Briefgeheimnisses willen in verhüllender Sprache. Man erkennt in einem „gewissen Menschen", der zur Freude der Prinzeß ihrer Mutter nicht mehr so gut gefällt als früher, Napoleon, in dem „Grafen des Norden" den König. Am 10. Juli schreibt sie der Mutter: „Ich habe meinen Morgen in Thränen zugebracht — — — zuerst indem ich einen sehr traurigen Abschied nahm von einem der achtungswerthesten Männer des Jahrhunderts, mit dem ich viel von meinem Vater gesprochen habe. Sagen Sie es ihm, vielgeliebte Mutter, aber er hat mirs noch schriftlich gesagt (eines Tags werde ich Ihnen diesen Brief zeigen) er könnte nichts mehr thun wie wünschen — die Aussicht wäre da gewesen, aber nun sei sie verschwunden." Mit dem Vaterhaus und der Heimath bleibt sie zärtlich verbunden. Während Land und Leute und ihre Sprache im Osten sie interessiren, während sie das Leben an der See genießt, die Gestalt und Kleidung der Menschen mit dem Stift ihrem Zeichnenbuch einprägt, während sie für die wohlklingende, vom Russischen und Polnischen abweichende Sprache der Litthauer das Ohr öffnet, ergreift sie zugleich die Erinnerung an den vorjährigen Aufenthalt in der Heimath mit überwältigender Macht. „Ich dachte immer an den Augenblick — den schönsten meines Lebens — wo ich in Homburg ankam, ich habe es mehremals schon gesagt, es scheint mir (hier vertauscht sie das Französische mit dem Deutschen): dieser Augenblick war die vollkommne Wirklichkeit von allem göttlichen, was ich mir einst in meinen Jugendphantasien nur träumen konnte — diese Glückseligkeit haben gewiß wenig Menschen so genossen — und um dieser Erinnerung willen kann ich die schrecklichste Zukunft nicht anders wie mit stiller Ergebenheit und Duldung willig ertragen."

Zu ertragen gab es immer noch neues Leid. Am 9. Juli war in Tilsit der Friede zwischen dem König Friedrich Wilhelm und Napoleon abgeschlossen — wir wissen, mit welchen Verlusten für Preußen. Am 19. August wurde die Prinzeß an Dysenterie krank und am 26. August kam sie zu früh nieder. „Es war ein kleiner ganz prächtiger Prinz mit einem so hübschen kleinen Gesicht.“ Am 9. October starb ihre „gute und vortreffliche d'Orville, die Oberhofmeisterin, an zurückgetretener Rose. „Es ist ein unersetzlicher Verlust für mich; nie werde ich Jemanden wieder finden, der so viel Freundschaft für mich hätte, nie Jemanden mit so viel Discretion und Nachsicht. Sie hatte hier ihr Testament gemacht, und nach ihrem Tode brachte man Wilhelm und mir jedem einen Brief von ihr, der uns lebhaft gerührt hat und uns von großem Troste gewesen ist, weil wir daraus ersahen, daß sie sich bei uns glücklich gefühlt hat.“ Über den Frieden von Tilsit spricht sie sich in einem Briefe an den Vater vom 4. November aus.

„Schon so lange, so sehr lange, lieber Papa, habe ich nicht mehr an Sie geschrieben, aber wozu würde es auch geführt haben? Von Mama werden Sie immer genug von mir gehört haben, denn ich schrieb ihr alles, was mir begegnete, auch das Geringste. Und Interessantes für Sie konnte ich Ihnen nicht schreiben, so vielen Stoff ich auch dazu würde gefunden haben, da man sich durchaus auf die Posten nicht verlassen kann, wovon bittere Erfahrungen sind gemacht worden.

„Wie man uns behandelt hat, können Sie nun genau von Wilhelm*) erfahren und dennoch ist das nicht hinreichend, um die Schändlichkeiten in ihrem ganzen Umfange zu beurtheilen;

*) Prinz Wilhelm von Preußen war auf seiner Reise nach Paris, von welcher unten die Rede sein wird, vorläufig nach Homburg gegangen, um hier die Rückkehr Napoleon's aus Italien nach Paris abzuwarten.

das können nur die, welche in der zerstörten Bewohnung leben. Was noch in keinem Jahrhundert ausgedacht worden ist, wird jetzt ausgeführt, denn es ist nicht die Rede von Grausamkeiten; die bringt der Krieg mit; aber einen Staat so ausgedacht zu zermalmen, daß er nie wieder blühen kann (denn so stehen die Sachen jetzt, das ist der Zweck), das ist satanisch. Und das jetzt uns zu thun, da wir so unendlich viel haben aufopfern müssen, um uns durch den Frieden Ruhe zu erkaufen — und den Frieden! Nachdem wir ehrenvoll so lange mit Muth und lobenswerther Ausdauer alles ertragen hatten, bösen Willen und Betrug der Russen, so stürzte uns zum Dank Alexander selbst hinab in den Abgrund — und läßt uns liegen! — Diese Schwäche von der einen Seite und die Nuancen von Bosheit auf der anderen so recht von nahem anzusehen, ist wirklich merkwürdig, wenn es nicht uns selbst so nahe anginge.

„Oft habe ich ganz aufgegeben, je wieder nach Berlin zu kommen — und Wilhelm und ich machten schon Pläne, uns bei Ihnen, geliebter Vater, niederzulassen. Nun scheint es wohl, daß wir zurückkommen, aber welch ein elendes Leben wird das geben! Die Flügel sind uns ganz gelähmt.

„Dabei sind wir so weit schon gekommen, daß wir mit nächstem nichts mehr zu essen haben werden.

Genug davon! Wilhelm kann mit Ihnen ja über das Alles sprechen. Ich recommandire Ihnen meinen Wilhelm; warum ich nicht mitkomme, wird Ihnen Mama sagen — es würde mir auch zu wehe thun, jetzt so wieder, und so bald darauf wieder, nach Homburg zu kommen. Dieser Monat ist schrecklich an Erinnerungen für mich; ich habe davon so süße und so entsetzliche! O heute vor einem Jahr war ich so glücklich! gestern war Irene geboren — heute kam Wilhelm von Cüstrin zu mir, wußte nichts davon, und kam, um mich zu

bereden, Danzig zu verlaſſen. Wie er hereinkam, war er ſo verwundert, mich im Bette zu finden — und auf einmal ſchrie Irene auf, ach! das war ein göttlicher Moment! wie war in dem all das Unheil des Staats vergeſſen! ach! jetzt iſt es ſo anders in derſelben Welt!

„Der große unerſetzliche Verluſt meiner guten d'Orville wird Ihnen auch leid geweſen ſein! Mich hat viel Leid in dem einen Jahre betroffen! Leben Sie wohl, Sie, theurer Vater, Sie wiſſen ja, wie mein Herz und meine Seele an Ihnen hängt, und ſo wird es ewig bleiben! Marianne."

„Wilhelm bringt Ihnen den „„Perikles"" und die „„Aſpaſia"" mit, die ich für Sie hier in der größten Hitze, im Schweiße meines Angeſichts, auf dem Jahrmarkte kaufte."

„Ich hoffe, daß Ihnen die Bekanntſchaft des Humboldt*) Freude machen wird."

In dem Briefe wird eine perſönliche Begegnung des Prinzen Wilhelm mit dem Landgrafen in Homburg in Ausſicht geſtellt. Der am gleichen Tag an die Mutter geſchriebene Brief giebt darüber genauere Auskunft. Preußen war, nach geſchloſſenem Frieden, in Gefahr durch Napoleons ungeheure Geldforderungen völlig zu Grunde gerichtet zu werden. „Nero ſelbſt," ſchreibt die patriotiſche Prinzeß, „hat niemals einen ſo abſcheulichen Plan wie dieſen ausgeführt — einen ganzen Staat ohne Grund und ohne Recht, denn das geſchieht nach dem Frieden, zu vernichten und auszurotten." Prinz Wilhelm ſollte ſich perſönlich nach Paris begeben und bei Napoleon auf Erleichterungen hinwirken. Auf der Reiſe gedachte er mit ſeinem Gefolge, Alexander von Humboldt, dem Grafen Goltz

*) Alexander v. Humboldt, der den Prinzen Wilhelm nach Paris begleitete.

wehe von Mama, und er hat ſie doch ſo innig lieb — aber ſie meint immer, er hätte Langeweile dort. Wie iſt das möglich in Homburg! Daran ſieht man recht, wie wenig das höchſte Glück auf Erden erkannt wird — denn wo iſt das zu Haus wie in Homburg! und das muß durchaus jeder gute einfache Menſch fühlen, der es betritt, und deswegen wie im Himmel dort ſein; wie vielmehr jemand, der meinem Herzen angehört! der alſo ſo recht davon durchdrungen iſt, was Sie, geliebter Vater, meine liebe gute Mutter und meine herrlichen Geſchwiſter ſo andere Menſchen ſind als alle anderen auf der weiten Erde! Das fühlt Wilhelm wie ich ſelbſt; ſeien Sie es feſt verſichert. Und auch darum nur gehört er uns ſo ganz an.

„Traurig wird mit Homburg verfahren, das weiß ich wohl — und es iſt ſchrecklich für Sie, ein Gebäude einſtürzen zu ſehen, woran Ihr Fleiß ſo lange Jahre zum Wohle Ihrer Unterthanen arbeitete — aber Sie müſſen doch der glücklichſte Mann auf Erden ſein, weil Sie das thaten, weil Sie auch der beſte aller Menſchen ſind, und weil Sie ſo viele Kinder haben, die alle gut ſind und Sie alle mit der Liebe verehren, wie gewiß kein anderer Vater auf der Welt geliebt wird. Das zuſammen genommen iſt mein Troſt, wenn ich denke, was Sie leiden mögen jetzt in dieſer Zeit. Gott ſegne Sie, wie er es ſtets that, und durchdringe auch Sie von den Wahrheiten, die ich hier nannte und die meiner Seele tiefſte Tiefen ſo beſeligend bewohnen.

Leben Sie wohl — mein Herz und meine ganze Seele iſt bei Ihnen und in Ihres Kindes Liebe."

Marianne."

In den letzten Tagen des Decembers verließ der Prinz Homburg und kam am 3. Januar in Paris an, wohin ihm Alexander von Humboldt und ſeine andern Begleiter ſchon vorausgegangen

waren. Dem Prinzen ſollte Alexander von Humboldt in Paris den Weg bahnen und auf dem ſchlüpfrigen Boden rathend zur Seite ſtehn. Dem Worte des Prinzen ſollte durch die Ausſicht, daß er in Zukunft weſentlichen Antheil an den Staatsgeſchäften haben würde, Nachdruck gegeben werden. Aber außer dieſen Mitteln, von welchen die Regierung ſich Erfolg verſprach, hatte ſich der Prinz mit ſeiner Gemahlin in der Stille ein anderes ausgedacht: er wollte ſeine Perſon als Geiſel anbieten, damit die Laſt des Vaterlandes erleichtert würde und die Prinzeß war bereit, ihm in die Gefangenſchaft zu folgen. Dieſe Opferwilligkeit ſpricht ſie in einem Briefe an den Prinzen mit den rührenden Worten aus: „Daß ich ſolches niederſchreiben kann, ohne Zittern, ohne Hinſinken, ſieh, das lehrt Liebe — die ſtarke Liebe nur! — Wenn ich bei Dir ſein kann, gleichviel im Kerker oder in Paläſten, wenn nur mit Ehre, — dort ereile ich dich bald — wenn es dann einſt beendet iſt, kehren wir beglückt zurück ins Vaterland. — Wenn es aber möglich wäre, daß ihm das Zögern zu lange dauerte mit den Bezahlungen, und er es anders mit Dir enden wollte — o da giebt es ja wohl Wege genug zu ſeinem Herzen, oder nicht Herz, daß er mich mit Dir gehen ließ! — Wir ſtehen allein jetzt — wir dürfen es — Amalie iſt ja auch ſchon todt. — O und dann ſind wir ja auf ewig ſelig.“ Als der Brief nach Paris kam, war die Sendung ſchon mißlungen. In der erſten Unterredung, 9. Januar 1808, äußerte ſich Napoleon hart und bitter über den König. Der Prinz ſtellte ihm lebendig das Unglück der königlichen Familie und des preußiſchen Landes vor und ſuchte den Kaiſer zu überzeugen, daß Preußen ſeinen Verpflichtungen gewiß nachkommen würde. Die Rede ſchien auf Napoleon Eindruck zu machen, denn er bemühte ſich, den Prinzen zu beruhigen. Da ſchien dieſem der rechte Augenblick gekommen, um das Mittel zu gebrauchen, das er eigentlich erſt

dann gebrauchen wollte, wenn alle andern erschöpft wären, und mit größter Lebhaftigkeit erbot er sich mit seiner Gemahlin zur persönlichen Verhaftung bis zur Zahlung. Da trat Napoleon vor ihn, umfaßte ihn und sprach: das ist sehr edel, aber es ist unmöglich! Der Prinz ward fortwährend mit Auszeichnung behandelt, aber in den Geschäften erreichte er nichts.

Die Abwesenheit des Prinzen von der Gemahlin zog sich lange Monate bis in den October 1808 hinaus. Die Prinzeß fühlte die Entfernung ihres Gemahls aufs Schmerzlichste, aber sie klagte nicht, sie nahm diesen Schmerz als einen Theil des großen Familienleides und Volkswehs aus der Hand Gottes, dem sie fromm ergeben war. In ernstester Stimmung trat sie das Jahr 1808, noch immer in Memel, an. „Welches Jahr! schreibt sie der Mutter, großer Gott, wie viel Unglückliche hat es gemacht! die Predigt, die wir diesen Morgen gehört, war unsern Empfindungen sehr entsprechend, und ich habe mich an ihr sehr erbaut.“ Am 18. Januar verließ sie Memel, nicht ohne Schmerz des Abschieds. „Die Abreise von Memel,“ berichtet sie am 24. Januar von Königsberg, „hat mich viel Thränen gekostet, ich war so gern dort und befand mich dort so wohl — zugleich war mir das angenehm, daß ich einmal an einem Orte ein ganzes Jahr zubringen konnte, was mir seit unserer Verheirathung nicht widerfahren war, und ich habe nie gern den Ort gewechselt. Dann war man uns in Memel so anhänglich, wir kannten fast jeden Einwohner, so daß es jedem leid war, uns abreisen zu sehen. Die ersten ruhigen Tage, die mir wurden, hab' ich in Memel verlebt und selbst die traurigen Erinnerungen machen uns für immer anhänglich. — Den letzten Abend bin ich mit einer kleinen Laterne auf den Friedhof gegangen, der ganz nahe bei unserer Wohnung war, um dem Grab meiner guten d'Orville das letzte Lebewohl zu sagen — das war ein sehr feierlicher und für mein Herz sehr rührender Augenblick.

Selbſt, wenn ich den Ort nicht mit Betrübniß verlaſſen hätte, ich glaube die Abreiſe würde mich doch bewegt haben — in einem kleinen Kahn über das Waſſer zu fahren (ein zweiter Kahn, auf welchem man Muſik machte, folgte mir), einen Haufen Menſchen auf den Ufern zu ſehen, lauter niedergebeugte Leute, — zu ſehen, wie nach und nach beim Sichentfernen alles unſeren Augen entſchwand, das machte einen ſehr tiefen traurigen Eindruck." Sie kam in Königsberg glücklich an — aus der Stille in das bewegte Leben. „Das Haus, wo ich diesmal wohne (es gehört einem Grafen Schlieven) iſt außerordentlich ſchön gelegen, in der ſchönſten Straße Königsbergs, wo die ſchöne Welt luſtwandelt." Mit der königlichen Familie trat ſie aufs neue in den innigſten Verkehr. Bei der Taufe der Prinzeß Luiſe, welche die Königin Luiſe am 1. Februar geboren hatte, ſtand die Tante als Gevatterin. „Die Prinzeß Wilhelm bekam eine Anwandlung von Ohnmacht, die jedoch raſch vorüber ging," berichtet die Oberhofmeiſterin Gräfin Voß in ihrem Tagebuch. Nach dem Bericht, den die Prinzeß Wilhelm der Mutter erſtattet, war der Fall doch nicht ſo leicht. „Sonntag war ein verhängnißvoller Tag für mich — die Taufe der kleinen Luiſe, ſchon lange beunruhigte ich mich wegen dieſes Tages — es war die erſte königliche Taufe — alle dieſe Vorbereitungen machten mich ſchon übel, niemals ſeitdem*) hatte ich ein Kind angerührt (außer bei der Taufe eines Kindes meines Wirths in Memel, die kaum erbaulich war) und doch mußte ich dies Kind über der Taufe halten, als endlich das Mahl vorüber war, tritt man ins Zimmer, ich ſtelle mich an den Altar unter den Baldachin — der erſte Gegenſtand, der ſich meinen Augen darſtellt, iſt derſelbe Paſtor, der mir vergangenes Jahr die ſchreckliche Rede hielt als ich das erſte Mal nach meinen Wochen ausging. — Wohlan,

*) Seit dem Verluſt ihrer Kinder.

ich halte das Kind sehr gut, nicht ohne Thränen, aber ich hielt mich wenigstens auf den Füßen, alles ist zu Ende — aber ehe ich einige Schritte gethan, spüre ich, daß jedes Glied starr wird und seine Kraft verliert, und da liege ich vor dieser ganzen versammelten Welt und kriege schreckliche Krämpfe; — aber es war auch garnicht anders möglich, wenn man das alles in sich verschließt, alle seine Kümmernisse und Schmerzen, wie ich es beständig gethan und wenn das alles im Herzen sich concentrirt, da müssen wohl in einem solchen Augenblick die moralischen Kräfte mit den physischen unterliegen." Die tiefste Stimmung ihrer Seele läßt sich an der Freude erkennen, die ihr die Bekanntschaft mit frommen Christen oder gar die Gemeinschaft mit dem Allerheiligsten des Christenthums bereitet. „Ich habe die Bekanntschaft eines sehr achtungswerthen und mit ausgezeichneten Eigenschaften begabten Mannes gemacht — des Abtes von Oliva — er hat einen Jesus Christus-Kopf, einen Ausdruck der Sanftmuth und der Frömmigkeit, wie ich nie einem sonst begegnet bin und einen wahrhaft himmlischen Charakter, er ist gestern nach Oliva zurückgereist, einem göttlichen Ort — am Meer, die schönste Gegend der Welt." Von der Feier des Abendmahls am Karfreitag kommt sie zur Mutter, um ihr für alle ihre Liebe zu danken und ihr Herz ihr aufs neue zu schenken. „Wir hatten eine ausgezeichnete Predigt — viel Ruhe und Feierlichkeit und ich bin über den heutigen Tag sehr glücklich." Zum Schlusse des Briefs schildert sie mit wärmstem Mitgefühl das Unglück eines Schiffbruchs. — Am 20. Mai erzählt sie, wie sie oft um ihren Mittagstisch einen kleinen Kreis von Menschen versammelt, wie in so engem Kreis jeder genöthigt ist, das Seine zu den Kosten der Unterhaltung beizutragen, wie man gerne zu ihr kommt und ihr wohlwill. „Eine meiner letzten Bekanntschaften ist Schill, ein Mann, dessen Ruf wohl längst zu Ihnen gedrungen ist und

den Sie gewiß lieb haben, weil Sie den kriegeriſchen Muth ſo hoch ſchätzen. Er iſt von einer Beſcheidenheit, die ihm Ehre macht, wenn man ſieht, daß er ſie ſo rein erhält unter all den Zurufen des Volks, das ihm auf jedem Schritt und Tritt folgt — neulich hab ich ſein Bild gemacht, er iſt noch jung, klein, ein hübſches Geſicht und namentlich viel Ausdruck in ſeinen ſchwarzen Augen." Sie lernt die Umgegend kennen und erzählt von einem verregneten Ausflug zum Grafen Goltz aufs Land. Sie nimmt Unterricht im Engliſchen, im Geſang, auf der Guitarre und einigt ſich viel mit der Königin, der Prinzeß Louiſe Radziwill — ein herrliches Kleeblatt hochherziger deutſcher Fürſtinnen. In welcher Weiſe die Liebe des Volks mitten in der Volksnoth dem König huldigte, davon hören wir gern ein Zeugniß in der Beſchreibung, welche die Prinzeß von des Königs Geburtstag (3. Auguſt 1808) giebt, einer Feier, welche uns mit Staunen für die Fähigkeit, nicht bloß Leiden, ſondern auch Freuden auszuſtehen, erfüllt. „Ich habe geſtern, an große Feſte durchaus nicht mehr gewöhnt, einen ſehr ermüdenden Tag zugebracht. Es war der Geburtstag des Königs. Schon um 10 Uhr begab ich mich in den Garten des Königs durch eine ſchreckliche Hitze und Staub, in der Mitte eines unermeßlichen Menſchenhaufens von dem Thor der Stadt bis zum Garten. Hier hatte man eine vollkommene Überraſchung veranſtaltet, einige Tänzer vom Berliner Balletcorps tanzten vor dem König. Darauf kamen die Ackerbeſitzer dieſes Theils der Landſchaft im Zuge mit dem Erntekranz und einer dieſer Leute hielt eine wirklich außerordentlich rührende Rede. — Das Frühſtück folgte dieſem Feſt und man kehrte in die Stadt zurück, um große, reiche Toilette zu machen, in der Tunika, mit Diamanten, in dieſer enormen Hitze und man ſpeiſte zu Mittag — nach dieſem zweiten Act kam ein Gewitter und ein ſchrecklicher Regen, der uns anfangs ſehr erſchreckte, der uns aber nachher

Zu ertragen gab es immer noch neues Leid. Am 9. Juli war in Tilsit der Friede zwischen dem König Friedrich Wilhelm und Napoleon abgeschlossen — wir wissen, mit welchen Verlusten für Preußen. Am 19. August wurde die Prinzeß an Dysenterie krank und am 26. August kam sie zu früh nieder. „Es war ein kleiner ganz prächtiger Prinz mit einem so hübschen kleinen Gesicht.“ Am 9. October starb ihre „gute und vortreffliche d'Orville, die Oberhofmeisterin, an zurückgetretener Rose. „Es ist ein unersetzlicher Verlust für mich; nie werde ich Jemanden wieder finden, der so viel Freundschaft für mich hätte, nie Jemanden mit so viel Discretion und Nachsicht. Sie hatte hier ihr Testament gemacht, und nach ihrem Tode brachte man Wilhelm und mir jedem einen Brief von ihr, der uns lebhaft gerührt hat und uns von großem Troste gewesen ist, weil wir daraus ersahen, daß sie sich bei uns glücklich gefühlt hat.“ Über den Frieden von Tilsit spricht sie sich in einem Briefe an den Vater vom 4. November aus.

„Schon so lange, so sehr lange, lieber Papa, habe ich nicht mehr an Sie geschrieben, aber wozu würde es auch geführt haben? Von Mama werden Sie immer genug von mir gehört haben, denn ich schrieb ihr alles, was mir begegnete, auch das Geringste. Und Interessantes für Sie konnte ich Ihnen nicht schreiben, so vielen Stoff ich auch dazu würde gefunden haben, da man sich durchaus auf die Posten nicht verlassen kann, wovon bittere Erfahrungen sind gemacht worden.

„Wie man uns behandelt hat, können Sie nun genau von Wilhelm*) erfahren und dennoch ist das nicht hinreichend, um die Schändlichkeiten in ihrem ganzen Umfange zu beurtheilen;

*) Prinz Wilhelm von Preußen war auf seiner Reise nach Paris, von welcher unten die Rede sein wird, vorläufig nach Homburg gegangen, um hier die Rückkehr Napoleon's aus Italien nach Paris abzuwarten.

das können nur die, welche in der zerstörten Bewohnung leben. Was noch in keinem Jahrhundert ausgedacht worden ist, wird jetzt ausgeführt, denn es ist nicht die Rede von Grausamkeiten; die bringt der Krieg mit; aber einen Staat so ausgedacht zu zermalmen, daß er nie wieder blühen kann (denn so stehen die Sachen jetzt, das ist der Zweck), das ist satanisch. Und das jetzt uns zu thun, da wir so unendlich viel haben aufopfern müssen, um uns durch den Frieden Ruhe zu erkaufen — und den Frieden! Nachdem wir ehrenvoll so lange mit Muth und lobenswerther Ausdauer alles ertragen hatten, bösen Willen und Betrug der Russen, so stürzte uns zum Dank Alexander selbst hinab in den Abgrund — und läßt uns liegen! — Diese Schwäche von der einen Seite und die Nuancen von Bosheit auf der anderen so recht von nahem anzusehen, ist wirklich merkwürdig, wenn es nicht uns selbst so nahe anginge.

„Oft habe ich ganz aufgegeben, je wieder nach Berlin zu kommen — und Wilhelm und ich machten schon Pläne, uns bei Ihnen, geliebter Vater, niederzulassen. Nun scheint es wohl, daß wir zurückkommen, aber welch ein elendes Leben wird das geben! Die Flügel sind uns ganz gelähmt.

„Dabei sind wir so weit schon gekommen, daß wir mit nächstem nichts mehr zu essen haben werden.

Genug davon! Wilhelm kann mit Ihnen ja über das Alles sprechen. Ich recommandire Ihnen meinen Wilhelm; warum ich nicht mitkomme, wird Ihnen Mama sagen — es würde mir auch zu wehe thun, jetzt so wieder, und so bald darauf wieder, nach Homburg zu kommen. Dieser Monat ist schrecklich an Erinnerungen für mich; ich habe davon so süße und so entsetzliche! O heute vor einem Jahr war ich so glücklich! gestern war Irene geboren — heute kam Wilhelm von Cüstrin zu mir, wußte nichts davon, und kam, um mich zu

bereden, Danzig zu verlaſſen. Wie er hereinkam, war er ſo verwundert, mich im Bette zu finden — und auf einmal ſchrie Irene auf, ach! das war ein göttlicher Moment! wie war in dem all das Unheil des Staats vergeſſen! ach! jetzt iſt es ſo anders in derſelben Welt!

„Der große unerſetzliche Verluſt meiner guten d'Orville wird Ihnen auch leid geweſen ſein! Mich hat viel Leid in dem einen Jahre betroffen! Leben Sie wohl, Sie, theurer Vater, Sie wiſſen ja, wie mein Herz und meine Seele an Ihnen hängt, und ſo wird es ewig bleiben! Marianne."

„Wilhelm bringt Ihnen den „„Perikles"" und die „„Aſpaſia"" mit, die ich für Sie hier in der größten Hitze, im Schweiße meines Angeſichts, auf dem Jahrmarkte kaufte."

„Ich hoffe, daß Ihnen die Bekanntſchaft des Humboldt*) Freude machen wird."

In dem Briefe wird eine perſönliche Begegnung des Prinzen Wilhelm mit dem Landgrafen in Homburg in Ausſicht geſtellt. Der am gleichen Tag an die Mutter geſchriebene Brief giebt darüber genauere Auskunft. Preußen war, nach geſchloſſenem Frieden, in Gefahr durch Napoleons ungeheure Geldforderungen völlig zu Grunde gerichtet zu werden. „Nero ſelbſt," ſchreibt die patriotiſche Prinzeß, „hat niemals einen ſo abſcheulichen Plan wie dieſen ausgeführt — einen ganzen Staat ohne Grund und ohne Recht, denn das geſchieht nach dem Frieden, zu vernichten und auszurotten." Prinz Wilhelm ſollte ſich perſönlich nach Paris begeben und bei Napoleon auf Erleichterungen hinwirken. Auf der Reiſe gedachte er mit ſeinem Gefolge, Alexander von Humboldt, dem Grafen Goltz

*) Alexander v. Humboldt, der den Prinzen Wilhelm nach Paris begleitete.

und deſſen Sohn und einem jungen Lieutenant von Hedemann in Homburg einzukehren — und wie viel zu erzählen — auch von den Bemühungen der treuen Tochter um die Wiedereinſetzung des Vaters in ſeine „Souveränetät“. Der Prinz war am 28. November in Homburg angekommen, „vielleicht grade während des Thees, der für die Liebe und die Ehre des Geburtstags Auguſtens Statt fand“, vermuthet die Prinzeß, die mit ihren Gedanken den Gemahl auf allen ſeinen Wegen begleitet. Er fühlte ſich bei den heſſiſchen Verwandten außerordentlich wohl. „Alles, alles iſt wohl,“ ſchreibt er, „mir iſts, als wäre ich hier geboren, alles iſt wie ſonſt. . . . Ich habe neulich einen charmanten Ritt mit Deinen Brüdern gemacht und bin über alles glücklich in Deiner theuren Vaterſtadt.“ Die Prinzeß ſäumte nicht, auch ihre Stimme in dem Homburger Familienkreiſe hören zu laſſen. Sie ſchreibt am 18. December 1807:

„Lieber gnädiger Papa, da iſt ein ganzer Transport Briefe, den ich unterthänigſt bitte auszutheilen; ich ruhe nun auf meinen Lorbeern, denn ich habe mich heute halbtodt geſchrieben; denn eben ſandte ich auch einen anderen Transport nach Wien und Galizien; ich mache mich ſehr verdient um die hohe Geſchwiſterſchaft — ich kann nicht leugnen, daß ich noch immer die fleißigſte, wie ſonſt in Homburg bin; denn die auswärtigen Brüder erfuhren ſtets durch mich, wie es dort zuging.

„Geſtern hatte ich aber einmal eine tüchtige Freude über alle Briefe, die ich von dort erhielt, was ich dem Wilhelm verdanke; denn das Ungewöhnliche ſeiner Ankunft hat ſie dazu gebracht.

„Er iſt ſo glücklich bei Ihnen, theurer Vater! O daß mir doch auch wäre vergönnt geweſen, Sie einmal wiederzuſehen! Gottlob! Ihnen, hoffe ich doch mit Zuverſicht, wird ſeine Anweſenheit nicht unbequem ſein; dieſer Gedanke thut mir ſo

wehe von Mama, und er hat ſie doch ſo innig lieb — aber ſie meint immer, er hätte Langeweile dort. Wie iſt das möglich in Homburg! Daran ſieht man recht, wie wenig das höchſte Glück auf Erden erkannt wird — denn wo iſt das zu Haus wie in Homburg! und das muß durchaus jeder gute einfache Menſch fühlen, der es betritt, und deswegen wie im Himmel dort ſein; wie vielmehr jemand, der meinem Herzen angehört! der alſo ſo recht davon durchdrungen iſt, was Sie, geliebter Vater, meine liebe gute Mutter und meine herrlichen Geſchwiſter ſo andere Menſchen ſind als alle anderen auf der weiten Erde! Das fühlt Wilhelm wie ich ſelbſt; ſeien Sie es feſt verſichert. Und auch darum nur gehört er uns ſo ganz an.

„Traurig wird mit Homburg verfahren, das weiß ich wohl — und es iſt ſchrecklich für Sie, ein Gebäude einſtürzen zu ſehen, woran Ihr Fleiß ſo lange Jahre zum Wohle Ihrer Unterthanen arbeitete — aber Sie müſſen doch der glücklichſte Mann auf Erden ſein, weil Sie das thaten, weil Sie auch der beſte aller Menſchen ſind, und weil Sie ſo viele Kinder haben, die alle gut ſind und Sie alle mit der Liebe verehren, wie gewiß kein anderer Vater auf der Welt geliebt wird. Das zuſammen genommen iſt mein Troſt, wenn ich denke, was Sie leiden mögen jetzt in dieſer Zeit. Gott ſegne Sie, wie er es ſtets that, und durchdringe auch Sie von den Wahrheiten, die ich hier nannte und die meiner Seele tiefſte Tiefen ſo beſeligend bewohnen.

Leben Sie wohl — mein Herz und meine ganze Seele iſt bei Ihnen und in Ihres Kindes Liebe."

Marianne."

In den letzten Tagen des Decembers verließ der Prinz Homburg und kam am 3. Januar in Paris an, wohin ihm Alexander von Humboldt und ſeine andern Begleiter ſchon vorausgegangen

waren. Dem Prinzen sollte Alexander von Humboldt in Paris den Weg bahnen und auf dem schlüpfrigen Boden rathend zur Seite stehn. Dem Worte des Prinzen sollte durch die Aussicht, daß er in Zukunft wesentlichen Antheil an den Staatsgeschäften haben würde, Nachdruck gegeben werden. Aber außer diesen Mitteln, von welchen die Regierung sich Erfolg versprach, hatte sich der Prinz mit seiner Gemahlin in der Stille ein anderes ausgedacht: er wollte seine Person als Geisel anbieten, damit die Last des Vaterlandes erleichtert würde und die Prinzeß war bereit, ihm in die Gefangenschaft zu folgen. Diese Opferwilligkeit spricht sie in einem Briefe an den Prinzen mit den rührenden Worten aus: „Daß ich solches niederschreiben kann, ohne Zittern, ohne Hinsinken, sieh, das lehrt Liebe — die starke Liebe nur! — Wenn ich bei Dir sein kann, gleichviel im Kerker oder in Palästen, wenn nur mit Ehre, — dort ereile ich dich bald — wenn es dann einst beendet ist, kehren wir beglückt zurück ins Vaterland. — Wenn es aber möglich wäre, daß ihm das Zögern zu lange dauerte mit den Bezahlungen, und er es anders mit Dir enden wollte — o da giebt es ja wohl Wege genug zu seinem Herzen, oder nicht Herz, daß er mich mit Dir gehen ließ! — Wir stehen allein jetzt — wir dürfen es — Amalie ist ja auch schon todt. — O und dann sind wir ja auf ewig selig.“ Als der Brief nach Paris kam, war die Sendung schon mißlungen. In der ersten Unterredung, 9. Januar 1808, äußerte sich Napoleon hart und bitter über den König. Der Prinz stellte ihm lebendig das Unglück der königlichen Familie und des preußischen Landes vor und suchte den Kaiser zu überzeugen, daß Preußen seinen Verpflichtungen gewiß nachkommen würde. Die Rede schien auf Napoleon Eindruck zu machen, denn er bemühte sich, den Prinzen zu beruhigen. Da schien diesem der rechte Augenblick gekommen, um das Mittel zu gebrauchen, das er eigentlich erst

dann gebrauchen wollte, wenn alle andern erschöpft wären, und mit größter Lebhaftigkeit erbot er sich mit seiner Gemahlin zur persönlichen Verhaftung bis zur Zahlung. Da trat Napoleon vor ihn, umfaßte ihn und sprach: das ist sehr edel, aber es ist unmöglich! Der Prinz ward fortwährend mit Auszeichnung behandelt, aber in den Geschäften erreichte er nichts.

Die Abwesenheit des Prinzen von der Gemahlin zog sich lange Monate bis in den October 1808 hinaus. Die Prinzeß fühlte die Entfernung ihres Gemahls aufs Schmerzlichste, aber sie klagte nicht, sie nahm diesen Schmerz als einen Theil des großen Familienleides und Volkswehs aus der Hand Gottes, dem sie fromm ergeben war. In ernstester Stimmung trat sie das Jahr 1808, noch immer in Memel, an. „Welches Jahr! schreibt sie der Mutter, großer Gott, wie viel Unglückliche hat es gemacht! die Predigt, die wir diesen Morgen gehört, war unsern Empfindungen sehr entsprechend, und ich habe mich an ihr sehr erbaut.“ Am 18. Januar verließ sie Memel, nicht ohne Schmerz des Abschieds. „Die Abreise von Memel,“ berichtet sie am 24. Januar von Königsberg, „hat mich viel Thränen gekostet, ich war so gern dort und befand mich dort so wohl — zugleich war mir das angenehm, daß ich einmal an einem Orte ein ganzes Jahr zubringen konnte, was mir seit unserer Verheirathung nicht widerfahren war, und ich habe nie gern den Ort gewechselt. Dann war man uns in Memel so anhänglich, wir kannten fast jeden Einwohner, so daß es jedem leid war, uns abreisen zu sehen. Die ersten ruhigen Tage, die mir wurden, hab' ich in Memel verlebt und selbst die traurigen Erinnerungen machen uns für immer anhänglich. — Den letzten Abend bin ich mit einer kleinen Laterne auf den Friedhof gegangen, der ganz nahe bei unserer Wohnung war, um dem Grab meiner guten d'Orville das letzte Lebewohl zu sagen — das war ein sehr feierlicher und für mein Herz sehr rührender Augenblick.

Selbſt, wenn ich den Ort nicht mit Betrübniß verlaſſen hätte, ich glaube die Abreiſe würde mich doch bewegt haben — in einem kleinen Kahn über das Waſſer zu fahren (ein zweiter Kahn, auf welchem man Muſik machte, folgte mir), einen Haufen Menſchen auf den Ufern zu ſehen, lauter niedergebeugte Leute, — zu ſehen, wie nach und nach beim Sichentfernen alles unſeren Augen entſchwand, das machte einen ſehr tiefen traurigen Eindruck." Sie kam in Königsberg glücklich an — aus der Stille in das bewegte Leben. „Das Haus, wo ich diesmal wohne (es gehört einem Grafen Schlieven) iſt außerordentlich ſchön gelegen, in der ſchönſten Straße Königsbergs, wo die ſchöne Welt luſtwandelt." Mit der königlichen Familie trat ſie aufs neue in den innigſten Verkehr. Bei der Taufe der Prinzeß Luiſe, welche die Königin Luiſe am 1. Februar geboren hatte, ſtand die Tante als Gevatterin. „Die Prinzeß Wilhelm bekam eine Anwandlung von Ohnmacht, die jedoch raſch vorüber ging," berichtet die Oberhofmeiſterin Gräfin Voß in ihrem Tagebuch. Nach dem Bericht, den die Prinzeß Wilhelm der Mutter erſtattet, war der Fall doch nicht ſo leicht. „Sonntag war ein verhängnißvoller Tag für mich — die Taufe der kleinen Luiſe, ſchon lange beunruhigte ich mich wegen dieſes Tages — es war die erſte königliche Taufe — alle dieſe Vorbereitungen machten mich ſchon übel, niemals ſeitdem*) hatte ich ein Kind angerührt (außer bei der Taufe eines Kindes meines Wirths in Memel, die kaum erbaulich war) und doch mußte ich dies Kind über der Taufe halten, als endlich das Mahl vorüber war, tritt man ins Zimmer, ich ſtelle mich an den Altar unter den Baldachin — der erſte Gegenſtand, der ſich meinen Augen darſtellt, iſt derſelbe Paſtor, der mir vergangenes Jahr die ſchreckliche Rede hielt als ich das erſte Mal nach meinen Wochen ausging. — Wohlan,

*) Seit dem Verluſt ihrer Kinder.

ich halte das Kind ſehr gut, nicht ohne Thränen, aber ich hielt mich wenigſtens auf den Füßen, alles iſt zu Ende — aber ehe ich einige Schritte gethan, ſpüre ich, daß jedes Glied ſtarr wird und ſeine Kraft verliert, und da liege ich vor dieſer ganzen verſammelten Welt und kriege ſchreckliche Krämpfe; — aber es war auch garnicht anders möglich, wenn man das alles in ſich verſchließt, alle ſeine Kümmerniſſe und Schmerzen, wie ich es beſtändig gethan und wenn das alles im Herzen ſich concentrirt, da müſſen wohl in einem ſolchen Augenblick die moraliſchen Kräfte mit den phyſiſchen unterliegen." Die tiefſte Stimmung ihrer Seele läßt ſich an der Freude erkennen, die ihr die Bekanntſchaft mit frommen Chriſten oder gar die Gemeinſchaft mit dem Allerheiligſten des Chriſtenthums bereitet. „Ich habe die Bekanntſchaft eines ſehr achtungswerthen und mit ausgezeichneten Eigenſchaften begabten Mannes gemacht — des Abtes von Oliva — er hat einen Jeſus Chriſtus-Kopf, einen Ausdruck der Sanftmuth und der Frömmigkeit, wie ich nie einem ſonſt begegnet bin und einen wahrhaft himmliſchen Charakter, er iſt geſtern nach Oliva zurückgereiſt, einem göttlichen Ort — am Meer, die ſchönſte Gegend der Welt." Von der Feier des Abendmahls am Karfreitag kommt ſie zur Mutter, um ihr für alle ihre Liebe zu danken und ihr Herz ihr aufs neue zu ſchenken. „Wir hatten eine ausgezeichnete Predigt — viel Ruhe und Feierlichkeit und ich bin über den heutigen Tag ſehr glücklich." Zum Schluſſe des Briefs ſchildert ſie mit wärmſtem Mitgefühl das Unglück eines Schiffbruchs. — Am 20. Mai erzählt ſie, wie ſie oft um ihren Mittagstiſch einen kleinen Kreis von Menſchen verſammelt, wie in ſo engem Kreis jeder genöthigt iſt, das Seine zu den Koſten der Unterhaltung beizutragen, wie man gerne zu ihr kommt und ihr wohlwill. „Eine meiner letzten Bekanntſchaften iſt Schill, ein Mann, deſſen Ruf wohl längſt zu Ihnen gedrungen iſt und

den Sie gewiß lieb haben, weil Sie den kriegeriſchen Muth ſo hoch ſchätzen. Er iſt von einer Beſcheidenheit, die ihm Ehre macht, wenn man ſieht, daß er ſie ſo rein erhält unter all den Zurufen des Volks, das ihm auf jedem Schritt und Tritt folgt — neulich hab ich ſein Bild gemacht, er iſt noch jung, klein, ein hübſches Geſicht und namentlich viel Ausdruck in ſeinen ſchwarzen Augen." Sie lernt die Umgegend kennen und erzählt von einem verregneten Ausflug zum Grafen Goltz aufs Land. Sie nimmt Unterricht im Engliſchen, im Geſang, auf der Guitarre und einigt ſich viel mit der Königin, der Prinzeß Louiſe Radziwill — ein herrliches Kleeblatt hochherziger deutſcher Fürſtinnen. In welcher Weiſe die Liebe des Volks mitten in der Volksnoth dem König huldigte, davon hören wir gern ein Zeugniß in der Beſchreibung, welche die Prinzeß von des Königs Geburtstag (3. Auguſt 1808) giebt, einer Feier, welche uns mit Staunen für die Fähigkeit, nicht bloß Leiden, ſondern auch Freuden auszuſtehen, erfüllt. „Ich habe geſtern, an große Feſte durchaus nicht mehr gewöhnt, einen ſehr ermüdenden Tag zugebracht. Es war der Geburtstag des Königs. Schon um 10 Uhr begab ich mich in den Garten des Königs durch eine ſchreckliche Hitze und Staub, in der Mitte eines unermeßlichen Menſchenhaufens von dem Thor der Stadt bis zum Garten. Hier hatte man eine vollkommene Überraſchung veranſtaltet, einige Tänzer vom Berliner Balletcorps tanzten vor dem König. Darauf kamen die Ackerbeſitzer dieſes Theils der Landſchaft im Zuge mit dem Erntekranz und einer dieſer Leute hielt eine wirklich außerordentlich rührende Rede. — Das Frühſtück folgte dieſem Feſt und man kehrte in die Stadt zurück, um große, reiche Toilette zu machen, in der Tunika, mit Diamanten, in dieſer enormen Hitze und man ſpeiſte zu Mittag — nach dieſem zweiten Act kam ein Gewitter und ein ſchrecklicher Regen, der uns anfangs ſehr erſchreckte, der uns aber nachher

ſehr günſtig geweſen iſt, weil er nichts verdorben hatte und die Luft friſcher geworden war — um ſieben Uhr gingen wir in einen Garten, wo ſich mehrere Säle befinden, die durch die hier anweſenden Miniſter für die große Feſtlichkeit bereitet waren, es waren da mehr als 300 Perſonen, man hatte dafür eine dritte Toilette mit runden, aber ſehr eleganten Kleidern gemacht. — Dieſer Garten iſt für einen ſtädtiſchen Garten ſehr ſchön gelegen, er geht auf einen ſchönen See, der mitten in der Stadt iſt, von Häuſern und Städten umgeben, was eine entzückende Wirkung macht, alle Abende faſt machen wir da Spazierfahrten zu Waſſer — wohl, da waren wir Zuſchauer mehrer Feuerwerke, welche den ganzen Abend nicht aufhörten. Dann wurde der ganze Umkreis des Sees, die Brücke, die mitten darüber geht und der ragende Schloßthurm beleuchtet, ſo daß das ganze wie ein Feenmärchen ausſah. Wir ſchifften uns zu einer Spazierfahrt ein; alle Gärten waren mit Menſchen gefüllt, und auf dem See waren gewiß hundert Fahrzeuge, von denen die meiſten auch beleuchtet waren, überall war Muſik, und ein Fahrzeug, das uns folgte, war mit Blumengewinden geſchmückt und man ſang darin Lieder zu Ehren des Tags — überall erfüllten Freudenrufe und die Lebehochs auf den König die Luft, was einen ſehr rührenden Eindruck machte. Der Tag endete mit einem großen Eſſen in einem Saal, der von der einen Seite auf den erleuchteten See und von der andern auf eine prächtige, mit Lampen aller Farben erleuchtete See hinausging. Ich weiß, liebe Mama, daß Beſchreibungen dieſer Art Sie manchmal beluſtigen, darum hab' ich mich nicht gefürchtet, Sie durch alle dieſe Einzelheiten zu langweilen."

Die Prinzeß ſelbſt hatte keine Neigung für die großen Feſtlichkeiten. Das Liebſte war ihr, wenn der warme Ton des menſchlichen Gefühls auch bei ihnen einmal durchbrach. Und wunderſam, das Ereigniß, auf welches ſie ſeit zehn Monaten mit

Sehnſucht wartete, das ihr Herz bis auf den tiefſten Grund zu bewegen die Macht hatte — auch dieß traf ein, während ſie einer Hoffeſtlichkeit beiwohnte. Es war am 23. October. „Es war grade an dieſem Abend Ball zu Ehren des Kaiſers Alexander, der noch dieſelbe Nacht abreiſte. Kaum hatte ich einige Polonaiſen getanzt, als ich ein Briefchen vom Prinzen erhielt, das mir ſeine Ankunft meldete. Sie können ſich vorſtellen, daß ich in weniger als einer Minute im Wagen war — und bald bei ihm, unſre Freude, war ſehr, ſehr groß (morgen iſt's ſchon ein Jahr, daß er Memel für dieſe lange Reiſe verließ). Nach zwei oder drei Stunden kehrten wir zuſammen auf den Ball zurück — neue Freude des Wiederſehns, an welcher alle Welt von ganzem Herzen Theil nahm, um mein Glück zu vollenden. Man aß bald zu Nacht, dann tanzte ich noch einige Polonaiſen und der Kaiſer reiſte ab. Ich war ſo froh, eine ſo gute Urſache nicht zu tanzen zu haben, ſeit drei Jahren hatt' ich nicht mehr die Gewohnheit, ſo daß ich wegen dieſes Balls im Voraus wirklich beunruhigt und verlegen war und ſiehe da, wie glücklich habe ich mich aus der Sache gezogen und mit wie viel Befriedigung — wahrhaftig, ſo viel hätt' ich mir für dieſen Abend nicht verſprechen können." Und dann die Verſicherung, wie wohl ſich ihr Gemahl bei ihren Eltern gefunden: „Wilhelm iſt Ihnen ſo anhänglich, als ob er Ihr Sohn wäre und liebt Homburg, als ob er dort geboren wäre, was er mir oft wiederholte. Tauſend Dank, vielgeliebte Mutter, für alles, was Sie zu ſeinen Gunſten ſagen, jedes Wort, daß Sie mir über dieſen Gegenſtand ſagen, iſt mir von ſehr großem Werth."

Der lange Aufenthalt des Prinzen in Paris war ohne Erfolg geweſen. Von Anfang an verband Napoleon mit der freundlichen Behandlung, die er dem Bruder des Preußiſchen Königs zu Theil werden ließ, den kälteſten Haß gegen den

Preußiſchen Staat. Wenn man bedenkt, mit welchen Geſinnungen der Prinz nach Paris gegangen war, wie er den Opfermuth hatte, ſein Leben dafür einzuſetzen, daß dem Königshauſe und dem Volk nur einige Erleichterungen gewährt würden, ſo klingt es überaus wehmüthig, was die Prinzeß, eins in der opferwilligen Geſinnung mit dem Gemahl am 15. September 1808 über den Aufenthalt desſelben in Paris ſchreibt: „Wilhelm ſchreibt mir, daß er mit dem Kaiſer Napoleon auf der Jagd war und daß er mit der Königin von Neapel eine Franzaiſe getanzt hat, — alles das iſt neu für ihn und ich bin überzeugt, er wird auch, wenn er wiederkommt, das Franzöſiſche vortrefflich ſprechen.“ Jagd, Tanz, franzöſiſch Parlieren — wie nichtig mußte es dem edlen Prinzen erſcheinen, der zugleich zu den größten Peinigungen ſeines Vaterlandes ſeine Zuſtimmung zu geben genöthigt war. Am 8. September 1808 erſchien im „Moniteur“ in Paris der von den Franzoſen aufgefangene Brief des Miniſters vom Stein an den Fürſten Wittgenſtein, in welchem der Miniſter den Fürſten auffordert, die Unzufriedenheit des Weſtfäliſchen Volks gegen Napoleon zu ſchüren. Und am Abend desſelben 8. September mußte der Prinz einen Vertrag unterzeichnen, der für Preußen nicht die geringſte Erleichterung erhielt. „Ich habe Briefe aufgefangen,“ ſo herrſchte der Kaiſer den Preußiſchen Geſandten an, „die mich die Stimmung kennen lehren, die in Preußen herrſcht; aber ich werde ſie nicht dulden. Seid verſichert, ich werde ſchnell ſein wie der Blitz, um jeden Ausdruck böſen Willens bei Euch zu erſticken.“ Prinz Wilhelm wandte ſich heimwärts. Zu derſelben Zeit reiſte Kaiſer Alexander durch Königsberg. „Leider muß man ſich putzen,“ ſchreibt die Prinzeß, „ſeit der Flucht ſind wir ſo wenig an das Treiben des Hofs gewöhnt, daß wir beim Gedanken daran ganz in Verzweiflung ſind.“ Der Kaiſer Alexander, für den die Prinzeß ſich geputzt hatte, traf mit ihrem

Gemahl in Erfurt zusammen, wo Kaiser Napoleon seinen berühmten Schauspieler Talma vor „einem Parterre von Königen“ spielen ließ und selbst sich als großer Schauspieler erwies. Daß er den Zaren aufs äußerste schmeichelte, trug ihm schmeichelhafte Erwiederungen ein — eine Umarmung vor dem „Parterre von Königen“, aber keine aufrichtige Liebe. Und daß er mit dem Prinzen Wilhelm in einem Wagen auf die Hasenjagd in der Gegend des Jenaer Schlachtfeldes fuhr, rettete ihm das Leben, denn zwei in Haß ergrimmte Preußen wagten auf den Tyrannen nicht zu schießen, als sie den geliebten Prinzen neben ihm sahen. Aber zu seinem Sturz mußte auch der Congreß von Erfurt mitwirken durch den Zorn, den er in den besten deutschen Männern schürte. Der Zar und der Prinz kamen, wie wir berichtet, nach Königsberg. Für Preußen war die Lage so betrübt als sie nur sein konnte. Nicht allein, daß es unter Napoleons Fußtritten stöhnte — Alexander schien mit Napoleon Eins. Und dennoch — Alexander neigte sich schon damals innerlich Friedrich Wilhelm zu und lud für den Winter herzlich nach St. Petersburg ein. Um die Jahreswende trat der König und die Königin die beschwerliche Reise an. Auch Prinz Wilhelm ging mit. Die Prinzeß hatte den Schmerz, aufs neue von dem Gemahl sich trennen zu müssen und die Genugthuung, den königlichen Kindern etwas sein zu können und die rauschenden Feste nicht mitmachen zu müssen. Ihrer Mutter, welche die Feste liebte, aber nicht haben konnte, sandte sie nach dem kleinen Homburg die Beschreibung der überaus reichen Geschenke, welche der Russische Hof dem Preußischen gewährte. Wir begreifen, wie Stein, um dieselbe Zeit in die Verbannung gehend, über die St. Petersburger Reise grollte. Und doch — auch sie hat durch die Verbindung des Zaren und des Königs auf 1813 geweissagt!

Mittlerweile waren die Hoffnungen erloschen, welche die Erhebung Österreichs gegen Napoleon erweckt hatte. Auch Öster-

reich lag darnieder. Vier Brüder der Prinzeß ſtanden im öſterreichiſchen Heer. Ihr ſchweſterliches Herz bangte um Nachricht. Wie es getröſtet ward, davon haben wir ein ergreifendes Zeugniß. In Königsberg waren um dieſe Zeit ihre Brüder Ludwig und Leopold, die im Preußiſchen Heere dienten, mit ihr vereinigt. Ihr Jubel über dieſe Vereinigung hat die volle Herzlichkeit, mit der ſie ſich immer über Familienverhältniſſe ausſpricht. „O meine theuren lieben Eltern, könnte ich jetzt bei Ihnen ſein — es thut ſo wohl, die Freude theilen zu können. Wir gingen zuſammen recht weit in einen Eichenwald ſpazieren, der den Brüdern ſehr wohl gefiel, ich zeige ihnen ſo die ſchönſten Seiten zuerſt, damit ſie gern hier ſind. Dort im Freien war es ſo herrlich — das junge Grün, der ſchöne Strom, der fruchtbare Boden, die ſchönſte Anſicht auf die alten Thürme der Stadt und die Lerchen, welche jubelten wie wir. O und dabei die Dankbarkeit gegen Gott im Herzen für alles was er uns gegeben hat und jetzt erhalten hat; o es war ein ſchöner paradieſiſcher Morgen! Leben Sie wohl meine guten unausſprechlich geliebten Eltern — meine Seele iſt beſtändig bei Ihnen. Marianne. — Wilhelm legt ſich Ihnen zu Füßen er theilte ſo ganz unſre Freude heut.“ Die Zeitungen hatten die Kunde gebracht, einer der öſterreichiſchen Brüder ſei ſchwer verwundet. Die Schweſter erfährt, daß die Wunde nicht lebensgefährlich ſei — die Nachricht wird ihr in die Kirche gebracht, in welche ſie mit ſchwerem Herzen gegangen war. „Niemals“, ſchreibt ſie der Mutter (24. Juli 1809), „hab' ich einen Gottesdienſt mit dankbarerem Herzen beendet als geſtern, niemals mehr von der Gnade des Allmächtigen durchdrungen, welche ſo ſichtbar über alle die, welche wir lieben, wacht. Es war ſo eigenthümlich, meine Brüder und ich machten dieſelbe Bemerkung, daß die Predigt ſo vollkommen unſern Empfindungen entſprach, als wenn ſie gemacht geweſen wäre, uns durch die ſüßen Wahr-

heiten der Religion zu trösten, und kaum war die Predigt zu Ende als wir dieſe tröſtliche Nachricht erhielten, das hat mich ſehr tief gerührt und ich werde dieſen Augenblick nie vergeſſen. Die Predigt war über die Worte der heiligen Schrift, das Gleichniß von dem, der ſein Haus auf dem Fels baute und jenen, der es auf den Sand gebauet hat."

Den Troſt der Religion bedurfte ſie bald wieder in der perſönlichſten Anfechtung. Wieder war der Kinderloſen (im September 1808) eine Mutterhoffnung zu nichte geworden. „Geſtern waren es fünf Wochen von dem Unglückstag," ſo ſchreibt ſie am 5. October, und diesmal um ihrer Schwachheit willen, deutſch, „es war ein glücklicher Tag für die Königin, die geſtern mit einem Sohne niederkam. Wie früh ſchon hatte ich mit Wonne an jedes Spiel gedacht, was die beyden Kinder zuſammen ſpielen würden und wie ſie zuſammen aufwachſen würden — das iſt erloſchen! — Es wird mir unendlich ſchwer, mich zu tröſten — aber keine Klage, das ſey fern von mir, iſt über meine Lippen gekommen. Nein gewiß nicht, meine innig geliebte Mutter." Dann entſchuldigt ſie den Prinzen, daß er nicht geſchrieben: „ich bedurfte ſeiner liebenden Pflege ſo ſehr, daß ich ihm keinen Augenblick zum Schreiben übrig ließ, ich hatte die Nerven ſo angegriffen, daß ich gleich weinen mußte, wenn er mich verließ." Die beſtändige Nähe ihres Gemahls war ihr um ſo erwünſchter, als ſie um dieſe Zeit in ihrer ſonſtigen Umgebung häufigen Wechſel erfuhr. Ihre Damen verheiratheten ſich eine nach der andern — Fräulein von Kannewurf, von Scharnhorſt, von der Goltz. Sehr tröſtlich war ihr, daß Julie von Scharnhorſt, die nachmalige Gräfin Dohna, ſie bis Berlin begleiten wollte.

Der Tag kam endlich, an welchem der Hof von Königsberg zurückkehrte. Wir dürfen uns nicht verſagen zu den zahlreichen Schilderungen der Rückkehr auch die zu fügen, welche

die Prinzeß ihrer Mutter gab. Sie hat von den entsetzlichen Wegen, auf denen sie bis zur Weichsel reisen mußten, gesprochen und fährt fort: „Übrigens haben wir die ganze Reise mit viel Annehmlichkeit gemacht, weil alle Welt uns mit Aufmerksamkeiten überhäuft hat und mit Eifer, sowohl um uns ohne Unfall voranzubringen, als auch um uns den Aufenthalt, wo wir übernachteten, angenehm zu machen, trotzdem daß alles, wie Sie oft sagten, liebe Mama bel et bon war, so hat's uns doch manchmal müde gemacht: überall Escorten bei der Abreise und andere Menschen, die uns empfingen, Frühstücke, nachmittägliche Erfrischungen u. s. w., u. s. w. Vivats, Musik Glockengeläute, Illuminationen. In Frankfurt a/Oder mußte ein großes Abendessen gegeben werden — die Stadt war beleuchtet, die verschiedenen Offiziercorps, der Magistrat, die Professoren der Universität und einige Damen — alle das empfing uns in einem sehr schönen Hause — die Studenten kamen dann mit Musik und brachten uns Vivats ohn' Ende — hier war's noch schlimmer, es würde zu lange werden, wenn ich das alles beschreiben wollte und würde Sie, liebe Mama, langweilen. Aber ich weiß, daß ich nie dies Treiben und diese Rufe von dem Thor an bis zum Schloß vergessen werde, die Schützengilde und andere Personen mit Fackeln haben uns begleitet. Gestern fand der Einzug des Königs und der Königin Statt, Sie können sich vorstellen, was das gewesen ist, wenn man sich schon so sehr über unsre Ankunft freute — wahrlich, dieses Schauspiel war sehr rührend. Während dieser ganzen Zeit, von dem Thor bis zum Palais, läuteten die Glocken und die Kanonen donnerten. Zuerst eine Menge Postillone, gefolgt von der Schützengilde, dann die Gardes du Corps, nach ihnen der König mit seinen Brüdern zu Pferde, die Königin im Wagen mit Charlotte, Karl, Friedrich und der Voß — dann die Garden zu Fuß mit den kleinen Prinzen, dann die

ganze hieſige Garniſon, der Prinz Auguſt an der Spitze der Artillerie (der König war wieder zu Pferde geſtiegen, um das Militär vorbeiziehn zu laſſen, was folgte, ſah er vom Balkon), die Nationalgarden und die Zünfte. Nachdem die Garden die Fahnen ins Innere des Palais gebracht, ging man zum Mahl zum Prinzen Ferdinand. Die Stadt war erleuchtet und ſo endete der Tag."

Wir fügen, die Stimmung zu bezeichnen, in welcher die beſten deutſchen Herzen die Wiederkehr der Königlichen Familie erlebten, die Erzählungen einer edlen Frau und eines tapfern Mannes hinzu. Die Gräfin Sophie Schwerin, geb. Gräfin Dönhoff ſchreibt: „Endlich, wie durch die wogende Volksmaſſe getragen, zogen acht reichbeſchirrte Pferde den ſchönen Wagen heran, den die Stadt Berlin der Königin zum Geſchenk entgegenſandte. — Wir ſahen ſie wieder die Schwelle des Hauſes begrüßen, das ſie nicht mehr zu betreten gedacht — das ſie nur noch wenige Monate bewohnen ſollte! — Auf dem Balkon des Palais erſcheinend, ſah ſie von dort die Truppen und die Bürgergarden vorbeidefiliren. Sie hatte ſo viel geweint, daß ſie in dieſem erſten Moment ſehr verändert ſchien, — doch fand man bald die lieben Züge wieder, die durch den tiefen, ernſten Eindruck, den die ſchwere Zeit ihnen eingeprägt, nur veredelt waren." Und Ernſt Moritz Arndt erzählt: „Ich mußte den Zug und die Freude mit anſehn. Jedes Herz, in welchem noch ein deutſches Fünkchen athmete, war durch das fürchterliche allen gemeinſame und mehr oder weniger von allen verſchuldete Unglück jetzt ein allgemeines deutſches Herz geworden. Das weiland ſo ſtolze und glorreiche Berlin lag ja nun auch da in Staub und Aſche wie eine Königin der Länder, deren Gemahl und Herrſcher von einem böſen Feinde mit Banden umſtrickt iſt. — O mehr Augen waren naß von Wehmuth und Schmerz als von Freuden. Der ſchönen Königin, die ſich dem

begrüßenden Volke im Fenſter zeigte, ſah man an den roth-geweinten Augen den tiefen Gram in der Wonne an. Denn wo waren die alten ſiegklatſchenden Adler hingeflogen? Meine Augen ſuchten Scharnhorſt, der blaß und verſchloſſenen Blickes und vornüber gebückt ſich von ſeinem Roſſe unter andern Generalen ruhig forttragen ließ."

Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ernten, — das hatte die Königin in dem namenloſen Weh gelernt. Sie hat die Freudenernte nur aus dem ewigen Frieden geſchaut. Die Prinzeß Wilhelm aber war berufen, mit ihrem Volke alles durchzukoſten — die Demüthigung und die Buße, den Glauben und die Erhöhung.

VI.

Der verbannte Miniſter. Der trauernde König. Der kranke Gemahl. Der angefochtene Bruder. Die hochherzige Fürſtin.

Es gereicht unſrer Vaterlandsliebe zur Vertiefung und Stärkung, wenn wir zuſehen, wie in der Prinzeß unter Deutſchlands Knechtſchaft der deutſche Sinn zu herrlicher Kraft und Höhe ſich entfaltet hat. Es war ihre Art nicht, etwas ſcheinen zu wollen, zum Spielen einer Rolle ſich hervorzudrängen. Von Natur ſchüchtern und wie ſie ſich ſelbſt anklagt, ſteif, hatte ſie den bewußten Willen, nur Weib zu ſein und wo ſie kein Amt hatte, keinen Vorwitz zu zeigen. Aber ob ſie den Schein mied — das Sein, die hochherzige vaterländiſche Geſinnung, die einfältige Opferbereitſchaft unverwüſtlicher Liebe, die unter der Volksſchmach nur höher aufloderte, fehlte ihr nicht. Vom Vater hatte ſie die ächte deutſche Art geerbt, in der ſie durch die Eitelkeit ins Weſen der Dinge drang. Ihre Jugend hatte ſie mit beſtem deutſchen Leben, mit dem Genuß an der deutſchen Natur und dem Studium der deutſchen Geſchichte, mit der deutſchen Dichtung und der deutſchen Freundſchaft gefüllt. Kaum hatte ſie den deutſchen Schmerz, aus den heimathlichen Verhältniſſen, wie beſcheiden ſie ſein mochten, ſcheiden zu müſſen, überwunden, da mußte ſie an ihrem Herzen erfahren, daß es noch ein ſchmerzlicheres

Abſchiednehmen gebe: den Abſchied von der Freiheit und der Größe des Vaterlandes. Mit der Liebe zu Deutſchland verbindet ſich nun der Haß gegen die Unterdrücker. Überall wo die Herzen in Zorn und Hoffnung, in Buße und Glaube am lebhafteſten ſchlagen, da iſt ſie mit dabei. Die Briefe an die Mutter, die uns einen ſichern Faden für den Zuſammenhang ihres äußern Lebens bieten, ſchlagen, wie ſie in franzöſiſcher Sprache geſchrieben ſind, auch den deutſcheſten Ton, deſſen die Schreiberin fähig iſt, nicht an. Sie geben uns zwar die Kunde der Ereigniſſe, aber nicht immer den warmen Herzſchlag, mit dem die Ereigniſſe begleitet werden. Die gewaltigen Männer, in denen damals das wiedererſtehende Preußen ſchon ſich regte, Stein, Scharnhorſt und die andern werden nur gelegentlich genannt. Von dem Verkehr mit der Königin und der Prinzeß Luiſe wird zwar Meldung gethan, aber wie die drei Frauen den König mit ihrer vaterländiſchen Geſinnung umgaben, wie ſie mit den Männern der vaterländiſchen Erhebung zuſammenſtanden, wie ſie glaubten und beteten, damit der ſtarke Arm Gottes die Erniedrigung zur Erhöhung wende, davon hören wir kein volles Zeugniß in den Briefen der Prinzeß an ihre Mutter. Was die junge Fürſtin für ihr Königshaus und Vaterland bedeutete, ſpüren wir voll erſt an der Freundſchaft, die ihr der gewaltigſte Mann jener Zeit, der beſte Rath des Königs, der heldenhafteſte Führer des Volks, der mächtigſte Gegner des Zwingherrn, der Miniſter vom Stein geſchenkt hat.

Wir haben gehört, welches Vertrauen Stein dem Prinzen Wilhelm bei ſeiner Sendung nach Paris ſchenkte und mit welchem Vertrauen die Prinzeß dem Miniſter von dem Opfer, das der Prinz dem Vaterlande bringen wollte, Mittheilung machte. Von jener Zeit an blieb Stein dem fürſtlichen Paar in treuſter Verehrung zugethan. Von dieſer zeugt Steins damals von der Prinzeß gegebene Schilderung: „Die Prinzeß Wilhelm ver-

bindet mit Schönheit und Würde einen kräftigen, gebildeten, beſonnenen Geiſt und ein edles, großes, tiefes Gemüth. Ihre Geſtalt iſt der Abdruck ihrer Seele, Reinheit, Ebenmaaß, Würde. Sie iſt geboren zu einem Thron, aber ſie wird auch jede Lage des Lebens verſchönern und veredeln, und wäre ſie die niedrigſte. Ihre Erziehung erhielt ſie von einem vortrefflichen Vater, der ihr Lehrer und Freund war, und frühzeitig die Keime des Großen und Guten in ihr entwickelte. Frühzeitig wurde ſie mit Leiden und Entbehrungen mancher Art bekannt; als Kind vertrieb ſie die Invaſion der Franzoſen aus dem väterlichen Wohnſitz; nur wenige Jahre vermählt, begleitete ſie die Königliche Familie in den unglücklichen Jahren 1806, 7, 8. Hier verlor ſie ihre zwei Kinder, und ihren Gemahl entfernte der Feldzug und die Sendung an Napoleon.

„Sie liebt Geſchichte und erlernt ſie aus den Überſetzungen der Alten, die ſie mit großer Aufmerkſamkeit lieſt und durch Auszüge in ihr Gedächtniß einprägt. Ihr Urtheil über Menſchen iſt bei ſolchem Gemüth und ſolchen Beſchäftigungen ſtrenge, frei von Vorurtheilen; ſie iſt unerbittlich gegen das Flache und Gemeine, und wäre es auch mit dem Glanze des Thrones umgeben.

„Eine Folge ihrer Beſonnenheit und der Würde, mit der ſie jedem ſeine Stelle anweiſt, iſt die Verſchwiegenheit, die ſie in einem hohen Grade beſitzt. Sie hat einen unwiderſtehlichen Hang zur Einſamkeit, zu einem innern, in ſich geſammelten Leben, das ihre äußern Verhältniſſe, mehr als gut iſt, befördern. Ihre Liebe zur Kunſt iſt verbunden mit einem ausgezeichneten Talent im Zeichnen, das ſich durch ſich ſelbſt, weniger durch Unterricht entwickelt hat.“

Als Stein in Folge der Wuth Napoleons und der Franzoſenfreunde innerhalb des von Napoleon niedergeworfenen Staats ſein Amt niederlegen mußte, war die Prinzeß mit ganzer Treue

auf seiner Seite. Stein erwiederte den Ausdruck der Treue in folgendem Brief: „Königsberg, den 29. November 1808. Überlassen sich E. K. H. nicht Ihrem Unwillen über die Ereignisse dieser Tage, und geben Sie den Vorsatz auf, wieder einsam in sich zu leben. Es liegen in Ihnen zu viele große und edle Eigenschaften, als daß diese nicht in unserer verhängnißvollen Zeit in das Leben einwirken müßten; Sie besitzen ein tiefes Gefühl für das Große und Edle, einen kräftigen gebildeten Geist; Sie und Ihr Gemahl sind gemacht, das Panier zu erheben, unter dem sich die Bessern und Edlen sammeln. Verzweifeln E. K. H. an den Menschen nicht; hat gleich Charakterschwäche, Leichtsinn und Flachheit der einen, niedriger Neid und Selbstsucht der andern sehr schlimm in diesen Tagen ihr Wesen getrieben, erregt dieses Gemisch der elendesten Leidenschaften mit dem dienstfertigen Geklatsche den tiefsten Unwillen, so überzeugt mich doch meine neueste Erfahrung von dem Dasein ausgezeichneter vortrefflicher Eigenschaften, von wiederauflebender Vaterlandsliebe, von Bereitwilligkeit, alles diesem Gefühl aufzuopfern, und ich habe von Personen, von denen ich es nicht zu erwarten Ursache hatte, die rührendsten Beweise von treuer Anhänglichkeit und Liebe zu der guten Sache und mir erhalten. Gewiß sind die Bemühungen der Guten und Kräftigen nicht verloren, ewig wahr bleibt:

The firm patriot
Who made the welfare of mankind his care,
Though still by faction vice and fortune cross'd,
Shall find the gen'rous labour was not lost.*)
(Cato by Addison.)

*) Der feste Patriot,
Der sich der Menschheit Wohl zum Ziel gesetzt —
Ob Laster ihn und Mißgeschick umdrohn,
Er findet doch der edlen Arbeit Lohn.

Geben E. K. H. den Vorſatz der Abgeſchiedenheit auf; dieß wäre ein moraliſcher Selbſtmord; Ihr Gemahl und Sie müſſen die Beſſeren und Edleren um ſich ſammeln, und ihre Anführer in dem Kampf mit den Gemeinen und Schlechten ſein — entfernen Sie von ſich alles, was zu den letzteren gehört, und erfüllen Sie gewiſſenhaft den Beruf, den Sie von der Vorſehung erhielten, indem ſie Sie mit ſo herrlichen Eigenſchaften ausrüſtete. Erlauben mir E. K. H., Ihnen von Zeit zu Zeit ſchriftlich meine ehrfurchtsvolle und unwandelbare Anhänglichkeit zu bezeugen. Stein."

„When vice prevails, and impious men bear sway,
The post of honour is a private station."*)

Mit dem verbannten Miniſter, der in Prag eine Zuflucht gefunden, blieb ſie im Briefwechſel. Die Erinnerung an die Königsberger Tage wird durch denſelben wachgerufen. Stein ſchreibt der Prinzeß: „Der Aufenthalt in Königsberg muß uns allen unvergeßlich ſein; es war eine Zeit der Prüfung, des Ausdauerns, des Strebens nach einem beſſern und edlern Zuſtande der Dinge. Schwäche, Ränke der Einheimiſchen, rohe Gewalt der Fremden, zufällige Ereigniſſe haben alles vereitelt, die Werkzeuge zertrümmert, zerſtreut. Das Bewußtſein einer reinen Abſicht, die Bilder der beſſern und edlern Menſchen, die dieſen Gerechtigkeit wiederfahren ließen und ihre Theilnahme gewährten, begleiten die Entfernten in jeder Lage des Lebens, und ganz ohne Wirkung und Folge blieb das Begonnene nicht. Mir wird das Andenken an eine junge Fürſtin, die mit allem Glanz äußerer Schönheit, ein herrliches, für jedes Edle und Große empfängliches Gemüth verbindet, unvergeßlich ſein; ihre

*) Wenn Laſter ſiegt, ruchloſe Männer herrſchen,
Dann wird die Einſamkeit zum Ehrenpoſten.

Lage im Leben ſei, welche ſie wolle, ſie wird ſie durch ihre Geſinnung und Betragen veredeln und erheben. Allerdings ſind unſere Wünſche und Erwartungen in Vielem getäuſcht, es bleibt aber immer tröſtlich, daß Treue und Tapferkeit, wenn ſie auch nicht zu ſiegen vermochten, ſich auf eine glänzende Art äußerten und die Grundfeſten des Staats erhielten, daß ihre Äußerung als hervorleuchtendes Beiſpiel auf Zeitgenoſſen und Nachwelt wirken werden, und daß ein Syſtem, gegründet auf Gewalt und Willkür zur Verherrlichung des Einzigen, nicht zur Beglückung des Ganzen, früh oder ſpät der öffentlichen Meinung und der Gegenwirkung gereizter Kräfte und gekränkter Gefühle unterliegen. Dieſe öffentliche Meinung aufrecht zu erhalten, das Gemeine zu bekämpfen, iſt die Pflicht und das Geſchäft der beſſern unter den Zeitgenoſſen. Mit einer ſolchen Überzeugung wird man die mannigfaltigen peinlichen Lagen, die unſerer noch warten, mit Muth und Reſignation durchleben, ſeinen innern Frieden bewahren, ſeinen Weg unter Verwicklungen aller Art leicht auffinden und es vermeiden, ein Spiel der Meinungen, des Einfluſſes und der Ränke gemeiner Menſchen zu ſein."

Die Prinzeß ward bald berufen, nicht bloß einem verbannten Miniſter in der Ferne Zeichen ihres Gedenkens zu ſenden, ſondern in nächſter Nähe einen trauernden König zu tröſten und die große Liebe, die er ihr immer erwieſen, zu vergelten. „Er iſt immer derſelbe gegen mich," ſo ſchreibt ſie am 2. März 1810, „und wenn es möglich iſt, ſeine Güte für mich mehrt ſich von Tag zu Tag, aber ich liebe ihn auch ſehr und meine Dankbarkeit wächſt mit ſeiner Güte." Als ein neues Zeichen dieſer Güte nimmt ſie mit Jubel die Erlaubniß zu einer Reiſe nach Homburg auf, die ſie am 10. April empfängt und ſofort der Mutter verkündet. Mit dem Ausdruck der lebhafteſten Freude verbindet ſie die Bitte, in ihren alten Zimmern wohnen

zu dürfen. Sie kehrt denn in die geliebte Heimath zurück und empfindet aufs neue das Glück des Verkehrs mit Eltern und Geſchwiſtern, deſſen ſie in ſo hohem Grade fähig war. Von Homburg begiebt ſie ſich in Begleitung ihres Gemahls zum Gebrauche der Bäder in Ems. Dort trifft ſie mit ihrem Bruder Philipp zuſammen. Von dort fährt ſie über die Berge, mit freiem Blick auf Coblenz und Ehrenbreitſtein, nach Neuwied und bringt dem Rhein ein volles Opfer jubelnden Zurufs. Der Beſuch des Städtchens Naſſau und der darüber thronenden alten Burg Stein erinnert ſie an den verbannten Freund. Mitte Juli kehrte das Paar nach Homburg zurück. Mitten im Genuß des lieblichen Familienlebens traf beide die Kunde, die mehr als jede andere geeignet war, ſie an das Unglück des Könighauſes und des Vaterhauſes zu erinnern. Am 19. Juli 1810 war das Herz der Königin Luiſe, das ſich unter der Knechtſchaft und Noth ihres Volks zu Tode gegrämt, ſtille geſtanden. Noch einen Monat bleibt die Prinzeß in der Heimath. Dann, am 23. Auguſt, kann ſie von dem Wiederſehn des trauernden Königs berichten, das ſie in Potsdam erlebte. „Das war ein grauſamer Augenblick, ich ſah ihn allein in dem Sterbezimmer Friedrichs II. Sie können begreifen, liebe Mama, in welchem Zuſtand ich war, er war auch ſehr bewegt, da er mich wiederſah; wir ſprachen lange mit einander und er weinte viel, da er von ihr mit mir ſprach und da er von ſeinen eigenen Empfindungen mit mir ſprach — er ſagte mir unter anderm: „wenn ſo viele ſchwere Eindrücke auf einen einſtürmen und zuletzt noch dieſer Schlag einen trifft, ſo muß ja die Natur endlich unterliegen und ich denke, es wird ja bald mit mir aus ſein“ — und dann ſagte er mir viele Dinge, die Zeugniß für die chriſtliche Ergebung, die wir an ihm bewundern, ablegen. Er zeigt ſich wirklich auf eine ſehr achtungswerthe Weiſe in ſeinem tiefen Schmerz. — Zwei Tage nachher, geſtern und vorgeſtern, war

ich in Charlottenburg, ſeine Schweſtern und die Prinzen bringen dort alle Abende zu (er war ſelbſt auch zu mir gekommen), wir machen da traurige Spaziergänge und haben als Ziel immer das Mauſoleum, an welchem man arbeitet. Zum Thee ſind der ganze Hof und ſeine Kinder da wie ſonſt — ſie allein fehlt und welche Leere läßt ſie uns — ach! es iſt ſehr traurig, da den armen König unter uns zu ſehen, er iſt ſo gut, ſo ſanft, daß es noch mehr rührt. Er iſt ohne Unterlaß mit der Erinnerung an Sie beſchäftigt und ſpricht immer davon." Am 30. Auguſt klagt ſie: „ganz Berlin ſcheint mir eine Wüſte, ſeit ſie nicht mehr da iſt." Eine Landpartie nach den Pichelsbergen, welche der König vor ſeiner Abreiſe nach Schleſien (1. September) in ſeiner Güte noch machen will, iſt ihr eine wenig tröſtliche Ausſicht. Das erſte Mittagsmahl mit dem König nach ſeiner Rückkehr aus Schleſien giebt neue ſchmerzliche Erinnerungen. Dann folgt um der Manoeuver willen ein melancholiſcher Aufenthalt in Potsdam. Sie ſchreibt am 20. September: „Welch trauriger Aufenthalt! Sie können ſich keine Vorſtellung davon machen, liebe Mama, es iſt wirklich zum Melancholiſchwerden. Dazu kommt, was auch zur Erheiterung nicht beiträgt, daß man alle dieſe großen und ſchönen Paläſte halb verwüſtet wiederſieht, die alten Denkmäler einer Größe, die nicht mehr iſt — und überdies hab' ich ſie geſtern allein geſehen, es war doch auch keine Seele in all den Umgebungen und es herrſchte da eine düſtre Ruhe, ſo daß alle dieſe Maſſen aufgehäufter Steine, die ſonſt einen großartigen Eindruck machten, jetzt einem Entſetzen einflößten — im Schloßhof ſah ich behauene Steine aufgerichtet, die, wie ich weiß, zum Denkmal der Königin verwandt werden ſollen. Sie, die ſo viel Vergnügen an dieſem Schloſſe hatte, wenn glänzende Feſte darin Statt fanden — es wird ſicherlich keine mehr geben! — Alles iſt vorüber für die Zeit, die wir noch zu leben

haben. . ." Ihre ganze Seele bleibt dem Verluſt, den ſie mit dem Hof und dem Volke erlitten, zugewendet und der König beſpricht mit ihr auf das Vertrauteſte die Überführung der theuren Leiche nach Charlottenburg. Und als ſie im December zwei Brüder zum Beſuch mit klopfendem Herzen erwartet, ruft ſie aus: „Mein Gott, wenn die Königin noch lebte wie würde ſie meine Freude theilen! — In jedem Augenblick des Tags fehlt ſie mir — und immer werde ich ſie ſchmerzlich vermiſſen, wenn ich Freude und wenn ich Kummer haben werde."

Der Beſuch, den die Prinzeß im Sommer von Ems aus in Naſſau und auf Steins Stammburg gemacht, und der Heimgang der Königin, gaben Anlaß mit dem Miniſter den brieflichen Verkehr wieder anzuknüpfen. Wir theilen die gewechſelten Briefe mit. Sie gehören zu den köſtlichſten Zeugniſſen von der Erweckung uud Vertiefung des religiöſen Lebens in jenen Tagen, die wir beſitzen. Ins Herz der Prinzeß laſſen ſie hineinblicken wie in eine Werkſtätte, in welcher der Geiſt Gottes unter dem Kreuz den Chriſtenglauben, Geduld und Ergebung, Ausdauer und Aufſchwung gewirkt hat.

Stein an die Prinzeſſin Wilhelm.

„Prag, den 27. Sept. 1810. Ew. königliche Hoheit haben den Sommer mitten unter den Ihrigen in dem ſchönen Vaterlande zugebracht, wie ſehr wurde aber dieſer Genuß nicht durch den Zuſtand von Herabwürdigung und Sclaverei, in dem es ſich befindet, getrübt! Wie viel mehr noch durch den Verluſt, den die königliche Familie während Ihrer Entfernung traf! Sie fanden ein zartes innіges Band, das Liebe, Schönheit und Güte geknüpft hatten, zerriſſen; und wer wird die Wunden heilen, wer den durch das Schickſal verfolgten, tief bekümmerten, nun ganz iſolirt ſtehenden König tröſten, aufrichten? Er wird allerdings Troſtgründe finden in dem religiöſen Sinn, der ihn

belebt, in der Liebe zu ſeinen Kindern, in der Erfüllung ſeiner Pflichten; nichts kann ihm aber die Leere ausfüllen, die der Verluſt einer zärtlichen, treuen Freundin und Gefährtin verurſacht. Gewiß wird ſeine Familie ſich liebevoll beſtreben, ſeinen Kummer zu lindern, und man darf ihn glücklich preiſen, unter ſeinen Angehörigen eine ſo edle, geiſtreiche, fromme und zartfühlende Fürſtin, wie Eure königliche Hoheit ſind, zu finden."

Die Prinzeſſin Wilhelm an Stein.

„Berlin, den 14. Dec. 1810. Zwei liebe Briefe von Ihnen liegen vor mir, und ich kann es ſelbſt gar nicht begreifen, wie ich ſie ſo lange habe unbeantwortet laſſen können. Die Haupt-Urſache davon war wohl die tiefe Traurigkeit, in der ich hier zurückkehrte; nach vier ſo glücklich verlebten Monaten im theuren Vaterlande mußte dieſer harte Schlag mich treffen, mich zu mahnen an die Unvollkommenheit des irdiſchen Glücks. Sie haben auch in dieſer Gelegenheit theilnehmend mein gedacht, dankbar fühlt es mein Herz, wie gut das von Ihnen war. — Hätten Sie nur dem Ihrigen ganz gefolgt, und es dem armen unglücklichen König gezeigt, wie Sie ſeinen großen Verluſt bejammerten, es würde ihn ſehr gefreut haben, und wer hätte denn ſchlecht genug ſein können, dieſen Schritt Ihnen in einem ſolchem Augenblick anders auslegen zu wollen, wie Sie es befürchteten? — Es thut mir wirklich recht leid, daß Sie ihm nicht geſchrieben haben, weil ich Zeuge geweſen bin, wie ſehr ihn ſolche Beweiſe von Antheil noch gerührt haben in ſeinem unendlichen Schmerz, ſo viel mehr wie ich gedacht hätte, daß man empfänglich ſein könnte für ſo etwas in einer ſolchen Zeit.

In einem Brief läßt es ſich nicht alles ſo auseinanderſetzen, aber mündlich würde ich es Ihnen ſo gerne ſagen, wie ſo alle Annehmlichkeit des Lebens für mich dahin iſt, mit ihr

— sie war so unaussprechlich gut und schwesterlich mitfühlend gegen mich, so daß ich jeden Augenblick und bei jedem Ereigniß sie ach! mit ewigem Kummer vermisse. Wie bereue ich jedes Wort, was ich gegen sie kann gesagt haben: seitdem es mir klar geworden ist, daß, wenn ich es that, es gewiß nur Neid war, der aus mir sprach — weil sie so viel besser war als ich! —

Ich kann nicht fortfahren, es thut mir zu weh. . . .

Der König ist so verehrungswürdig in seinem Leid, das gewiß nie enden wird — er ist so christlich ergeben und das so geduldig; er ist so gut gegen mich, daß ich ohne Thränen ihn nicht ansehen kann. —

Was mich heut so unwillkürlich hinriß, Ihnen zu schreiben, war, daß ich zum ersten Mal die V. Vorlesung von Süvern über die Ritterzeit gelesen habe. — Sie sagten mir so oft, ich sollte jene Vorlesungen durchlesen, aber ich kam in Königsberg nur zu der ersten; nun las ich die V. — Es hat mich diese Schrift so erhoben und ergriffen, wie beinahe noch keine, denn es war so ganz alles wie ich es meine und fühle, so fromm und deutsch, wie gewiß nur die Zeit sein konnte, wo die Menschen noch glaubten und demüthig waren. — Mir ists, als wenn Philosophie Eigendünkel erzeugte, und daß diese beiden Dinge daher das Zeitalter verdürben. — Ich rede wohl recht eingeschränkt, und als wenn ich aus einer dunkeln Zeit redete — aber mit jedem Tag nimmt das bei mir zu, je mehr ich mich so augenscheinlich von der Nichtigkeit des Irdischen überzeuge. Ach! da wird man so klein und demüthig vor dem Allein-Allmächtigen — das führt zum Glauben, deucht mir, nicht zum Hellsehen, in den Dingen, die der Mensch doch einmal nicht durchschauen kann.

In einem bin ich besser geworden, ich darf es sagen, seitdem wir von einander schieden, in der Frömmigkeit. —

Leſen Sie mir zu Gefallen noch einmal die V. Vorleſung. — Mein erſter Gedanke war, warum Sie den Verfaſſer nicht zum Erzieher damals vorgeſchlagen hätten?

Ich werde ihn nun kennen lernen.

Beinahe erſchrecke ich, indem ich gewahr werde, daß ich nur von mir ſprach — und ſo gerne hätte ich nur von Ihnen geſprochen, und Ihnen alles erzählt, was ich von Ihnen gehört habe von Ihren Unterthanen — aber im Grunde geht das in einem Brief auch nicht wohl an. Wie ich dort in der Gegend nur an Sie dachte, werden Sie mir leicht glauben, ein jeder ſprach von Ihnen, wie ich von Ihnen denke, das thut mir ſo innig wohl und rührte mich oft zu Thränen. — Einmal bekamen wir ein ſtarkes Gewitter auf der Lahn, da mußten wir ein Paar Stunden in Naſſau bleiben. Der Arzt war in der Stube, und ein junger Mann, der Sohn eines Juſtizrathes — da wurde viel erzählt von der alten Zeit — ach! und das intereſſirte mich ſo ſehr, ſo ſehr. — Ein Mann von N. kam auch als zu uns und war im höchſten Entzücken, wenn er von Ihnen reden konnte, ein gemeiner Mann nur, Philipp Balzer.

Ich muß enden. Leben Sie wohl und gedenken Sie meiner und meiner hohen Achtung. M.

N. S. Meiner wartet morgen ein großes Glück. Fünf meiner Brüder kommen — Ich bin ganz außer mir vor Freude. Der Eine liebt ſo ſehr Ihren Schwager und möchte Sie ſo gerne kennen lernen. — Ich habe Schön mehrere Mal geſehen und er gefiel mir ſehr. — Wilhelm empfiehlt ſich Ihrem Andenken, ich mich Ihrer Gemahlin."

Stein an die Prinzeſſin Wilhelm.

„Prag, den 17. März 1811. Die Erwartung einer ſichern Gelegenheit hielt mich ſeither ab, Ew. königlichen Hoheit gnädiges Schreiben vom 14. December zu beantworten, deſſen

Inhalt Ihr zartes, frommes Gemüth so treu darstellt und mich tief gerührt hat. In dem Umgang mit einer edlen Freundin wird der König einen Ersatz für das Verlorne finden, in dem täglichen Leben, in den Augenblicken des Kummers. den ihm die Erinnerung des Vergangenen und die trübe Aussicht auf eine verhängnißvolle Zukunft verursachen. Ich verehre ihn wegen seiner religiösen Sittlichkeit, seiner reinen Liebe zum Guten, ich liebe ihn wegen seines wohlwollenden Charakters, und beklage ihn, daß er in einem eisernen Zeitalter lebt, wo diese Milde, diese Rechtschaffenheit nur seinen Fall beförderten und in welchem nur Eins Noth thut, um sich zu erhalten, ein überwiegendes Feldherrntalent, verbunden mit rücksichtslosem Egoismus, der alles beugt und niedertritt, um auf Leichnamen zu thronen.

Die Vorlesungen von Süvern las ich zu Königsberg in einer der Königin gehörenden Handschrift, ich selbst besitze sie nicht, wünsche aber, sie zu haben. Der Verfasser ist ein äußerst achtungswerther Mann wegen seiner seltenen Geisteskräfte und Kenntnisse, wegen seines reinen, edlen Charakters; sollte aber dieser einfache, schlichte, mit dem Hof und seinem Treiben, der großen Welt und ihrem Gewirre so ganz unbekannte Gelehrte geeignet sein, in diese Verhältnisse zu treten, um einen jungen Prinzen zu leiten? — sollte er es selbst gewünscht haben? — ich glaube es kaum.

Gewiß besaß das Zeitalter, dessen Ew. königliche Hoheit erwähnen, überwiegende Vorzüge vor dem unsrigen; diese frommen, treuen, für Religion, kriegerische Ehre und Liebe beseelten Menschen, wie vermag man die zu vergleichen mit den kleinlichen, frivolen, zusammengeschrumpften, genußliebenden Egoisten unseres Zeitalters. In jenem Zeitalter erscheinen große Begebenheiten und vorzügliche Menschen, in dem unsrigen große Begebenheiten durch die Gemeinheit und Ungebundenheit

der Menſchen herbeigeführt. Was hat bei uns jene großen Gefühle, jene kräftigen Triebfedern des menſchlichen Handelns erſetzt? Was hat unſer metaphyſiſches Wortgeklingel bewirkt? — Frankreich klagt jetzt laut ſeine Philoſophen an, als Verderber des öffentlichen Geiſtes, als Zerſtörer der religiöſen und moraliſchen Grundſätze, als Veranlaſſer einer ſcheußlichen Revolution, die mit einem eiſernen Despotismus geendigt hat — und was verdankt Deutſchland der Berliner theologiſchen Schule und ihrem Koryphäen und Colporteur Nicolai und ſeinen neuern Metaphyſikern? Jene haben den einfältigen ſchlichten Bibelglauben hinwegexegiſiert und dieſe die alte deutſche Biederkeit und Treue hinwegräſonniert, den ſchlichten geſunden Menſchenverſtand verdunkelt, und Lehren vorgetragen, die die Grundſätze der Moral, den Glauben an Gott und Unſterblichkeit tief erſchütterten und die Herzen der Menſchen austrockneten. Glücklicher Weiſe hat ſich dieſe Schule durch die unter ihren Anhängern entſtandenen Zänkereien verächtlich gemacht, und es wird dieſe Thorheit, wie bereits ſo viele andere verſchwinden. Auch blieben noch Männer in der Nation übrig, die ihr Vertrauen verdienten und ſich dem eindringenden Strom des Verderbens widerſetzten, zu dieſen rechne ich vorzüglich Herder, einen Mann, der einen kräftigen geſunden Menſchenverſtand, einen religiöſen, tugendhaften Sinn, einen zarten, reinen Geſchmack beſaß und äußerte, und damit einen großen Tiefſinn, eine ausgebreitete Gelehrſamkeit verband und durch ſie zu einem ſeltenen Reichthum von Ideen und Anſichten gelangte. Ich empfehle Ew. Königlichen Hoheit das Leſen derjenigen Theile ſeiner Werke, worin für Sie beſonders intereſſante Gegenſtände behandelt werden. Sie werden aus ihnen Belehrung, Veredlung, Befeſtigung im Guten ſchöpfen."

Die Prinzeſſin Wilhelm an Stein.

„Berlin, den 6. Juni 1811. Obgleich ich krank bin und zum Schreiben daher nicht ſehr aufgelegt, ſo kann ich die Feder

doch heut nicht ruhen laſſen, da ſich eine gute Gelegenheit darbietet, ſie um Ihretwillen zu gebrauchen — auch kann ich nicht länger meinen gerührteſten Dank verſchweigen für Ihren Brief vom 17. März; es war mir einmal wieder ſo wohl dabei, weil es mir ſchien, ich hörte Sie ſelbſt reden. Alles was Sie ſagen, muß mir lieb ſein und mich intereſſieren, aber der Inhalt dieſes letzten Briefes gab mir doppelt viel, denn es war mir ſo werth, aus Ihrem Munde die Beſtätigung deſſen zu hören, woran ich ſo oft denke und in denſelben Geſinnungen bin — denn die Zeit und die neuen Menſchen fordern einen auf, Vergleichungen anzuſtellen, und da fällt mir auch immer der Contraſt in die Augen; wenn ich die hohe Aufklärung und Gebildheit unſeres Zeitalters loben höre und rühmen, und mir ſo klar ſcheint, daß der alte gerade Weg ſo viel eher zum Ziel führte, wie unſre geregelten, die doch ſo krumm laufen. Eben ſo ſchlicht, aber feſten Glaubens ſteht in meinem Herzen der Unterſchied der Religion und Philoſophie geſchrieben; ich kann zwar von letzterer nicht anders urtheilen, wie in ihren Wirkungen, aber da habe ich in mir einen Grund, der mir die erſtere ſo unendlich hoch über die andere ſetzt — es kommen die Menſchen nehmlich und disputieren darüber und ſagen, ob denn ein ſchönerer Grundſatz zu finden ſei in der ganzen Bibel wie der: „thue das Gute um des Guten willen“ — wie uneigennützig, wie groß, wie einfach das ſei? — Meine geringe Meinung iſt aber, daß gerade darin der Stolz der heutigen Menſchen ſich ausſpricht — ach! die Demuth, deucht mir, ſteht dem ſchwachen Menſchen ſo viel beſſer an; und in dem Ausſpruch des Chriſtenthums, welcher dieſes charakteriſiert, wie jener die Philoſophie, liegt ſo ganz der Unterſchied: „thue das Gute um der Liebe willen“ welche Milde! Ja, wenn der Hochmuthsſchwindel einmal vorüber iſt, dann, meine ich, werden ſchönere Sterne wieder leuchten. — Wie ich eben wieder leſe, was ich

hingeschrieben habe, werde ich roth, daß ich einem solchen Mann meine vielleicht so lächerliche Meinung geradehin konnte gesagt haben, oder mich gar vermessen haben, über Dinge zu reden, die ich nicht verstehen kann, die mir zu hoch sind — ich vertraue ganz auf die Nachsicht, mit der Sie mich oft genug verzogen haben. Gestern erscholl hier eine herrliche Nachricht, zu gut, als daß ich sie glauben könnte, nehmlich der Sequester Ihrer Güter sei aufgehoben — wie unendlich wollte ich mich darüber freuen, Sie wieder im Besitz jener schönen Gegend zu wissen! — Doppelt fühle ich mit Ihnen, was Sie verloren haben, seitdem ich dort war. — Hierbei schicke ich Ihnen ein kleines Andenken von dort; weil es daher ist, muß es Ihnen einen Augenblick von Vergnügen machen, schmeichle ich mir — es ist ein Stein Ihrer Burg Stein — wie ich oben war, konnte ich nur an Sie denken, und gewiß nicht ohne Thränen, das können Sie mir glauben; da nehme ich einen Stein vom alten Gebäude, mit dem Vorsatz, Ihnen, mir selbst und meinen zwei Begleitern, Wilhelm und Philipp, etwas davon machen zu lassen, was ich that — das Steinchen ist sehr weich, da es ein Splitter nur war, also dürfen Sie nicht zu warm damit siegeln.

Wilhelm empfiehlt sich Ihrem theuern Andenken, das thue auch ich und bitte um die Fortdauer Ihrer Freundschaft, die mich so glücklich und so stolz macht. Marianne.

Empfehlen Sie mich ja auch Ihrer Gemahlin."

Stein an die Prinzessin Wilhelm.

„Prag, den 14. August 1811. Der im Schreiben Eurer Königlichen Hoheit herrschende fromme Sinn hat mich tief gerührt, in ihm liegt die einzige Weisheit und die höchste Wahrheit — Alles, was um uns vorgeht, muß uns täglich mehr überzeugen von dem Leeren und Unzureichenden alles menschlichen Wissens; auch war dies Gefühl und innige Bescheidenheit zu

allen Zeiten den vorzüglichsten Männern eigen, nur den neuern wurde es durch Stolz und die Anmaßungen der Sophisten des 18. Jahrhunderts verdrängt, die ihre Afterweisheit an die Stelle der Grundsätze und Einrichtungen zu setzen bemühet waren, auf die unsere Vorfahren ihr zeitliches und ewiges Wohl gegründet hatten; — sie zerstörten beides und ihren unglücklichen Zeitgenossen blieb nur Reue über das Verlorne und Unvermögen, es wieder zu erringen.

In einem vortrefflichen, religiöse Gefühle erweckenden Sinne ist Chateaubriands Génie du christianisme geschrieben; er stellt mit Beredsamkeit und tiefem, innigem Gefühl die Leerheit des menschlichen Wissens, die Vortrefflichkeit des Christenthums, seiner Lehren, Gebräuche und kirchlichen Einrichtungen dar, man kann ihn nicht unerbauet und ungebessert aus der Hand legen. Auch Friedrich Schlegels Vorlesungen über die neuere Geschichte verdienen die Aufmerksamkeit Eurer Königlichen Hoheit durch den verständigen, besonnenen, bescheidenen Geist, die richtige Würdigung des Zustandes unserer Vorfahren und unserer Zeitgenossen. Er zeigt, wie in der alten Zeit: „die Kraft im Herzen desto lebendiger und reiner wirkte, und wie den beschränkten Wirkungskreis der Glaube an alles Göttliche verschönerte."

In dem Geschenk Eurer Königlichen Hoheit erkenne ich die Zartheit Ihres edeln Gemüths. Sie erinnerten sich wohlwollend und theilnehmend des Verbannten, und fühlten mit ihm, daß es schmerzlich ist, „die Stiege des Fremden" betreten zu müssen und die Wohnung der Kindheit zu meiden, und wenn nun alle Verhältnisse aufgelöst oder bedrohet sind, wenn alle Gegenstände bestimmter Thätigkeit gewaltsam entrückt, so verliert das Leben allen Werth, es bleibt nur ein Wunsch übrig, der der Hoffnung des baldigen Übergangs zu einem bessern." —

Während die Prinzeß mit dem gewaltigsten Manne, den Deutschland damals, freilich als einen Verbannten, besaß, über

die ernſteſten Dinge von Zeit zu Zeit einen Brief wechſelte, fuhr ſie fort, in raſch auf einander folgenden Briefen der geliebten Mutter über alles, auch das Kleinſte, das um ſie her geſchah, unermüdlich treue Kunde zu geben. Sie war gewohnt, aus ihrer Lectüre ſich Auszüge zu machen und in Büchern, deren ſie eins nach dem andern füllte, die Stimmen bedeutender Männer feſtzuhalten. Noch werthvoller waren ihr die Sprüche geliebter lebender, verwandter und befreundeter Menſchen, die ſie wie Segensworte ſammelte. Sie hatte im Sommer 1810 ihr „kleines Buch“ in Homburg gelaſſen und erwartete es mit Sehnſucht als einen Freund zurück. Es kam endlich, um ein deutſches Wort des Vaters und ein franzöſiſches der Mutter vermehrt. „Die beiden Stücke, das franzöſiſche und das deutſche,“ ſo ſchreibt ſie voll Dankes der Mutter, haben mich zu Thränen gerührt und mein kleines Buch verläßt mich ſeit ſeiner Rückkehr nicht mehr, es iſt immer an meiner Seite.“ Der Vater hatte geſchrieben: „Eine bunte Schaar von Poeſieen, Sentenzen, Sprüchen Lebendiger und Todter — ein Bienenſchwarm von Gedanken zuſammengeweht von den Ufern des Bernſtein-Meeres, von dem Sande der Spree, von Thüringens dunkeln Wäldern, von den Gebirgen des Taunus, von den Thälern der Lahn, von dem Paradieſe des Rheins, dringt ſogar durch die Riegel meiner einſamen Zelle — und will da Honigtropfen ſammeln. — — Aber, aber — wie kann ein alter Eremit, der Neugierde, Wißbegierde, Mühe und Arbeit, Eigenthum, Geſundheit, Freunde und Vaterland verlor, noch Balſam und Ambroſia liefern? — Nichts iſt hier zu pflücken, noch weniger etwas zu lernen — hier wohnt nur unvollkommene Geduld und Ergebung, nicht in das Schickſal, ſondern in den Willen Gottes — Abſtumpfung für das, was die meiſten Menſchen reizt — Nichtglauben an die Meinung der Menge — alter Glaube an das, was wenige noch feſt halten — und hoffen, wo nichts mehr zu hoffen iſt.“

— Auch das französische Wort der Mutter lesen wir lieber deutsch: „Man sagt, daß unsre Seele ihre letzten Empfindungen, in welchen der Tod uns überrascht hat, mit sich ins Grab nimmt und ewiglich bewahrt. Die meinen für dich, meine theure, meine vielgeliebte Marianne, werden mit mir leben, ich werde mit ihnen sterben, ich werde sie ins Grab mitnehmen und ich werde im andern Leben mit ihnen wieder zum Leben kommen."

Das Jahr 1811 ging in leidlichem Frieden hin. Wie groß die Noth war, welche auf dem Vaterlande lag und der Schmerz, der die Herzen erfüllte — im Gang des Lebens fand auch die Zerstreuung und die Festlichkeit wieder ihre Stätte. Von allem, von Freud und Leid, von den kleinen Sonnenblicken und den großen Schatten berichtete die Prinzeß ihrer Mutter. Am 23. December 1810, ein Jahr nach dem Einzug des Königpaars in Berlin, gab der trauernde König dem Sarg der Königin das Geleite aus dem Dom in Berlin zur Gruft in Charlottenburg. Am 21. März 1811 wurden die Gebeine des Prinzen Louis Ferdinand vom Schloß Bellevue nach dem Dom gebracht. Die Zeit war noch nicht gekommen, in welcher Körner singen durfte: „Luise schwebe segnend um den Gatten, Geist unseres Ferdinand voran dem Zug!" Der Friede, der doch kein Friede war, gestattete es den Gesandten Frankreichs, bei den königlichen Festen zu erscheinen und die Prinzeß überwindet sich, um dem König zu Liebe die Formen friedlichen Verkehrs zu wahren, dem Feste beizuwohnen, welches der Gesandte, St. Marsan, zu Ehren des neugebornen Königs von Rom veranstaltet. „Der Graf St. Morsan," so erzählt sie, „war von einer außerordentlichen Höflichkeit, er ließ sich in Stücke hauen, um aller Welt Aufmerksamkeiten zu erweisen; bei Tische brachte er mich in Verzweiflung, denn denken Sie sich, liebe Mama, er schlug es durchaus ab, sich zu setzen und verließ meinen Stuhl nicht während der zwei Stunden.

die wir am Essen waren, das hat mich, wie Sie sich leicht denken können, in große Verlegenheit gebracht. Man hat auch bei Tische auf das Wohl des Kaisers Napoleon und des Königs von Rom getrunken." Neben solchen Berichten, unter denen, wie leicht sie aus der Feder flossen, die Vaterlandsliebe schmerzlich zitterte, steht dann allerlei andre Kunde: von der Hochzeit des Herrn von Clausewitz und der Gräfin Brühl, des Grafen Constantin Stolberg und der Freiin von der Reck, vom Eintritt einer neuen Hofdame, Gräfin Dohna-Wundlaken und von der Übersiedelung eines Pathenkindes aus dem heimathlichen Dorfe Seulberg nach Berlin, wo es bei der fürstlichen Pathin Dienstmädchen wird. Am Geburtstag der Mutter trinkt sie mit den Brüdern wie einst in Homburg Chokolade mit Brätzel. Und wie einst hat sie selige Stunden mit einer Jugendfreundin. Die Prinzeß war mitten im Winter, am 2. Januar, bei großer Kälte mit ihrem Bruder Fritz in Köpenik gewesen und hatte an Schloß und Gegend ihre Freude gehabt. „Denken Sie, liebe Mama, welche angenehme Überraschung erwartete mich, als ich von da gegen 4 Uhr zurückkam. Ich fand Henriette Schulz (Klugkist). . . . Henriette ist immer dieselbe und schön wie sonst, viel wohler als vor vier Jahren. Wir sind vom Morgen bis zum Abend beisammen, außer der Stunde des Mittagsessens; des Abends bleibt sie immer beim Essen." In demselben Brief, in welchem sie erzählt, sie habe den berühmten Prediger Schleiermacher hören wollen, die Kirchthüren der Ruhe wegen schon verschlossen gefunden, einen Gang durch den Thiergarten gemacht und dann im Dom noch eine mittelmäßige Predigt gehört, schildert sie den ergötzlichen Triumphzug, den die Berliner einem für verunglückt gehaltenen Luftschiffer bereitet haben. Von einem sommerlichen Feste in Schönhausen am Geburtstag ihres Schwagers, des Prinzen von Oranien, bei welchem es Göttinnen und Nymphen, Gedichte und Blumen,

Scherze und Kindereien die Menge gab, erstattet sie ausführlichen Bericht. Auch die Dienerschaft war verkleidet: „sie hatten Musik, und sangen und lachten und riefen Vivats und waren ganz und gar närrisch — ein solches Treiben hab ich nie gehört.“ Und während sie nach Homburg Briefe, Geschenke, am liebsten Menschen, wie z. B. den Lehrer ihres Gemahls, Professor Kiesewetter, mit Grüßen sendet, genießt sie das schönste häusliche Glück. Der Prinz schenkt ihr einen wunderschönen großen Schreibtisch für ihr grünes Zimmer, der für sie beide zugleich berechnet ist. Und am 29. October schenkt sie dem Prinzen — Zwillingssöhne. „Der liebe Gott hat mich sehr glücklich gemacht,“ so kann die Wöchnerin am 21. November rühmen, „und ich weiß nicht, wie ich mich dieses deutlichen Zeichens seines mächtigen Schutzes würdig erweisen soll. Anfangs fürchtete ich, meine lieben Kleinen würden vielleicht schwächlich sein, weil das oft bei Zwillingen der Fall ist, aber glücklicherWeise scheint es, daß ich mich getäuscht habe, denn alle beide befinden sich bis jetzt vortrefflich.“ Nun gab es viele Besuche, „nicht immer,“ wie sie scherzend schreibt, „um meine schönen Augen, sondern um die Kleinen zu sehen.“ Die Taufe der Kinder brachte ihren Segen ins königliche Schloß und die Mutter durfte bald die frische Luft wieder genießen.

In so schönem Glück begrüßte das Jahr 1812 das Eltern- und das Zwillingspaar. Da wendete sich das liebliche Leben plötzlich zur Todesbangigkeit. „Wir waren alle froh, glücklich und gesund,“ schreibt die Prinzeß am 6. Januar den Eltern, als am 3. in der Nacht um 3 Uhr ich bemerkte, daß Wilhelm unruhig ward, er sprach von Blindwerden, von Hitze im Mund und ich bemerkte dabei, daß er nicht ordentlich reden konnte und späterhin auch irr sprach, und er klagte dabei, es sei ihm wie ohnmächtig, mir fiel gleich ein Schlagfluß ein (ihm auch, doch sagte er es mir erst am andern Morgen) doch schlief er

wieder ein und ſtand auf am Morgen, ohne daß ich es merkte — bald darauf wollte er zu mir kommen und es zeigte ſich, daß er nicht gehn konnte, ohne im Schwanken ſich zu halten, der Arm war ebenfalls ohne Leben und das Geſicht war verzogen — ſo kam Hufeland und es beſtätigte ſich, daß es ein Nervenſchlag ſei.“ Gottlob, ſchlimmer war es in den drei Tagen nicht geworden, dießmal ſollte es vorübergehn. „Aber ſchon dieſes Dießmal iſt ja um keine ruhige Stunde mehr zu haben auf dieſer Erde — ſo jung zu ſein und ſolche Gedanken haben zu müſſen, ach! das iſt unausſprechlich traurig, ſchon jetzt ſpricht er von dem Wiederholen und iſt oft ſehr niedergeſchlagen — ach! könnte ich mit Gold die vorige Sicherheit auf dieſe Geſundheit wieder erkaufen! ... Wilhelm weiß, daß ich an Ihnen ſchreibe und legt ſich zu Füßen, meine beyden Schwägerinnen ſitzen mit uns in der Stube, dieß giebt mir die Muße, ſonſt komme ich nicht viel zum Sitzen dieſer Tage, beyde Pinzeſſinnen empfehlen ſich Ihnen. Geſtern Nacht hatte ich wieder einen entſetzlichen Schreck, er ſprach verwirrt und war ſelbſt ſo in Angſt, daß ich mir kaum zu helfen wußte. Sonſt iſt im Unglück doch viel Glück, da es das Gehirn nicht getroffen hat und keinen edlen Theil, woran ſo wenig gefehlt hätte. — Die Nerfen ſind natürlich ſehr angegriffen, ſo daß er beinah völlig für den Moment aus ſeinem Charakter herausgetreten iſt. Vorgeſtern weinte er beſtändig und glaubte ſich ſchon dem Tode ganz nah, wie angreiffend und herzzerreißend das alles iſt, läßt ſich nur fühlen, nicht beſchreiben, und grade den Tag vorher hatte ich es geprieſen, wie er in den 8 Jahren unſers zuſammen Seyns noch nie krank geweſen ſey — ſo fremd war es mir bisher geblieben, jemand in einem ſolchen gefahrvollen Zuſtand zu ſehn — nur Schweſter Amelie ſah ich ſo, aber nur bei Tag und die Nacht macht es noch viel ſchauerlicher.“ Gott erſparte der viel geprüften Frau das Herbſte, was ſie hätte treffen

können: den Gemahl im jugendlichen Mannesalter von achtundzwanzig Jahren hinsiechen zu sehen. Die Kraft erholte sich bald. Am 2. März konnte die Prinzeß berichten, daß der Genesene wieder ausgeritten und daß sie den Geburtstag der Mutter unter der herzlichsten Theilnahme des ganzen königlichen Hauses mit Dank und Freude gefeiert habe. Bereits nahten Anfechtungen andrer Art.

Der König war genöthigt, in dem Krieg gegen Rußland, den Napoleon rüstete, auf Frankreichs Seite zu treten. Der Bund, den Friedrich Wilhelm und Alexander einst am Sarge Friedrichs des Großen geschlossen, der im Unglück an Festigkeit gewonnen und zu dem Besuch des Preußischen Königspaars in St. Petersburg geführt hatte, er mußte vor der Zwangslage, in welcher Preußen sich befand, zurücktreten. Der Bundesvertrag zwischen Preußen und Frankreich kam am 24. Februar 1812 zu Stande. Preußen stellte ein Hilfscorps von 20,000 Mann, die Hälfte des damaligen Preußischen Heers — jenes Corps, welches jetzt, in den Massen des französischen Heers als 27. Division verschwindend, die Schwäche des Preußischen Staats darstellte, welches nach zehn Monaten, unter York von Napoleons Fahne sich lossagend, Preußens Erhebung weissagte. Aber jetzt — welche entsetzliche Lage! Die Heersäulen Napoleons wälzten sich durch das offene Preußische Land gegen das im Grunde befreundete Rußland: in Berlin erschienen die Französischen Marschälle; im vaterländischen Zorne knirschende Männer rüsteten sich zum Auszug in einen Krieg, von dem sie für den Bundesgenossen nur Unheil wünschen konnten. Was hatte die seit dem Tilsiter Frieden unermüdliche, stille, muthige, gläubige Vaterlandsliebe gefruchtet? Wohin waren die Hoffnungen, die sich an die österreichische und an die spanische Erhebung, an die Vorbereitung eines norddeutschen Aufstandes und an die innerliche Erneuerung des Staats- und Volkslebens geknüpft

hatten, verflogen? Und diejenigen Offiziere, die im Sinne der Stein, Scharnhorst und Gneisenau, der Fichte, Schleiermacher und Arndt die Lage des Vaterlandes aufgefaßt, wie sollten sie sich zu dem Kriege mit Napoleon gegen Rußland stellen? Was Schenkendorf Schill in den Mund gelegt, war jetzt die Empfindung vieler.

Süße Lehnsflicht, Mannestreue,
Alter Zeiten sichres Licht,
Tauscht' ich nimmer um das Neue,
Um die wälsche Lehre nicht, —
Aber jenen Damm zerbrochen
Hat der Feind, der uns bedräut
Und ein großes Wort gesprochen
Hat die riesenhafte Zeit.

Ein schmerzlicher Zwiespalt ergriff die Seele des vierundzwanzigjährigen Prinzen Leopold von Hessen-Homburg, des Lieblingsbruders unsrer Prinzeß. Unmöglich war es ihm, mit Napoleon im Bunde zu kämpfen und doch wie schwer, von Friedrich Wilhelm III., der ihm herzlich gewogen war, sich den Abschied zu erbitten! Wenn er diesen Abschied, wie sein Gewissen forderte, sich erbat, wohin sich wenden? Er vermochte es nicht über sich, wie andre Preußische Offiziere, unter die Russische Fahne zu treten, denn unter ihr stand er den Preußen gegenüber. Österreich, in dessen Heer vier Brüder dienten, war wie Preußen mit Napoleon verbündet. Für Napoleon zu kämpfen, wär' ihm Tod seiner sittlichen Persönlichkeit gewesen; Lebenslust war ihm, gegen den verhaßten Mann das Schwert zu ziehen. Und kein Ort blieb ihm, wo er es konnte, als Spanien. Er erbat sich seinen Abschied vom König. „Erlauben mir Ew. Majestät, frei und offen zu sprechen. Ich bin ein Teutscher, ein Prinz von Hessen! Von Kind auf von allem durchdrungen, was mein Vaterland anlangte, wurzelte auch von Jahr zu Jahr eine Abneigung gegen

die Franzoſen in mir, die ſeit Jahrhunderten in Deutſchland Zwietracht ſäeten, durch deſſen Sturz ihre Größe begründeten und in den letzten Jahren es durch den Rheinbund auch ſo weit gebracht haben, daß ihnen die ehemaligen Reichsfürſten dienſtbar ſind, und durch dieſes widernatürliche Bündniß das politiſche und moraliſche Verderben meines Vaterlandes unausbleiblich herbeiführen. Mein Grundſatz war, nicht mit dem Strome zu ſchwimmen. Die empörende franzöſiſche Beſitznahme von Heſſen und der Feldzug von 1806 waren nicht geeignet, mir andere Gedanken zu lehren. Rache kann nur jeden durchglühen, der bei Auerſtädt gefochten, bei Prenzlau den übermüthigen Feind geſehen hat.“ Er ſieht ſich jetzt, da die Hoffnungen der letzten Zeit zu Schanden geworden, auf dem Punkte, mit den Feinden Deutſchlands gemeine Sache machen zu müſſen, „das Entſetzlichſte, was ich mir von jeher nur denken konnte.“ Er bittet den König um ſeinen Abſchied und dieſer gewährt ihn huldreich, nimmt aber an, daß der Prinz nicht ohne Verſtändigung mit ſeiner Familie handle. Dieſer wendet ſich dann nach empfangenem Abſchied an den Vater. Mit dem Entſchluß des Sohnes, nicht unter Napoleons Fahne zu kämpfen, iſt der Vater, der ſelbſt den Sohn in dem Haſſe des Tyrannen erzogen hatte, völlig einverſtanden. Aber nur auf *deutſchem* Boden ſoll er gegen Napoleon kämpfen, nach *Spanien* ſoll er nicht ziehen, er ſoll in *Homburg* die Entwicklung der Dinge abwarten. Mit dieſem väterlichen Beſcheid war der Sohn in einen neuen Zwieſpalt verſetzt: er verläßt den Dienſt des Preußiſchen Heers, während dasſelbe in den Krieg zieht und ſoll ruhig bei Vater und Mutter ſitzen! Er ſoll die Idylle des Homburger Lebens genießen, während ſein deutſches Blut ihn drängt, in die Feinde des Vaterlandes einzuhauen! Die düſterſten Stimmungen ſittlicher Anfechtung umwölken ſeinen Sinn. Es iſt tief ergreifend, wie die Schweſter für den Bruder bei dem Vater

eintritt. „Ach, was iſt das für ein Ideal eines vollkommenen chriſtlichen Menſchen geworden!“ ſo hatte ſie vor zwei Jahren über ſeinen perſönlichen Werth geurtheilt. Was er für ſie war, das hatte ſie in dem einfachen Wort ausgeſprochen: „was er ſagt, das ſchallt bei mir gleich nach wie ein Echo!“ Am 26. März, ehe der Bruder ſelbſt ſich dem Vater ausgeſprochen und den Beſcheid, daß er nach Homburg kommen ſoll, empfangen, begehrt ſie für den Bruder den Segen der Eltern für ſeinen Entſchluß. „Thun muß er den Schritt jetzt, ſagt er, denn ſeine Ehre iſt dabei im Spiel in mehrerer Hinſicht — allein die Einwilligung der Eltern giebt den Kindern Segen und ohne ihren Segen möchte er nicht gehen — eine abſchlägige Antwort, ſagt er, könnte ihn zum Äußerſten bringen in ſeiner jetzigen Stimmung, es würde ihn auf immer unglücklich machen. . . . Es bedarf ja nur der Worte — „mein Segen begleitet dich“ weiter nicht eine Sylbe, ſo wird es auf der Poſt nicht auffallen, wenn der Brief geöffnet wird. — Alſo nur die wenigen Worte ſie werden ihm Balſam ſeyn und ihn ruhig ziehen laſſen — ſein ſchönes Gemüth, was ſo fromm iſt, kann ſonſt nicht glücklich ſein.“ Nach der Antwort, den der Sohn von dem Vater erhielt, entſchloß er ſich nach Homburg zu reiſen. Dort ſetzte der Zwieſpalt ſich fort. Die Schweſter Auguſte trat an Ort und Stelle mit der Schweſter in Berlin im Bund, um zwiſchen dem Vater und dem Sohne zu vermitteln. Die tiefe, ſittliche, religiöſe, vaterländiſche Auffaſſung der Angelegenheit, wie ſie in einem Briefe der Prinzeß Auguſte an den Vater niedergelegt iſt, erregt unſre Bewunderung. Prinz Leopold hat ſich endlich ſelbſt bezwungen. In der ſchweren Anfechtung, die über ihn liegen blieb, war die Erſcheinung der Schweſter Marianne im elterlichen Schloſſe ihm großer Troſt.

Die Prinzeß bedurfte nach der Geburt der Zwillinge, der Prinz nach dem Schlaganfall der Ausſpannung und Cur. Am

7. Mai kann die Prinzeß der Mutter ihre für den 21. Mai erhoffte Ankunft in Homburg ankündigen. Von Homburg aus soll dann Ems und Schwalbach besucht werden. Die Reise kommt zu Stande. Der nächste Brief ist am 15. Juni in Ems geschrieben. Dorthin hatten sie die Reise auf dem Rheine gemacht, auf die sie sich sehr gefreut, deren Genuß aber durch das Unwohlsein der Prinzeß beeinträchtigt ward. Von Schwalbach aus war der Verkehr mit dem Vater, der in Schlangenbad sich aufhielt, leicht und lebhaft. Auch die beiden Schwestern aus Rudolstadt kamen. Der König verlängerte den Urlaub über seinen Geburtstag (3. August) hinaus. Am 28. August berichtet sie der Mutter, weil sie durch gemachte und empfangene Besuche zu „dämelich" ist, französisch zu schreiben, in einem deutschen Brief von der am 26. glücklich erfolgten Heimkehr. In Gelnhausen hatten die Reisenden die Barbarossa-Burg, in Eisenach das Marienthal besucht. In Rudolstadt und Gotha ward bei den Verwandten ein kurzer Aufenthalt gemacht. Die Kinder waren wohl und gewachsen. Das Getöse der Stadt erschien nach der Stille des Landlebens unangenehm, zumal in derselben eine Menge Franzosen, Würzburger und Sachsen einquartiert waren. Der Herbst brachte manche Erheiterung, als ob Friede wäre. Und welche Ereignisse standen doch nahe bevor! Mit der königlichen Familie, besonders mit den mutterlosen Kindern, verkehrt die Prinzeß viel. „Der Kronprinz hat sich seit der Reise von Dresden herausgemacht, Charlotte ist seit meiner Abreise sehr groß geworden, sie ist größer als ich, sie wird schöner und hat so viel Ähnlichkeit mit ihrer Mutter." Ihren Geburtstag, 13. October, feierte sie auf der Pfaueninsel und er ward zugleich eine Vorfeier des kronprinzlichen Geburtstags. „Ich habe den 13. October auf der Pfaueninsel zugebracht, wo der König eine kleine Festlichkeit, welche seine Kinder für den 15. den Geburtstag des Kronprinzen veranstaltet

hatten, geben ließ, und da sie an diesem Tage Statt fand, habe ich an den Ehren Theil genommen. Zuerst haben die Kinder und mehrere Gardeoffiziere eine Art Carousſel dargestellt und die kleinen Prinzessen und ihre Damen haben die Preise ausgetheilt, dann sind Don Quixote und Sancho mit der Dulcinea erschienen, diese letztere hat sich in eine Druide verwandelt und hat mir Verse geschenkt. Dann sind die Prinzeß von Oranien und die Gräfin Brandenburg als Minnesänger gekommen, die erste hat gesungen und die andre hat sie mit der Guitarre begleitet, — Verse für den König, seinen Sohn und mich. Diese zwei Damen waren sehr in ihrer Schönheit. Leider war das Wetter abscheulich und man mußte im Freien sein — dadurch war das Ganze nur ein Possenspiel, das nur bei schönem Wetter auf dieser Insel hübsch gewesen wäre, die ich sonst so sehr liebe.“ Die Mittheilungen bis zum Ende des Jahrs bieten nichts von besonderer Bedeutung. Man spürt den Briefen an, daß die Schreiberin nicht wagt, was ihr Vaterland erregt, darinnen niederzulegen, weil den Franzosen das Briefgeheimniß nicht heilig war. Es war eine Stille vor dem Gewitter — Gottlob vor einem Gewitter, das dem deutschen Lande Segen bringen sollte.

VII.

Die erste Frau Preußens in Krieg und Sieg.

Im December lief die erste dunkle Kunde durch das Preußische Land, daß Gott in Rußland ein großes Gericht über Napoleon gehalten. Dann hörte man, Napoleon sei aus Rußland schnell durch Deutschland nach Paris geflohen. Am 17. December brachte das neunundzwanzigste Bulletin die Nachricht: die große Armee sei vernichtet, die Gesundheit Seiner Majestät sei niemals besser gewesen. Bald darauf überschritten die Spitzen des französischen Heers die Preußischen Grenzen. Um die Jahreswende berichtet die Prinzeß von der Anwesenheit der französischen Generale Oudinot, Narbonne, Bassano in Paris. Die Jammergestalten, der aus dem großen Heer übrig Gebliebenen durchwankten das Land. Die Preußen, die den Übermuth des Zwingherrn Jahre lang hatten tragen müssen, sprachen in Demuth: „das ist Gottes Finger! das sind Gottes Gerichte!“ aber auch der lange erhaltene Ingrimm des mißhandelten Volks brach in furchbarem Spott hervor: „Trommeln ohne Trommelstock, Küraſſier' im Weiberrock, so hat sie Gott geschlagen mit Roß und Mann und Wagen.“ Yorks Wort „Jetzt oder niemals!“ klang als Losung durch die Lande.

Wie im Jahre 1806, so war im Jahre 1813 die gewaltige Entscheidung im Geschicke des Vaterlandes für die Prinzeß

mit einem ſchmerzlichen Ereigniß im Familienleben verbunden. Die Neujahrswünſche bringt ſie ihrer Mutter am 4. Januar, Morgens 5 Uhr, vor der Wiege ihres ſeit ſieben Tagen erkrankten Friedrich Thaſſilo dar. Am 10. Januar ging das Kind heim. „Der Glaube überdauert das Hoffen“, ſchrieb die Mutter am Todestag, „das lernte ich heut früh, wie ich die halb erſtarrte Todeshand meines Fried Thaſſilo in meinen Händen ſuchte zu beleben und zu erwärmen — ich ſagte mir immer: bei Gott iſt kein Ding unmöglich, er half Simſon und ich glaubte feſt, er würde mir zurufen: Weib, dein Glaube hat dir geholfen! oder war mein Glaube doch noch nicht feſt genug? Iſt Glaube auch ein Hoffen? — Aber die Liebe iſt doch wohl die größeſte unter ihnen, denn dort oben dauert die fort, wenn hienieden der Glaube und die Hoffnung uns hinauf geleitet haben. Gegen 9 Uhr iſt mein Fried Thaſſilo entſchlafen, es war der erſte Menſch, den ich ſterben ſah, und wohl mir, daß ich es ſah, es hat mich ſo ruhig gemacht, ich fühlte ſo ganz, wie er nur länger Schlafen würde und weiter nichts — ſonſt war mir das Bild des Todes ſo gräßlich, nun durch dieſen Anblick des Hinſcheidens iſt mir der Eindruck ſo ganz verändert, — ich ſah auch, wie vergänglich die Hülle ſein mußte, nur wie eine Uhr, die abläuft, wie eine Maſchinerie für dieſe Erde vonnöthen, und daß das alles nur eine Nebenſache ſei, das Weſen allein bleibt und dauert gewiß ewig fort. — — Da will ich zum erſtenmal zu Bett gehen, ohne für ihn zu beten, — jetzt bete du für mich, mein Engelchen!“

Kaum hatte die Mutter ihr Kind, mit Myrthenkranz und Ring geſchmückt, zur Ruhe beſtattet, ſo ward Berlin und der Hof in die größte Erregung verſetzt. Die franzöſiſche Diviſion Grenier war in die Kurmark eingerückt. So wie die Deutſchgeſinnten die Stunde kaum erwarten konnten, in welcher Preußen ſich gegen Frankreich erklären würde, ſo mußte man

jeden Augenblick darauf gefaßt ſein, daß die mißtrauiſchen Franzoſen gegen die preußiſchen Bundesgenoſſen losſchlagen würden. Es verbreitete ſich das Gerücht, der König und die königliche Familie ſollte von den Franzoſen gefangen genommen werden. Die deutſche Partei wünſchte des Königs Entfernung, die franzöſiſche legte den Wunſch ſo aus, als ob der Tugendbund nur gerne freies Spiel haben wollte. In der Nacht vom 17. auf den 18. Januar kommt Prinz Heinrich zu Prinz Wilhelm mit der Nachricht, die Franzoſen dächten an eine Gewaltthat gegen den Hof. Prinz Wilhelm reitet nach Potsdam zum König. Der Kronprinz ſoll ſchnell confirmiert werden, dann will der König zum Heer nach Schleſien. „Heut iſt der Kronprinz confirmiert worden," ſchreibt die Prinzeſſin am 20. Januar. „Er hat mich erbaut, er kam mir vor wie ein kleiner Heiliger, ſo fromm durchdrungen war er von dem, was er ausſprach, die Menſchen zerſtreuten ihn ſo gar nicht, er war, als ſtünde er allein vor Gott, zuletzt wie er gelobte, treu zu bleiben im Chriſtenthum, hielt er die Hände feſt gefaltet über der Bruſt und hob die Augen ſo gen Himmel, daß ich ſchon über den bloßen Anblick weinen mußte, auch Sack ſprach ſehr gut, er war auch ſo ergriffen, der nun ſchon den Vater und den Sohn eingeſegnet hat." In der Nacht vor des Prinzen Confirmation war des Königs Adjutant, von Natzmer, vom Kaiſer Alexander zurückgekommen mit der Nachricht, der Kaiſer habe das angebotene Schutz- und Trutzbündniß angenommen und wolle den Krieg fortſetzen und gegen die Oder rücken. Am 22. Januar Morgens drei Uhr reiſte der König mit dem Kronprinzen von Potsdam nach Schleſien ab. Auch um die Prinzeß in Berlin ward es einſam. Die Männer eilten dahin, wo nun ihr Platz war. Ihr Bruder Louis zog am 21. Januar zum Heer, am 27. folgte ihm ihr Gemahl. Sie blieb allein im Schloſſe mit ihrem Kinde.

Die herzbeweglichen Erlebniſſe der letzten Tage klingen in einem Brief an die Mutter vom 27. Januar nach. Die Äußerungen über das Politiſche, ſind vorſichtig gehalten, aber der Brief giebt dennoch ein deutliches Bild über die Geſammtlage. Wir geben ihn im Auszug. „Der Prinz iſt dieſen Morgen nach Schleſien abgereiſt, indem er mich noch einmal beauftragte, ihn zu ihren Füßen zu legen. Der König iſt am 22. dorthin gegangen, Louis*) hat mich auch verlaſſen, ſo bin ich denn in dieſer großen Stadt ſehr allein. Leopold wird ſich nun ſchon lange des traurigen Auftrags, den ich ihm gegeben hatte, entledigt haben**) — ich bin überzeugt, Sie werden großes Mitleid mit meinem Kummer gehabt haben, mein Schmerz iſt ſehr groß und ich kann mir nur immer wiederholen, daß es der Wille dieſes Gottes der Güte geweſen, der mich durch den Beſitz dieſes Kindes ſo glücklich gemacht. Es iſt derſelbe Gott, der es mir genommen, ich bete ſeinen Willen an, weil es Sein Wille iſt und ſchweige: —

„Ich habe ſeit langer Zeit zum erſtenmal zwei Tage in Potsdam zugebracht, den 19. und 20. Der Prinz war am Tag vorher dorthin gegangen, alles aus Urſachen, die ich Ihnen nicht ſchreiben kann. Den 18. habe ich in Ängſten zugebracht, wie ich ſie bis dahin noch nicht gekannt hatte — am ſelben Tag hatte ich die Freude meinen Vetter Emil***) zu ſehen, deſſen Weſen mir ſehr gefallen hat — ich bin ihm für die Güte, mich

*) Ihr Bruder.

**) Der Bruder Leopold, der ſich noch in Homburg aufhielt, ſollte der Mutter den Heimgang des kleinen Prinzen melden.

***) Prinz Emil von Heſſen-Darmſtadt (geb. 1790) Sohn des Großherzogs Ludwig I., Vetter der Prinzeß, ein Liebling Napoleons, der als General in der großen Armee den Feldzug in Rußland mitgemacht hatte.

zu besuchen, unendlich dankbar. — Am 20. habe ich der Confirmation des Kronprinzen beigewohnt, die uns sehr erbaut hat, besonders durch seine Person, denn er sah aus wie ein kleiner Heiliger. — Grade die Religion ist seine schönste Seite.

„Die Aussicht von meinem Zimmer würde Sie in diesem Augenblick sehr interessiren, liebe Mama, es ist auf diesem Platz den ganzen Tag ein unbegreifliches Treiben, indeß habe ich mehrmals über dem Schauspiel Thränen vergossen — der arme G. (eneral) le Grand ist hier und sehr schlecht, ich gehe jetzt, mich nach ihm zu erkundigen. Vor einigen Tagen hatten wir 4 Marschälle zugleich hier. Gott wolle alle die Segnungen, die Sie mir wünschen, zu Ihnen kehren, für das neue Jahr, das ich so traurig begonnen habe, — ich habe dieser Tage eine traurige Erfahrung gemacht — daß seit dem Jahre 1804, seit welchem ich hier bin, keins für mich ohne traurige Ereignisse gewesen ist, außer dem Jahr 1811, daß ich eine große Schuld dem Schicksal habe bezahlen müssen, daß mir die 18 Jahre meines Lebens, die ich bei Ihnen zugebracht habe, so günstig gewesen — und ich bin erst neun Jahre hier, das ist der dritte Theil meines Lebens." Am 28. Januar begleitet sie die Mittheilung, daß sich General Narbonne nicht bei ihr habe sehen lassen, mit der Bemerkung: „Diese Herren haben die französische Höflichkeit nicht mehr, die sonst bei ihnen Mode war, sie verlangen durchaus nicht Besuche zu machen." Am 10. Februar: „Die Russen sind mit ihrem Kaiser in Warschau. Die Kosacken sind ganz nahe von hier in Freyenwalde und an anderen Orten, — trotzdem marschieren in die Gegenden von Frankfurt und Posen, keine Cavallerie, aber eine große Menge Infanterie, alles das geht an meinem Fenster vorbei." Unter der großen Armee waren auch ein Paar Leute aus den Dörfern der kleinen Homburger Landgrafschaft. „Ich war heute in Verhandlung mit dem hiesigen Commandanten General Dessaix, daß er die Gefälligkeit

habe, mir einen armen Mann aus Kypern*), den Sohn von Guſtavs Amme überlaſſe, er iſt von den Ruſſen gefangen genommen und iſt durch den Froſt halb blödſinnig geworden, und nun er ſich losgemacht hat, will man ihn in eine Feſtung ſtecken, ich weiß noch nicht, was daraus werden wird, denn anfangs hat er behauptet, es ſei unmöglich, ihn mir für einige Monate zu überlaſſen, und doch iſt er ſo ſchwach, daß er ſich nicht auf den Beinen halten kann. Zwei Leute aus Seulberg ſind vor Froſt unterwegs geſtorben: Reinhardt und Dippel." Am 18. Februar. „Wir ſind in der Erwartung der Ruſſen — es war ein Gefecht bei Wrietzen in der Nacht vom 15. auf den 16. und ſeitdem ſind ſie noch nicht vorgeſchritten, man glaubte ſie geſtern Abend zwei Meilen von hier. Dieſen Morgen bin ich dreimal aus dem Bette geſprungen, um ans Fenſter zu gehen, weil ich in Einem fort trommeln hörte, faſt die ganze Garniſon iſt zum Frankfurter Thor hinausgezogen — ſie haben bei Lichtenberg und Schönhauſen Stellung genommen. Wenn wir nur kein Gefecht vor den Thoren oder was noch mehr zu fürchten wäre, in der Stadt ſelber haben. Der Marſchall hat die Spitäler der hieſigen Polizei empfohlen, aber er iſt augenblicklich noch hier."

Die Zeit war gekommen, in welcher die Prinzeß eine große geſchichtliche Aufgabe zu erfüllen hatte. Das Bild ihres Lebens in den nächſten Monaten bietet neben dem poetiſchen Zauber der Spannung der Gemüther, des bunten Wechſels der Ereigniſſe, neben der tragiſchen Verſchlingung ihres tiefen Mutterſchmerzes mit der Sorge um das Vaterland den höhern Reiz der ſittlichen, heldenmüthigen Haltung der hohen Frau. Der König und die Prinzen ſind bei dem Heer, die Königin iſt bereits heimgegangen, ſo iſt die Prinzeß Wilhelm die erſte

*) Dorf Köppern.

Vertreterin des Königlichen Hauſes in der Hauptſtadt. Feindſeligkeiten der Franzoſen mußten ſie zunächſt treffen, darum war es ihr Beruf, Stand zu halten, damit ſie nicht durch ihre Flucht die Franzoſen ermuthige und des Volkes Stimmung niederſchlage. Sie verhandelt mit dem franzöſiſchen Marſchall, zu ihr kommen die ruſſiſchen und preußiſchen Anführer, um ihrem Muthe zu huldigen. Und wie Preußen ſich erhebt, tritt ſie an die Spitze der Frauen zum Werk der Hilfe und Pflege. Ihr Leben iſt zwiſchen der Sorge um das einzige ihr gebliebene Kind und den großen Angelegenheiten des Vaterlandes getheilt. Oft verläßt ſie des Kindes Bett, um vom Fenſter des Schloſſes die Bewegungen der Franzoſen im Luſtgarten und auf den Straßen zu ſehen, oder ſie ſteigt mitten in der Nacht auf die Zinne des Schloſſes, um ſich die durch das Dunkel leuchtenden Zeichen brennender Häuſer oder lodernder Wachtfeuer zu deuten. Was die Phantaſie der Dichter in dramatiſchen Dichtungen uns vorführt: von der Höhe des Thurmes ruft ein Wächter denen im Hauſe zu, was auf dem Schlachtfeld geſchieht, er ſchildert den Kampf, der hin und her ſchwankt, bald Furcht, bald Hoffnung malt ſich auf den Geſichtern, er verkündigt den Sieg und der hellſte Jubel erwacht — das zeigt uns in der einfachſten Wirklichkeit das Tagebuch und der Briefwechſel der Prinzeß. Zunächſt ſieht ſie mit ihren Augen die Jammergeſtalten der in Rußland Übriggebliebenen durch die Straßen wanken. Noch iſt ihre patriotiſche Empfindung durch den Schmerz über das verlorne Kind gebunden, noch hebt ſie ſich nicht zur völligen Freiheit des Urtheils über die franzöſiſchen Dränger empor. Es mißfällt ihr an Marheineke, den ſie predigen hört, daß er das Gleichniß vom guten Samen und vom Unkraut zu unmittelbar auf die Zeitverhältniſſe deutet, und die Zeit nahe ſieht, da das Unkraut, Napoleon und die Franzoſen, ausgereutet werden ſoll. Aber als des Königs Aufruf an die Freiwilligen wenige Tage

darauf die Hörsäle leert und der Jubel der begeisterten Jugend die Straßen durchtönt, da schlägt auch ihre deutsche Begeisterung kräftiger die Flügel. Sie sieht die russischen Waffen als von Gott gesegnete an und mit edler Eifersucht wünscht sie den deutschen gleichen Erfolg. In der Nacht vom 19. auf den 20. Februar träumte sie, die Franzosen hätten das Schloß bombardiert, so daß die Kugeln durch die Zimmer flogen. Am Morgen kam die Nachricht, daß die Russen nahten. Sie stieg auf die Plattform des Schlosses und sah bei Pankow und Schönhausen die Bewegungen der Kosacken. Als am Mittag die Franzosen wie gewöhnlich die Wache bezogen hatten, sprengt ein Kosack plötzlich zu Berlin herein, das Volk nimmt ihn mit ungemessenem Jubel auf, der französische Posten am großen Kurfürsten flieht, die Franzosen schlagen Allarm, die Besatzung rückt im Lustgarten auf, Infanterie, Kavallerie, Kanonen, Pulverwagen, der Marschall Augereau an der Spitze. Die Prinzeß sieht alles mit an. Ein Parlamentär von den Kosacken kommt herangesprengt und wird wieder entlassen. Eine Kanone wird losgebrannt, an einer andern Stelle noch eine, eine dritte wird vom Volke vernagelt, weggefahren, zurückgeholt, Pelotonfeuer hört man vor den Thoren. Jeden Augenblick ist zu fürchten, daß die Feuerschlünde sich gegen das Schloß richten. Der Castellan zittert, aber die Prinzessin bleibt am offnen Fenster sitzen und läßt sich nicht zum Verlassen des Schlosses überreden. Sie dachte: hören die Franzosen, daß alles das Schloß verlassen, so werden sie erst auf den Gedanken kommen, sich hineinzuwerfen, sie wollte des Königs Eigenthum nicht der Plünderung und Verwüstung Preis geben und rechnete dabei ein wenig auf die Galanterie der Franzosen gegen die Damen. Sie schickt den Hofmarschall Grafen von der Gröben zu Augereau, wird beruhigt und setzt sich zum Abendessen, das ihr vorkommt wie das Mahl im Götz von Berlichingen, als des Ritters

Schloß belagert war. Noch ein paar Tage dauert die Unſicherheit in den Bewegungen des Feindes, und als Augereau in der Nacht vom 24. auf den 25. Februar bereits abgezogen war, wimmelte am 28. noch einmal Berlin von den Truppen des Vicekönigs von Italien. Am 28. Februar war Sonntag. Die Unruhe war unbeſchreiblich, alle fünf Minuten kam eine andere Nachricht. „Z. B. in dieſem Augenblick füllt ſich der Platz vor meinem Fenſter mit Italienern (es ſind gewiß 3000 Mann da verſammelt) und man kommt, mir zu ſagen, daß die Koſacken das Roſenthaler Thor ſprengen wollen.“ Auf der Rückſeite des Briefs findet ſich die von der Mutter Hand geführte Handſchrift ihres einzigen Kindes: „Berlin Wilm Adalbert den 28. Februar 1813.“ Die Mutter fügt hinzu: „er quält mich mehr zu ſchreiben.“ Und ſie ſelbſt fügt die Abſchrift des Gedichtes hinzu: „Die Franken hat der Herr geſchlagen mit Mann und Roß und Wagen.“ „Ach, ich wünſchte, es wäre wieder ruhiger,“ ſchreibt ſie am 1. März, „das thut meinem leidenden Herzen ſo weh, ſich gewaltſam immer hinweggeriſſen zu ſehen von ſeinem innerſten Gedanken durch die rauhen Stürme der äußern Welt.“ Am 2. März, dem Geburtstag ihrer Mutter, muß ſie von dem friedlichen Familienbild in Homburg, das ſie im Geiſt ſieht, zur kriegeriſchen Gegenwart ſich zurückwenden. „Wir ſind hier noch immer in demſelben Zuſtande der Gefangenſchaft, vier Thore der Stadt ſind während mehreren Stunden des Tages geöffnet wegen der Arbeiten und um die Todten beerdigen zu können (was man ſogar mehrere Tage nicht thun konnte, ſo daß man genöthigt war, die Särge auf den Plätzen vor den Thoren niederzuſtellen) aber man darf wegen der Koſacken nicht wagen, draußen ſpazieren zu gehen, denn es giebt immerfort Scharmützel, es iſt unangenehm und ungeſund zugleich ſo eingeſchloſſen zu ſein, zumal da die Luft der Stadt, in welcher es anſteckende Krankheiten giebt, ſehr

zu fürchten iſt, man iſt ſchon genöthigt, überall zu räuchern, und als ich heute das Fenſter öffnete, war ich wirklich erſtaunt, wie es draußen ſtank, ich verſichere Sie, man macht ſich davon keine Vorſtellung. Eine Menge Leute ſterben an dem Nervenfieber, die aus den Spitälern kommen." Am 4. als Czernitſcheff, Tettenborn, Repnin einrücken, ſeufzt ſie: „Ach, wär' es ein deutſcher Triumphzug!" und fügt hinzu: „Mich rührt es unendlich, das Singen beim Einmarſch und wie Tettenborn vor uns mitten vor dem Schloß hielt, die Mütze abnahm, und Vivat dem König rief und alles Volk: Hurrah, und wir wehten mit den Tüchern — ich werde es nicht vergeſſen! Es iſt doch ein ſehr ſchöner Tag. Sieg, Sieg, o himmliſche Muſik des Wortes, wann werde ich es ausſprechen dürfen für deutſche Waffen!" Und am Abend ſpät: „Die Illumination war ſchön, aber ich ſah Spandau lichterloh brennen, ein dunkler Dampf zog ſich von da bis hierher, der Mond dazwiſchen, der beide Lichter verband, dort des Elends, hier der Freude. Sonderbar war es Einem, wie auf einmal nach ſo langer Schmach die Zunge wieder losgebunden ſein durfte." Und die losgebundene Zunge konnte ſich in den nächſten Tagen mit den angekommenen Heerführern nach Luſt über Deutſchlands Befreiung unterhalten. Clauſewitz erzählte der Prinzeſſin den ganzen ruſſiſchen Feldzug: „worin weder der Rückzug bis hinter Moskau, noch einmal der völlige Brand von Moskau Syſtem war, ſondern es fügte ſich ſo, theils aus Zufall, theils aus halbem Willen, und wie werden bis ans Ende der Weltgeſchichte dieſe zwei Sachen hervorleuchtend vorgeſtellt werden als kluger Plan, — das hören wir, wenn wir ſelbſt leben, nicht ganz wahr erzählen und ſollen nun den Schriftſtellern von tauſend Jahren her völlig Glauben beimeſſen." Neues Leben kam mit dem Einzug Wittgenſteins in Berlin. Dörnberg erzählte der Prinzeſſin die ganze Geſchichte ſeines Lebens. Auf dem Ball, den die Bürger

im Schauſpielhauſe gaben, trank ſie Dörnbergs Geſundheit neben der der Monarchen und Wittgenſteins. An demſelben Tage bekam ſie von dem Gemahl die fröhliche Nachricht, daß er mit Blücher ziehe und verhandelte mit Kaufmann Eppenſtein über den Frauenverein. Am 17. rückte dann York in die Stadt. „Heut war der dritte Freudentag, der Preußen Ankunft nach ſo langer Zeit, aber lauer ſind doch die Menſchen geworden nach all der Freude dieſer Art, York mag recht ſtolz geweſen ſein — eben jetzt iſt die Stadt illuminiert und der Mond prangt ſo herrlich mit herüber in die befreite Stadt. — Jetzt iſt Alles im Opernhaus, man giebt Wallenſteins Lager ſeit 1805 zum erſtenmal wieder. — Ich mag nicht dahin gehen. Ich bin den Abend ganz allein. — Die Schweden kommen und die Engländer — ſoll es denn einmal wieder ganz anders werden, die alte Welt — iſt es dein Wille, mein Herr Gott?“ In den nächſten Tagen kam der König nach Berlin. „Er geſtand, daß er ſeit der Königin Tod zum erſten Mal wieder Freude empfunden hätte, ſo viel er noch fähig wäre zu fühlen.“ Am 18. April, es war Oſtern, ſchreibt die Prinzeß unter dem Donnern der Kanonen, welche Spandau beſchoſſen: „Ein trauriger Ton — er erinnert mich recht an die alten Zeiten der neuziger Jahre. — Am Charfreitag habe ich communiciert, Sie, liebe theure Eltern wohl heut? — heut hörte ich eine herrliche Predigt von Theremin, er iſt mir einer der liebſten Prediger von ganz Berlin — auch darauf wird ins künftige mehr geſehen werden, denn die Kirchen werden voller und die Menſchen fangen wieder an, ſich eine Ehre aus der Frömmigkeit zu machen und heilig iſt die allgemeine Stimmung der Menge in dieſer großen Zeit — Gott erhalte nur die Gemüther ſo, dann gehen wir einer ſchönen Zeit entgegen.“

Die Prinzeß ließ ſich nicht damit genügen, daß ſie den Gang der vaterländiſchen Geſchichte mit brennender Vaterlands-

liebe beobachtete und mit dem Geſchicke der Einzelnen das herzlichſte Mitleid fühlte — ſie verſtand den Ruf Gottes, der in der Volksnoth an die Frauen ergeht, ſie erkannte ihren Beruf, zur Linderung der Noth an die Spitzen der Frauen zu treten. Ihr Name iſt der erſte unter dem „Aufruf der Königlichen Prinzeſſinnen an die Frauen im Preußiſchen Staat," der vom 23. März datirt und am 1. April in den Zeitungen erſchienen iſt. „Das Vaterland iſt in Gefahr! ſo ſprach der König zu ſeinen getreuen, ihn liebenden Unterthanen und alles eilt herbei, um es dieſer Gefahr zu entreißen. Männer ergreifen das Schwert und reißen ſich los aus dem Kreiſe ihrer Familien, Jünglinge entwinden ſich der zärtlichen Umarmung liebender Mütter und dieſe, voll edlen Gefühls, unterdrücken die heilige Mutterthräne. Alles ſtrömt zu den Fahnen, rüſtet ſich zu dem blutigen Kampfe für Freiheit und Selbſtändigkeit. Die Flamme, die in dem Buſen eines jeden lodert, ſichert den glücklichen Ausgang. Aber auch wir Frauen müſſen mitwirken, die Siege befördern helfen, auch wir müſſen uns mit den Männern und Jünglingen vereinen zur Rettung des Vaterlandes. Darum gründe ſich ein Verein, er erhalte den Namen: der Frauenverein zum Wohle des Vaterlandes. Gern ſtellen wir uns, die wir dem Vaterlande angehören, an die Spitze dieſes Vereins. Wir hegen das feſte Vertrauen, es wollen die edelmüthigen Frauen und Töchter jeden Standes mit dazu beitragen, daß Hülfe geleiſtet werde den Männern und Jünglingen, die für das Vaterland kämpfen, damit es wieder in der Reihe der geachteten Staaten ſtehe, in welchem der Friede ſeine Segnungen ausſtrömen könne.

„Nicht bloß baares Geld wird unſer Verein als Opfer dargebracht annehmen, ſondern jede entbehrliche werthvolle Kleinigkeit, — das Symbol der Treue, den Trauring, die glänzende Verzierung des Ohres, den koſtbaren Schmuck des Halſes. Gern werden

monatliche Beiträge, Materialien, Leinwand geſponnen, Wolle und Garn angenommen und ſelbſt unentgeltliche Verarbeitung dieſer rohen Stoffe als Opfer angeſehen werden. Solche Gaben, Geſchenke und Leiſtungen geben fortan das Recht, ſich „Theilgenoſſen des Frauenvereins zum Wohle des Vaterlands“ zu nennen.

„Alles, was auf dieſe Art geſammelt wird, gehört dem Vaterlande. Dieſe Opfer dienen dazu, die Vertheidiger, die es bedürfen, zu bewaffnen, zu bekleiden, auszurüſten, und wenn die reiche Wohlthätigkeit der Frauen uns in den Stand geſetzt, noch mehr zu thun, dann ſollen die Verwundeten gepflegt, geheilt und dem dankbaren Vaterlande wieder gegeben werden, damit auch von unſerer Seite erfüllet werde das Große, das Schöne, damit das Vaterland, das in Gefahr iſt, auch durch unſere Hilfe gerettet werde, ſich neu geſtalte und durch Gottes Kraft aufblühe.“

Dieſer Aufruf iſt ein ſehr bedeutſames Blatt in der Geſchichte unſers Volks, insbeſondere in der Geſchichte ſeiner religiöſen Wiederbelebung und ſeiner chriſtlichen Barmherzigkeit. Er bezeugte zunächſt die innige Zuſammengehörigkeit der deutſchen Fürſtinnen mit den andern deutſchen Frauen in der Linderung der Volksnoth; er hatte zu ſeiner Zeit die unmittelbare Wirkung, daß die deutſche Frauenwelt in flammender Begeiſterung und ernſter Opferwilligkeit das zeitliche Gut, die Kraft des Gemüths, die Geſchicklichkeit der Hand auf den Altar des Vaterlandes brachte; er iſt der Anfang geweſen zu all den Aufrufen, in welchen bis auf den heutigen Tag edle deutſche Frauen ihre Schweſtern aufrufen, nicht bloß in großen Nöthen, die dann und wann über das ganze Land oder einen Theil desſelben hereinbrechen, ſondern zum beſtändigen Werk der Barmherzigkeit an Kindern und Alten, Armen und Kranken, Verſchütteten und Überſchwemmten. Es war ein Neues, das Gott zunächſt

der Prinzeß auferlegte. Sie nahm es mit Demuth und Zagen, aber als einen heiligen Beruf auf ſich. Hätte die Königin noch gelebt — wie gerne hätte ſie unter ihrer Führung in beſcheidnerer Stellung das Werk gethan! Aber da es Gott gefallen hatte, dieſe perſönliche Erſcheinung des beſten deutſchen Weſens und des tiefſten deutſchen Wehs vor dem Sonnenaufgang der Befreiung des Vaterlandes heimzurufen und im Königshauſe und Volke die ſchmerzlichſte Lücke zu laſſen, ſo trat die Prinzeß ein. Zwiſchen den Aufregungen, welche die großen Ereigniſſe bringen, fühlt ſie die Laſt, die ihr als Vorſteherin der Frauenvereine obliegt. Sie bittet ſich die andern Prinzeſſinnen als Mitvorſteherinnen aus, um ja recht demüthig zu bleiben. Die Empfangnahme der Beiträge iſt ihr oft ſchmerzlich, weil ſie in einer Menge einzelner Fälle ſehen muß, wie es wirkliche Opfer ſind, was die Menſchen bringen. Große Freude aber hat ſie, den energiſchen Dr. Gräfe in Einrichtung der Lazarethe mit Kochgeſchirren, Betttüchern und andern Nützlichkeiten unterſtützen zu können. Obwohl ſie einen Schauder empfindet bei dem Gedanken, die wohleingerichteten Räume nun bald mit Verwundeten aller Art gefüllt zu ſehen, kommen ihr zugleich, wenn ſie im Schmerz über das heimgegangene Kind die Bitterkeit des Lebens empfindet, früher gehegte Kloſtergedanken zurück. Dann aber rafft ſie ſich zur Thätigkeit auf und betritt die Räume, in welchen beim Fortſchritt des Kriegs immer mehr Verwundete Pflege finden. „Am Sonntag den 25. (April) war ich zum erſtenmal in unſerm Hospital, ſeitdem es gefüllt iſt, ſo muthvoll und freundlich und dankbar fand ich alle, daß es recht rührend war mir, die ich mit Überwindung und Selbſtverleugnung zu kämpfen hatte, um hinein zu treten. Einer freute ſich nur, daß er die Wunden nicht gegen die Ruſſen erhalten hatte; Einer mit einem zerſchmetterten Bein wünſchte nur mit Lachen, wieder auf den Beinen ſtehen zu

können, dann wollte er bald wieder nach ſein — das Traurigſte war mir Einer, der durch die Bruſt geſchoſſen war, wohl ſterben wird, der gerade gegenüber ſeinem verwundeten Bruder lag, der ihm nun zuſah ſterben.“ Wir täuſchen uns wohl nicht, wenn wir in dieſer Thätigkeit erbarmender Liebe, verbunden mit der Sehnſucht nach Stille und Abgeſchiedenheit, ein Bedürfniß erkennen, das in den Befreiungskriegen zuerſt wieder mit Macht hervortrat und ſeitdem in den evangeliſchen Diakoniſſenhäuſern ſeine Befriedigung gefunden hat.

Der Krieg ſchritt voran. Am 1. Mai hatte die Prinzeß den Freiwilligen eine Fahne übergeben, die ſie mit andern Frauen geſtickt hatte. Am Tag darauf ward ihr von dem wunderbaren Gott, den ſie immer, auch in den ſchwerſten Tagen, als die Liebe geprieſen, ein Opfer zugemuthet, das von keinem andern, das ſie hätte bringen können, an Herrlichkeit und Werth übertroffen wurde. In der Schlacht bei Großgörſchen (2. Mai) fiel ihr Lieblingsbruder Leopold. Die neu entſtandene preußiſche Kraft kämpfte dort mit einem Anſturm des vaterländiſchen Zorns, daß Napoleons Feldherrnruhm ſich unſicher fühlte. „Glaubt Ihr, daß mein Stern untergeht?“ fragte er Berthier und beim Anblick des Todesmuthes der Preußen entfuhr ihm der Ausruf: „Dieſe Thiere haben etwas gelernt.“ Es war die Schuld der üblen Führung durch den Ruſſiſchen Oberbefehl, daß der Sieg der Preußen nur ein halber blieb. „Alle Orden und mein Leben gäbe ich für das Commando eines Tags!“ ſeufzte der verwundete, ſterbende Scharnhorſt. Der Hingang des Mannes von ſtiller Größe, der Preußens niedergetretenes Volk zu einem „Volk in Waffen“, zu einem Volk unverwüſtlichen Kriegsmuths und unerhörten Siegesjubels umgeſchaffen, war das größte, das tragiſchſte Opfer, das Großgörſchen verlangte. Neben dem vielerfahrenen Schlachtendenker darf der jugendliche Schlachtenſtürmer mit Ehren genannt werden, deſſen Blut das

Feld bei Großgörſchen röthete — der ſechsundzwanzigjährige Prinz Leopold von Heſſen-Homburg. Wir erinnern uns, welch ein Zwieſpalt ihn im vergangenen Jahre ergriffen hatte, als ſein Gewiſſen ihm verbot, in Rußland mit Napoleon zu kämpfen und ſein Vater ihm nicht erlaubte, in Spanien gegen Napoleon das Schwert zu ziehen. Der König hatte ihn, zum Zeichen, daß er um des Abſchieds willen, den der Prinz genommen, nicht dauernd gegen ihn verſtimmt ſei, beim Beginn des Befreiunskrieges zum wirklichen Major ernannt. Er ging in den Kampf mit der Sehnſucht und der Ahnung, für das Vaterland zu ſterben. Wunderſam war es, daß der Heldentod ihn auf dem Schlachtfeld von Lützen erreichte, auf welchem ſein Lieblingsheld Pappenheim gefallen war. Der Prinz fiel beim Angriff der Preußiſchen Truppen auf das Dorf Großgörſchen, deſſen die Franzoſen ſich bemächtigt hatten. Das Gewehrfeuer war fürchterlich, und der General von Ziethen, in der Abſicht, ihn aus dem Feuer zu entfernen, gab ihm einen Auftrag. „Wenn das Dorf genommen iſt!“ antwortete der Prinz. Der General bat ihn, ſich nicht ohne Noth der Gefahr auszuſetzen. „Dies iſt der Platz, der mir geziemt,“ war die ſtandhafte Erwiederung. Dann ſolle er wenigſtens ſein Ordensſtern abnehmen. „Das thue ich nicht“, ſprach er, und die Kartätſche traf ihn durch den rechten Arm und die rechte Bruſthöhle. General von Ziethen ließ den Schwerverwundeten aus dem noch umkämpften Dorfe bringen. Oberſt von Natzmer, der Adjutant des Königs, eilte herbei. Der Prinz reichte ihm die ſchon krampfhaft zuckende Hand und verſchied nach wenigen Augenblicken. Der Leichnam wurde zunächſt in der Kirche zu Pegau beigeſetzt, ſpäter auf dem Friedhof des Dorfs, das nach dem Rückzug der Verbündeten in Napoleons Händen war, mit allen von dieſem bewilligten Ehren beſtattet. Auf die Schweſter in Berlin wirkte ſchon die erſte Nachricht von der

großen Schlacht. Bange Ahnung legte ſich ſchwer auf ihre Seele. Da ſie Anfangs nur von einer Verwundung hört, ſo ſieht ſie mit ängſtlicher Spannung weitern Nachrichten entgegen. „Wo mag Leopold ſein? Dieſes Schlachtfeld von Lützen, wie oft nannte ers und wir zuſammen, es zog mich ſtets ſo an, wie freute ich mich, es ihm zum erſten Mal zu zeigen 1806. Das letzte Mal, daß ich darüber fuhr, ſchien der Vollmond ſo herrlich darauf, und wie ich hinzureiſte, da las ich Pappenheims Tod, wie oft beneidete ihm Leopold dieſen ſchönen Tod! — O mein Gott, ſchicke mir morgen eine gute Botſchaft beim Erwachen — doch ich kann keine erwarten.“ Und in der That muß ſie am Tag darauf ſchreiben: „Er iſt wirklich todt — gleich zu Anfang der Schlacht traf ihn eine Kugel ins Herz — er blieb ſo ruhig auf dem Pferd, daß man ihn nur ohnmächtig glaubte, ein Küraſſier ſetzte ſich hinter ihn, ihn haltend, als man ihn herunternahm ſah man, daß er längſt geſtorben war. . . . Die Blumen blühen noch, die Nachtigallen ſingen und er iſt nicht mehr.“ Immer genauere Kunde erhielt ſie: wie er ſich geweigert, ſich vom General Ziethen an einen weniger gefährlichen Ort ſchicken zu laſſen, wie er ſeinen Stern nicht abnehmen wollte, und wie er, die Kugel in der Bruſt, nur noch geſagt: „macht nur, daß ich nicht unter die Franzoſen komme.“ Später ſchrieb die trauernde Schweſter, die ſich doch gerne aus der Tiefe der göttlichen Liebe tröſten ließ aus Rudolſtadt, wo ſie mit ihren beiden Schweſtern alle die Erinnerungen an den Bruder auffriſchte: „Ich gönne ihm den ſchönen frühen Tod! Es war ja ſein Wunſch! Aber die armen Eltern! und wir alle, wie arm ſind wir nun geworden! Wie weh, weh, weh wird es uns allen thun, ein ſo ſchönes Familienband ſo bald zerriſſen, ein ſo ſchönes Glied an einer ſo ſchönen und ſeltenen Geſchwiſter-Kette fehlen zu ſehen! Starb er, wohl ihm! Er ſtarb einen beneidenswerthen Tod fürs Vaterland, als Held,

ja ſogar als Sieger!!! . . . Er iſt gleich geblieben, hat gar nicht gelitten, hatte alles, was er wünſchte, nehmlich er war ja wieder in dem Dienſt angeſtellt, man hatte ihn nicht verkannt, der König war verſöhnt, alſo ſeine Wünſche waren erfüllt und er ſtarb als ein reines Opfer. Ach, wie rein war ſeine kindliche Seele! Ach, was wollen wir ihm ſeine jetzige Seligkeit gönnen!"

Als ein Zeugniß, in welcher Liebe Bruder und Schweſter und die ganze Familie, aus welcher noch immer fünf Söhne, einer in preußiſchem, vier in öſterreichiſchem Dienſt gegen Napoleon kämpften, im deutſchen Volke ſtand, mögen hier einige Strophen aus dem Liede ſtehen, das Schenkendorf der Prinzeß nach dem Tode des Bruders geſungen.

Fürſtenblut gefloſſen
In der Lützner ſchlacht
Wie ſo gern vergoſſen,
Willig dargebracht.
Kattenblut, Heſſenblut,
Schönes deutſches Blut.

Es entrann dem Kühnen
All ſein Lebensblut,
Freudig zu verſühnen
Schlechten Fürſtenmuth.
Rothes Blut, warmes Blut,
Schönes Opferblut.

Und es tönt kein Wehe
In des Vaters Schloß —
Homburg an der Höhe
Zeugt noch manchen Sproß,
Reiches Blut, junges Blut
Schönes Prinzenblut. —

Wendet ſchnell die Roſſe,
Boten, heimathwärts,
Auf dem Königsſchloſſe
Zagt ein Schweſternherz.
Stolzes Blut, mildes Blut,
Schönes Frauenblut.

Du von Homburgs Höhen
Herrlich Fürſtenkind,
Wirſt ihn wiederſehen,
Lebensluſt gewinnt.
Freudig Blut, Heldenblut,
Schönes Bruderblut.

Alle Herzen ſchlagen,
Herrin, ja für dich,
Alle Zungen ſagen
Deinen Namen ſich.
Reines Blut, frommes Blut,
Schönes deutſches Blut! —

Als beim Rückzug der verbündeten Heere nach Schleſien Berlin in neue Gefahr kam, hielt die Prinzeß aus, ſo lang es ihr erlaubt war. Und das Volk, das in ihrer Anweſenheit eine Bürgſchaft für die eigene Sicherheit ſah, jubelte ihr zu. Sie ſteht mitten in dem damaligen Überſchwang der Begeiſterung. Junge Mädchen kommen zu ihr und bitten um Ausrüſtung für den Krieg. Karl Maria von Weber bringt ihr mit ſeinem Sängerchor ein Ständchen im Schloßhof und neben dem Hoch auf den König ſcholl laut das Hoch auf Prinz und Prinzeß Wilhelm. „Rührend war es mir in der alten Burg, in der lauen Stern- und Mondennacht, verknüpft mit ſo vielen Erinnerungen an die Lieder, die geſpielt wurden — und dennoch wie eitel iſt der Beifall, der Ruhm der Welt, — ich habe ja kein Verdienſt jetzt — und alles huldigt mir, weil ich noch

da bin. Ich mußte dabei so viel Betrachtungen im Herzen anstellen über Welt und Menschen und Nichtigkeit und mich selbst!" Aber sie muß die Stadt verlassen, auf des Königs Befehl. Nachdem sie am Abend zuvor noch einmal die Geschichte der Schlacht bei Lützen gelesen, reist sie ab und ist am 17. Mai in Frankfurt a/O. Welch eine Zeit! Jeder Augenblick brachte erschütternde Ereignisse, führte Menschen unter ergreifenden Umständen zusammen. Auf der Landstraße begegnet sie dem Herzog von Braunschweig-Oels, der damals aus England zurückkam, um am Kampfe Theil zu nehmen; er springt aus dem Wagen, als er die Prinzessin erkennt, und als sie von seiner seligen Frau redet, bricht er in heftiges Weinen aus und reichlich benetzen die Thränen den schwarzen Waffenrock. Am Himmelfahrtstag wird sie durch ein Ritterschwert, das an einem Pfeiler der Kirche aufgehängt ist, an ihres Bruders Schwert erinnert, — „er war ein Christheld, der für die heilige Sache des Vaterlandes fiel." Und die Schwester denkt daran, ihrem Heldenbruder, der ein Christ gewesen, in der heimathlichen Kirche ein Denkmal zu setzen. Am 5. Juni schreibt sie aus Frankfurt a/O. den Eltern: „Ich habe seit ich Ihnen geschrieben, liebe Mama, seine Schärpe bekommen — seinen Säbel habe ich noch nicht, aber ich habe mich schon darnach erkundigt, denn ich wünsche so sehr, daß Sie und Papa — (hier schreibt sie deutsch): „daß Sie Schwerdt und Schärpe in der reformirten Kirche an die Wand aufhängen ließen, drüber das Wappen gemahlt mit der Umschrift seines Nahmens und seines Todes Datum und Jahrszahl, ihn würde es' freuen und mir deucht auch es wäre der wahre Ort für sein frommes Andenken, der als Streiter für die heilige Sache seines Vaterlandes so ehrenvoll gefallen ist — er liebte es immer so wenn er in alten Kirchen Degen und Handschuh eines Ritters an heiliger Stätte aufbewahrt sah, drum deucht es mir die schönste

Feier seines lieben Andenkens. Der liebe Papa wird gewiß auch mit mir einverstanden seyn — sobald ich denn eine sichere Gelegenheit habe, schicke ich die Schärpe, einstweilen könnte ja Wappen und Umschrift immer gemalt werden, ich meine der schicklichste Platz wäre wenn man herein kommt oben links, da vorbey ging er ja so oft mit frommen Gedanken, um in die tribune zu gehn. — Daß Wilhelm immer in großer Gefahr war und sich sehr tapfer benahm und das eiserne Kreuz erhielt, auch den St. Georgen Orden, sagte ich nicht."

Auch in Frankfurt wird sie als Vertreterin des Frauenvereines angegangen: Dienstmädchen bringen ihr sechszig Thaler, Jungfrauen reichen ihr Kränze in der Rosenzeit. Aber der Sommer erinnert sie auch an ihre Sommerreise am Rhein mit Leopold und an seine Lust an der deutschen Herrlichkeit, die in jenen Gegenden überall den Blicken sich aufthut. Der Waffenstillstand, über den ihr deutsches Herz trauert, bringt sie mit ihrem Gemahl in Frankfurt a/O. wieder zusammen und am 14. Juni nach Berlin zurück, wo sie bald ein Haus im Thiergarten bezogen, um die frische Luft zu genießen. Wehmüthige Erinnerungen hören nicht auf. „Heut ist ein Tag," so schreibt sie am 4. Juli der Mutter, „den Sie einmal die Gnade hatten im kleinen Wald zu feiern, den Geburtstag meiner Amalla. Sie und Leopold und Thassilo und die Königin werden heute an uns denken." Der Verkehr mit Homburg war schwer und jede sichere Gelegenheit wird benutzt, um Nachricht ins Elternhaus zu senden. Bei der Dürftigkeit des Verkehrs war ihr jede Erinnerung an die Heimath doppelt werth. Eine Zeitlang hatte sie einen jungen Homburger, von Brandenstein, bei sich. Am 10. Juli berichtet sie, daß sie im Thiergarten einen Bauer im blauen Kittel der Heimath, der Limburger Käse feil bot, begegnet sei. Er hat sie mehrmals im Schlosse besucht und durch seinen Sohn sendet sie den Brief an die Mutter.

Die Briefe an die Mutter laſſen eine Lücke vom 10. Juli bis zum 10. November. Wir lernen die lebhafte Theilnahme, welche die Prinzeß an den Entſcheidungen des Herbſtes nimmt, aus den Tagebüchern kennen. Während des Waffenſtillſtandes, der auch der Prinzeß patriotiſches Herz traurig ſtimmte, war wenigſtens ihr Familienleben lieblich. Sie ſpürte es an dem Glücke ihres Kindes, daß Mann und Frau und Kind zuſammengehören. Aber in die Idylle der glücklichen Familie ragt oft genug das Trauerſpiel der Weltgeſchichte herein, ſo durch den Tod Scharnhorſts, von dem die Kunde aus Prag kam. Als ſie von der „zweiten Bereſina“ hört, die Wellington der franzöſiſchen Macht in Spanien bereitet, ſeufzt ſie: „wäre doch am Rhein die dritte!“

Der Krieg begann wieder. Öſterreich ging mit. „Schön iſt's, daß endlich die drei Adler zuſammenflattern, nun iſt der ſchönſte Moment von Jahrtauſenden eingetreten, und es wird gelingen, das ſagt mir meines Leopolds Abelsopfer.“ Bald begannen, trotz der Zögerungen des Kronprinzen von Schweden, die vordringenden Bewegungen des Nordheeres. Bei Trebbin, bei Wittſtock gab es in den Tagen vor der Schlacht von Großbeeren Gefechte, die Kanonenſchüſſe hörte man in Berlin. Der Tag vor der Schlacht bei Großbeeren war der Sonntag, an welchem über Jeſu Thränen über Jeruſalem gepredigt zu werden pflegt. „Ich ging in die Kirche, um mich ruhig zu ſammeln und hörte eine vortreffliche Predigt von Marheineke, grade über Jeruſalem und was ihm Chriſtus für ein Schickſal prophezeite, und wie er darüber weinte. Er ſchloß auch mit den Worten: o daß nur jetzt der Heiland nicht weinen möge vor unſern Mauern, und mahnte uns zur frühen Bußfertigkeit und zur dauernden, damit das Unglück von uns gewendet werde. Ja, wohl ſollten wir beten!“ In denſelben Tagen hatte der alte Jänicke in Berlin ein Gebetsheer organiſiert, das Tag und Nacht nicht abließ, bis der Sieg kam. Am Schlachttag von

Großbeeren (23. Auguſt) ſitzt die Prinzeß an der Wiege und ſingt ihrem Adalbert einen Schlachtgeſang, in den ſie die Namen aller Generäle einflicht, die heute im Kampfe ſtehen. Und am 24. Aug. beim Erwachen tönt ihr die Freudenkunde von Bülows und Tauentziens Sieg entgegen. „Wie glücklich ſind wir, daß der Kelch ſo vorübergegangen iſt. Herr Gott, dich loben wir!“ Bald kam auch die Kunde von Blüchers Sieg an der Katzbach. „Traumhaft, herrlich fängt es an zu gehen, es ſtürzt alles über dem Tyrannen zuſammen, alle ſeine eigenen Gebäude, ſeine Stunde muß gekommen ſein.“ Merkwürdig iſt die Übereinſtimmung im Urtheil der Prinzeß über Moreaus Tod mit dem, was Arndt darüber ſagt. Dieſer rechnet den frühen Tod des franzöſiſchen Generals, der den Deutſchen zu Hülfe gekommen, unter die „fünf oder ſechs Wunder Gottes,“ die zur Befreiung Deutſchlands geſchahen. Er ſieht es als eine Gnade Gottes an, daß der Schein verſchwand, als ob Napoleon nur durch einen Franzoſen hätte beſiegt werden können. Und die Prinzeſſin ſchreibt: „Ich habe weinen müſſen um den Unbekannten — welch Geſchick! Auf ihn baute die Welt — ich baute allein auf Gottes Willen, auf keinen Menſchen nicht. Aber wie fällt es mir dennoch auf, zu ſehen, wie unaufhaltſam das Schickſal waltet über den Einzelnen wie in der Welt — wie der Bach fließt über die Kieſel unter ihm, ſo das Schickſal über Menſchen, Geſchlechter, Welt, Zeit und Jahrhundert — da ſtehen denn die Menſchen verwundert, daß ſie ſich geirrt haben in ihren kurzſichtigen Berechnungen — und nun fangen ſie aufs Neue zu rechnen an, um ſich zu irren bis ans Ende — das Schickſal bleibt kalt und eiſern, keine Thräne, keine Verzweiflung, kein Dulden, keine Ergebung rührt es — aber Gott wird uns in ſeine Arme ſchließen, wenn wir zu ihm kommen, dorthin, wo des Schickſals düſtrer Lauf wird aufgehört haben. Ach, wie wohl wird dem zertretenen Herzen werden!“ Ihr Gemahl ſchrieb ihr

über dieſen Tod: Gott wolle ſich ſelbſt recht offenbaren in dieſem Streit als der einzig Gewaltige und deßhalb würden die Werkzeuge zerſtört, auf die wir am meiſten gehofft, darum ſei Scharnhorſt nicht mehr und Moreau gelähmt. „Er will, fügt ſie hinzu, und dazu braucht es der Kunſt der Menſchen nicht. Daß Er würde wollen, ſtand auch felſenfeſt in mir, dieß Mal.“ Ende September hatte ſie die Freude, ihren Gemahl auf ein Paar Tage bei ſich zu ſehen. Von ihrer innerſten Stimmung giebt die Äußerung Zeugniß: „Seit drei Monaten leide ich am Huſten ſo arg, daß ich manchmal an die Auszehrung denke, aber recht heiter denke ich daran, ſogar lächelnd.“ Und am Abend vor ihrem achtundzwanzigſten Geburtstag: „Gott, mache mich nur gut für deinen Himmel, dann iſt alles noch freudig zum Ende. Gott, noch eine Bitte: geſegne meine Lieben und erhalte ſie meinen Eltern alle, o gebe der Menſchheit bald Freiheit und den goldnen Frieden! Amen. Der Mond ſcheint ſchön, ach, meine Seele iſt niedergeſchlagen und ſehr betrübt!“ Aus ſolcher Stimmung ward ſie dann durch die Noth der Zeit wieder mitten ins thätige Leben hineingeriſſen. Am 19. October ward auf ihrer Treppe ein Kind gefunden, erſt drei Wochen alt; der Vater, ein preußiſcher Lieutenant, war im Kriege gefallen, die Mutter aus Gram geſtorben, die Pflegerin fühlte ſich der Sorge nicht gewachſen und übergab das Kind der Prinzeſſin. Sie ſorgte für das Kind als Mutter, wie wir ſpäter erzählen werden. Während die Prinzeſſin mit demſelben beſchäftigt war, kam die große Siegesbotſchaft von Leipzig. „Ein großer Tag, die Stadt iſt illuminiert, die Luft erfüllt das Freudengeſchrei des Volks, ein unaufhörliches Schießen begleitet das Vivatrufen. — Gott hat glorreich geſiegt. — 500,000 Menſchen ſtanden da unter dem Donner von 2000 Kanonen. Wer mag da noch leben? Ich kann nur weinen, freuen kann ich mich nicht. — O meine

Sechs hat Gott auch beſchützt. — Ich möchte beten, aber mein Kopf, meine Nerven ſind mir zu angegriffen.“ Und Tags darauf bei der Schilderung des fortdauernden Jubels: „Ich ſah nie ſo etwas, das Rufen ſtieg zum Himmel, ich weinte und dachte: Teutſchland, ach Teutſchland iſt befreit! Lebte doch die Königin noch! Wie wird Leopold herablächeln!“ Dem Einzug des Königs konnte ſie nur verſtohlen zuſehen, weil ſie ernſtlich unwohl war. Er kam zu der Kranken. Sie ſprachen von der Königin, der König weinte wie in den erſten Wochen nach ihrem Tod und ſagte, er könne nichts mehr genießen, es wär' ihm alles zerriſſen. Dann lobte er die tapfern Brüder der Prinzeß.

Nun Deutſchlands Freiheit ſo herrlich tagte, wird der Ton der Briefe auch freier, welche ſie nach Homburg ſchreibt. „Vielgeliebte Mama,“ ſo heißt es am 10. November, „welch Glück nach ſo langer Zeit mich mit Ihnen einmal wieder zu unterhalten! . . . Deutſchland iſt befreit, ich bin überzeugt, Sie ſind auch glücklich darüber, liebe Mama. Ich denke auch, daß es Ihnen Freude machen wird, die Preußen wieder zu ſehen, wenigſtens hatten Sie ſonſt ſie gerne und jetzt verdienen ſie wirklich Ihre Achtung durch den ſchönen Patriotismus und die ausgezeichnete Tapferkeit, die ſie bei jeder Gelegenheit entfaltet haben. — Sie wiſſen, liebe Mama, daß die Sächſiſchen Majeſtäten hier grade unter meinen Zimmern wohnen — es bereitet mir großen Kummer, ſie in dieſer Lage zu ſehen. Auch ſind ſie ſelbſt ſehr niedergeſchlagen.“ Voller klingt der Jubelton der jungen Freiheit in dem Brief an den Vater von demſelben Tage. Nur der Gedanke an den Bruder Leopold ſtimmt ihn herab. „Wie wollte ich es Ihnen wünſchen, theurer Vater, mit Ihrem ächten teutſchen Sinn, daß Sie dieſe endliche Befreiung doch ganz fühlen könnten, ich muß immer daran denken, denn nicht um mich freue ich mich der herrlichen Begebenheiten, immer nur um Ihretwillen, aber freilich für Sie iſt nun auch die

reine Freude vorüber, noch vor 6 Monathen wäre es da geſchehen, gewiß Sie wären ſelig geweſen vor allen Teutſchen — denn Sie hatten ja vor allen am tiefſten Teutſchlands Schmach und Unterdrückung empfunden und beweint. Das iſt nun auch vorbei — ich begreife es oft nicht, daß auch der vollkommenſte Menſch auf dieſer Erde doch nichts vollkommen genießen ſoll — aber ich wußte es doch, daß es ſo kommen würde in Teutſchland nachdem Er gefallen war ein Abelsopfer — feſt vertraute ich darauf ſeit dem Tag. Wie wird er lächeln unter den Engeln, wenn er ſeine liebſten Wünſche wird erfüllt ſehn — rein genießt er dieſe Freude entfernt von allem, was uns das vollkommen reine doch verhindert — Ach! ihm iſt ſo wohl — Gottlob daß er geſtorben iſt! ... Welch herrliche Empfindung, einmal wieder nach Jahren der Sclaverey ſprechen zu können wie es einem ums Herz iſt. — Wie werden es meine geliebten Rheinländer machen, Gott gebe ihnen die patriotiſche Begeiſterung die jetzt Preußen beſeelt. — Vielleicht komme ich künftiges Jahr zu Ihnen, wenn der alte Rhein wieder unſer iſt. Emil*) der Gefangene, kommt oft zu mir, ich tröſte ihn, ſo viel ich kann, denn er wird ſehr angefeindet, ich hoffe gewiß mit Unrecht. Durchſchauen kann ich ihn zwar nicht, aber ich nehme eifrig ſeine Parthei, ſo daß ich hier ſchon ſehr für ſeine Vertheidigerin gelte. Ich ſammle gern feurige Kohlen auf ſein Haupt — und denke vielleicht iſt auch das von einem kleinen Nutzen für die Zukunft. — Ein Landsmann iſt doch in der Ferne ein anziehendes Weſen, ich freue mich immer ihn zu ſehn, die Ausſprache zu hören und von alten Fluchtreiſegeſchichtchen mich mit ihm zu unterhalten."

Zwei Brüder der Prinzeß, der Erbprinz Friedrich, der als Öſterreichiſcher und der Prinz Ludwig, der als Preußiſcher

*) Prinz Emil von Heſſen-Darmſtadt war bei Leipzig gefangen worden.

General in der Schlacht bei Leipzig mitgekämpft, lagen verwundet in Dessau, wo die Erbprinzeß Amelia, ihre Schwester, sie pflegte. Die Prinzeß Marianne begab sich im November gleichfalls dahin. „Wie weggeblasen" war ihr bösartiger Husten schon durch den Entschluß, nach Dessau zu reisen. Da auch die Schwestern aus Rudolstadt herüberkamen, so waren sechs Geschwister beisammen. Die Gedanken flogen gerne nach Homburg, wo mittlerweile die andern Brüder auf ihrem Zug mit dem siegreichen Heer die Eltern begrüßt hatten. Prinz Philipp war zum General-Gouverneur für das Großherzogthum Frankfurt ernannt worden. Auch Prinz Wilhelm war in Homburg gewesen. Freier als sonst bespricht die Prinzeß nun auch vor der Mutter die politische Lage (25. November): „Ich sehe mit großer Befriedigung durch Ihren Brief, liebe Mama, daß Sie große Freude am Wiedersehen unsrer tapfern Truppen gehabt haben — das giebt mir die Überzeugung, daß Sie mit der Sache, die sie verfochten, ganz zufrieden sind und daß Sie den großen Mann, der so viele Unglückliche gemacht, aufgegeben haben. Wie seltsam erscheint es, daß man nach so vielen Jahren einmal schreiben kann, was man will — das wird Ihnen, die Sie in allen Dingen die Freiheit lieben, auch Freude machen. . . . Sie haben mir zum erstenmal Einiges in Ihrem Brief auf Deutsch geschrieben, das hat mich besonders überrascht und mir den Gedanken gebracht, daß Sie „die teutsche Sache" mehr als sonst auf dem Herzen haben, und es ist so natürlich, weil Leopold, den Sie so liebten, für diese Sache gestorben ist." Nachdem die Prinzeß „die gottselige Geschwisterliebe" in vollen Zügen genossen, kehrte sie im December nach Berlin zurück.

Das neue Jahr brach unter glücklichen Zeichen für Deutschland an. Die Prinzeß schrieb am Sylvesterabend in ihr Tagebuch: „Hier bin ich, wie schon oft an diesem ernsten Tag, — aber noch nie fehlte mir heut unter den Geschwistern ein theures

Haupt, wenn ich ſie liebend überzählte, ſie Gott empfahl und mich ihrer Liebe — aber heute fehlt mein Leopold mir! — Zum erſten Mal, ſeid Fried Thaſſilo im Dom liegt, betrat ich dieſen Ort wieder, wie feierlich waren mir dieſe Hallen! es ward ein Gebet gehalten, über Gottes Hand über uns in dieſem großem Jahr, — ich habe mich recht ausweinen können, denn zu wem mehr, als zu mir konnte er ſprechen! — Mein Vater im Himmel, wache ſchützend über meine Eltern, Wilhelm, Geſchwiſtern, Kind, Freundinnen und Freunden und mache mich denen allen ſtets würdiger. — Könnte ich doch beim Rückblick wirklich ſagen, daß ich mich gebeſſert hätte in dem Jahre, aber ich kann das wohl nicht? — Ich fühl's, daß ich leichter gut werden würde in meinem Element, einer ſchönen Natur und entfernt vom Hofleben — ach, wie ſehne ich mich darnach! — Allmächtiger Gott, gebe der Welt ein Jahr 1813 noch einmal glorreich beendet, beſchloſſen in dieſem 1814ten Jahre, — wie thut mir das Scheiden ſo leid von jedem Jahr und dies war doch ein trauriges für mich! — Lebwohl 1813 — jetzt ſchreibe ich an Wilhelm. Heut bekam ich einen Brief von ihm aus Wiesbaden, Gott ſegne ihn ewiglich. Amen! — Amen!"

In der Nacht, in welcher das Jahr 1813 den Reſt der Kriegsarbeit dem Jahr 1814 auftrug, war Blüchers Heer bei Caub über den Rhein gegangen, mit demſelben auch Prinz Wilhelm. Für die Prinzeß wurden auch durch dieß Ereigniß wehmüthige Erinnerungen geweckt: auf der Pfalz, von welcher aus der Prinz den Übergang ſeiner Brigade. beobachtete, hatte ſie noch 1812 den Gemahl mit Bruder Leopold ſtehen ſehen! In ihr Leben, das ſie mitten in der Reſidenz gern ſtille führte, griff um dieſe Zeit der Beſuch der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, als dieſelbe auf dem Wege zu ihrer badiſchen Heimath war, erregend ein. Es iſt jene Fürſtin aus deutſchem Stamme, der Schenkendorf einen edlen hohen Beruf an der

Seite des ruſſiſchen Herrſchers in einem ſchönen Liede zuerkannte:

Hohes Amt hat aufgetragen
Dir dein deutſches Vaterland,
Selges Loos von fernen Tagen,
Fürſtin liegt in deiner Hand.

Wenn dein Ritter, dem in Kriegen
Wie im Rath ein Lorbeer ſprießt,
Nach den fernen langen Zügen
Deine Schönheit fröhlich grüßt:

Lab' ihn dann mit neuer Stärke,
Schenk' ihm ſüßen Heldenwein,
Daß noch viel der Gotteswerke
Durch ſein gutes Schwert gedeihn.

Laß ihn Deutſchlands Kraft und Milde,
Deutſchlands Glauben, Deutſchlands Treu
Schauen in dem ſchönſten Bilde
Sich zur Seite jung und neu!

Der Prinzeß, als der erſten Frau am Preußiſchen Hof, kam es zu, die Kaiſerin zu empfangen. Sie klagt am Tag vor der Ankunft (21. Januar) über ein Kopfleiden und über die Unruhe, die ihr die Vorbereitung des Empfangs verurſachte. Der König, weit entfernt von Berlin bei ſeinem Heere, hatte keine Anordnungen getroffen. Jeder kam zu der Prinzeß um ſich Befehle zu holen. Die Kaiſerin, ohne es ſelbſt zu ahnen, hatte der Preußiſchen Gaſtlichkeit Schwierigkeiten gemacht, indem ſie öfter an den Orten, wo ihr die Herberge bereitet war, nicht übernachtete und ſolche Orte, die ſich nicht gerüſtet hatten, zur Unterkunft für die Nacht wählte. So zog ſie durch das ſchöne Frankfurt an der Oder hindurch, um in dem weniger wirthlichen Münchenberg ihr Haupt niederzulegen. „Trotzdem freue ich mich unendlich, ſie zu ſehen. Ich liebe ſonſt nicht die

Ankunft vornehmer Persönlichkeiten, morgen aber mache ich eine Ausnahme. Ich werde ihr auf der Treppe entgegengehn und ihr meine Nichte vorstellen. Ich werde rothen und goldnen Sammet anhaben." Tagebuch und Brief berichten, daß der hohe Besuch sehr gut ausgefallen ist und daß der warme Ton und Hauch der Menschlichkeit stärker war, als die steife Form und Sprache der Etikette. Die Prinzeß vertraute am 25. Januar dem Tagebuch diesen Bericht an: „Seit 5 diesen Nachmittag ist die Kaiserin Elisabeth abgereist — wie anders ist es mir nun, wenn ich den geliebten Namen nenne: sie war mir immer theuer schon in der Idee und jetzt ist sie mir eine Herzensfreundin geworden. Sonnabend den 22. kam sie, nachdem wir sie vom 12. an erwartet hatten — das Geläute der Glocken, der Donner der Kanonen, der Jubel des Volks verkündeten ihre Annäherung; mir war wohl ein wenig bange wegen meiner ersten Rolle und sehr verlegen, aber gleich als ich sie auf der Treppe sah, da wurde mir schon wohler — Karlchen (des Königs Sohn) führte sie auf der einen Seite, sie ich auf der andern. Am 23. kam sie zu mir, gab sich viel mit dem Kleinen ab, der so zutraulich gleich mit ihr war. Bei mir war sie im Negligé, zu den andern fuhr sie im Staat, auch zu dem König von Sachsen, der gleich Abends bei ihr war nebst Familie. Am 24. auf ihren eigentlichen Geburtstag fuhren wir mit Amalie allein nach Charlottenburg, besahen der Königin Zimmer und dann ihr Monument — wie tief mich das erschüttert hat läßt sich denken — noch dazu war ich nicht im Monument gewesen, seit sie selbst darin liegt — ich war jenen 12. April mit den Brüdern nur da gewesen — so feierlich war es uns allen. Daß sie wirklich da lag, war mir so unbegreiflich!" Der Bericht über den hohen Besuch schließt mit dem Seufzer: „Ach, wäre sie doch keine Kaiserin, damit die Hofqual wegfiele um sie herum, die sie nachschleppt wie eine Last!" An die

Mutter lautet der Bericht: „Seit zwei Stunden ist die Kaiserin abgereist, ich habe sie mit vielem Bedauern abreisen sehn — welche entzückende Frau, nie hab' ich eine so liebenswürdige Person gesehen, wie sie ist und dabei ist sie so gut und sanft und bescheiden, nein, sie ist ein Engel, ich liebe sie wie eine Freundin. Wir waren den ganzen Tag zusammen, die 3 Tage, die sie hier zugebracht hat."

Wie der Kaiserin Besuch, so spricht die Wirksamkeit der Männer deutschen Geistes aus dem Tagebuch: „29. Heute ist Fichte gestorben an der Epidemie. Diesen Abend begannen unsre Vorlesungen von Delbrück beim Kinderthee. Morgen tritt Delbrück zum erstenmal seit 13 Jahren wieder auf die Kanzel (eine schöne Rede hat er gehalten, aber noch nicht Predigt). 4. Februar. Noch immer lebt man in Spannung, längst spricht man, es müsse bei Chalons (auf Attilas Feldern) was vorgefallen sein, aber noch weiß man nichts, die späten Nachrichten sind schrecklich! — Ich las vorhin von Arndt, der so kräftig spricht, über den Rhein, Deutschlands Strom, was ich sehr gut fand." Und wie der vaterländische Geist, den die Männer weckten, auch die Kinder schon anhauchte, davon übergiebt sie diesen Zug dem Tagebuch: „Man erzählte von einem fünfjährigen Kinde, was am Tage, wo die Nachricht der Schlacht von Leipzig gekommen war, betete: Gott, ich danke dir, daß die Preußen die Franzosen geschlagen haben, mach doch, daß sie sie alle todtschlagen, dann, lieber Gott, bekommst du auch das eiserne Kreuz!" — Während die Prinzeß auf Nachrichten vom Kriegsschauplatz harrt, thut sie stille ihre Pflicht an dem eigenen Kinde und den Königlichen Kindern, von denen sich namentlich Charlotte, die nachmalige Kaiserin von Rußland, an ihre „Herzenstante" innig anschließt. Die Frage, was dazu gehöre, daß man in den Himmel komme — nur ein gutes, thätiges Herz, oder auch allerlei Wissen, bespricht sie mit den Damen

bei Tiſch. Die intereſſante Bekanntſchaft des Predigers Theremin macht ſie auf einem Kinderball. Gern kommt ſie im Briefwechſel mit der Mutter auf Napoleon zurück: „Ich hatte große Freude, liebe Mama, da ich aus Ihrem Brief erſah, wie Sie jetzt über Napoleon denken. Gewiß iſt's ein ganz andres Ding, den Franzoſen wohlzuwollen, ich intereſſiere mich auch immer für ſie, denn ſie ſind ein tapfres Volk, aber ihn ſelbſt, den Tyrannen, hat Gott gedemüthigt. Das iſt ein großes Beiſpiel, das Gott noch dadurch der Welt gegeben hat." Dann wendet ſie ſich zu der Frage, wie ſich Heſſen-Darmſtadt benehmen wird, deſſen Truppen nunmehr unter dem Oberbefehl ihres Bruders Philipp geſtellt waren. „Was ſagt man denn in Darmſtadt, daß Philipp ſeine Truppen befehligt? Ich fürchte, der Großherzog wird namentlich wegen Emils ärgerlich ſein — wenn er nur ſeinen Sohn nicht abhält, dieſen Krieg mitzumachen — ſonſt iſt er in der Meinung der Welt verloren, die ſchon nicht ſehr zu ſeinen Gunſten geſtimmt iſt. Ich habe hier immer treulich ſeinen Ritter gemacht — aber wenn er in dieſem Augenblick ruhig in Darmſtadt bleibt, gebe ich ihn auf. Er hat mir noch vor ſeiner Abreiſe geſchrieben, wie er ſich der Meinung, die ich von ihm hatte, würdig erweiſen wolle und daß ich ſehen ſolle, daß er ſich als ächter deutſcher Prinz benehmen werde." Der Prinz war in der That mit gegen Napoleon gezogen, in deſſen großer Gunſt er ſonſt geſtanden und hat unter deutſcher Fahne ſeine ſoldatiſchen Fähigkeiten neu erwieſen. Und der Krieg ſchritt voran. Am 14. Februar dankt die Prinzeß Gott für Blüchers Sieg bei Brienne, wo Napoleon einſt auf der Kriegsſchule geweſen. „Dieſer große General, der an dieſem Orte erzogen iſt, der darum jeden Weg und jeden Bach in dieſer Gegend kannte — er iſt dort geſchlagen worden. Welcher Ruhm für die Verbündeten! oder vielmehr welche Gnade Gottes, denn nur, weil es ſein Wille war, waren wir ſiegreich." Der Sieg

bei Brienne (29. Januar) war nicht von großem Belang. Auch der glänzendere von la Rothière (1. Februar) ſchlug nicht durch. Um die Mitte des Februar hatte Napoleon ſogar große Vortheile gewonnen und fühlte ſich aufs neue ſicher auf ſeinem Throne. Die Friedensverhandlungen von Chatillon begannen. Sie währten bis 19. März. Endlich ging es wieder voran. Dieſe Wechſelfälle ſpiegeln ſich in den Aufzeichnungen der Prinzeß. Am 1. März: „Man ſagt, daß die Friedenspräliminarien unterzeichnet wären und ich habe die Eitelkeit — iſt das Vermeſſenheit, mein Gott? — zu wünſchen, man ſolle erſt Frieden ſchließen, wenn man Paris genommen hat zur Satisfaction aller Völker — um das Werk zu krönen, dünkt mir, und die Franzoſen zu demüthigen, die in alle Hauptſtädte Europas faſt eingedrungen ſind. 10. März. Endlich hört man in ſpäter Nacht einmal wieder das freudige Schreien eines Extrablattes. Am 27. Februar war ein glückliches Gefecht bei Bar ſur Aube und noch glücklicher war eine Seitenbewegung Blüchers, durch welche er nach Meaux dem Napoleon zuvorgekommen iſt — ſo daß er vielleicht ſchon in Paris iſt. Gott behüte meine Lieben in dem Ort! So führt Gott dieſen heiligen Krieg, wir werden geſchlagen, damit Napoleons Uebermuth wieder ſteigt und er nimmt den angebotenen, ſchon unterzeichneten Frieden nicht an und der Congreß von Chatillon ſur Seine ſoll auseinandergehen — nun ſiegen wir und erlangen wohl das Ziel. — 20. Ich bin ſo froh, ſo glücklich heute, wie recht lange nicht — geſtern kam die officielle Nachricht einer Schlacht bei Laon vom 9. und dieſen Abend kommt mir die Beſtätigung durch Wilhelm ſelbſt. Er ſchrieb am 11., ſeit 4 Wochen hatt' ich keinen Brief von ihm und nun einen ſo herrlichen und nicht die hohe Freude, ihn geſund zu wiſſen, allein beglückt mich heute, nein, auch ſeine Gott vertrauende Sprache, die vorzüglich einem Soldaten geziemt. Grauſend beſchreibt er mir, wie er in der Nacht vom

9. das brennende Dorf Athis mit Sturm genommen hat und noch eine Höhe mit Bäumen dazu. — Wie heiter und Gott dankend geh ich heute zu Bett! Gott beschütze dich ferner, dich und die Brüder!“ Als dann Yorks Schlachtbericht kommt, so jubelt sie, daß dem Prinzen Wilhelm darin vor allem die Ehre des Tages zugeschrieben wird. Während sie aber den Helden zujauchzt, findet sie die Friedensstimmung im Hauptquartier vor der Einnahme von Paris erbärmlich. Dann wieder ein Zeugniß stiller Einkehr ins Innere. Sie schreibt der Mutter: „So oft fügt es sich, daß ich Ihnen, vielgeliebte Mama, schreibe, wenn ich Sonntags aus der Kirche komme, das ist auch heute der Fall. Schleiermacher, der so berühmt ist, hat heute vollkommen gut gepredigt, sonst liebte ich seine Predigtweise nicht so sehr, aber seit einem Jahr hat er seine Weise sich auszudrücken ganz geändert, so daß ich ihn jetzt sehr gerne predigen höre. Er hat über den Text gepredigt: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun, er hat uns dabei ermahnt, auch in diesem Augenblick unsern Feinden zu verzeihen und besonders gut, wie mir schien, war eine Stelle: den tapfersten Widerstand ohne Haß den verblendeten, die in der Sünde wandeln, die nicht wissen, was sie thun.“ Auf dem Heimweg von der Kirche kommt sie auf dem Gensdarmen-Markt gerade zur Parade der Reservisten von der Cavallerie. Der General bittet um die Erlaubniß, ihr die Parade vorführen zu dürfen. Wieder ein Wort aus ihrem innern Leben hören wir. „29. Am heutigen Tag lese ich immer meine Confirmations-Acte durch — nun sind es schon 13 Jahre — o Gott, laß mich dir immer noch treuer werden, wie ich es bisher war — was ich dir doch so heilig schwur, an jenem Tage! — wäre doch nur dieses Glaubensbekenntniß nicht gar so kalt und modern abgefaßt — der arme Oberpfarrer lebte in einer solchen Zeit, daß er aus falscher Scham die Sache philosophischer aufsetzte,

als es wohl eigentlich seine innerste Meinung war... 3. April. Heut ist mein heiliger Sonntag Palmarum, mein Einsegnungstag fiel auf denselben. Delbrück predigte so sehr gut über den Text: „der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach, wachet und betet", vom Gebet sprach er überzeugend und eindringlich.— Zuletzt sprach Delbrück so rührend von den Gefallenen in diesem Jahr, und wie wir am Charfreitag nun besser bei unsern Thränen den Schmerz Marias verstehen würden, wie sie unter dem Kreuz geweint. — Ach! zwei Lieben sind mir seit dem vorigen Charfreitag zu Christo vorgeeilt. — Freitag geh ich zum Abendmahl. Wenn ich heute so hinausseh e ins Mondenlicht, so ganz ruhig — da denke ich so still für mich — wie lange wird es wohl hier noch mit mir dauern, bis es vorbei ist mit dem wechselnden Leben hienieden? 8. nach dem Abendmahl. Recht in mich gekehrt, still im Gemüth feierte ich dein Gedächtniß, großer Meister und Heiland, laß mich die Erinnerung stets daran stärken in allem Guten, Kraft geben zu den Gelübden, die ich dir heute that. Nur ein Gedanke störte mich manchmal, doch ich weiß, du verzeihst mir, der Gedanke an Leopold. — Wie wohl thut mir die Gesammeltheit solcher Tage!"

Auf die bußfertige Stille des Karfreitags folgte dann heller Osterjubel. „10. April, Ostertag. 12 Uhr Mittags. Wieder Sonntag — eine Sonntagsnachricht!!! Welch herrliches Osterfest — erweckt wurde ich mit der Nachricht der Einnahme von Paris! — Die Monarchen sind 31. März eingezogen nach einer Schlacht am 30. beim Montmartre, der Senat ist entgegengekommen, alles rief vive le Roi, à bas l'Empereur! So wird auch gleich eine Proclamation erlassen, daß man nichts mehr mit ihm zu thun haben wollte. — Das war die rechte Sprache. So hoffe ich wird es noch ein großes Versöhnungsfest werden und die Franzosen selbst werden noch mit uns ziehen — auf daß allen recht geschehe, keiner ver-

ſchmäht würde, in ſo heiliger Zeit. Schon ſeit mehreren Tagen heißt es, daß Napoleon gen Nancy iſt mit 70,000 Mann. Frau von L'Eſtocq kam zu mir ans Bett mit der Nachricht — ſo ſtand ſie am Tage der Nachricht von Großgörſchen auch da — das war mein erſter Gedanke! Ach, Leopold! — Es wurden Kanonen gelöſt, da erſcholl der Jubel des Volks, wie drang mirs ans Herz — die Thränen rollten mir herab! W. A. ſagte: Papa wohnt in Paris! Nun gings in die Nicolai-Kirche — wie freundlich waren alle Geſichter auf den Straßen und dort ward wie jeden Feſttag das Tedeum geſungen, wie wohl thaten mir die Thränen, die ich dort fließen laſſen konnte für unausdrückbaren Dank gegen den Allmächtigen — das Chor der Vögelchen miſchte ſich unter das der Seraphim im Himmel und der beglückten frohen Menſchen hienieden im Tempel Gottes! Wie ſtimmte mein Oſtermorgengebet von der Auferſtehung und die Predigt, alles, alles zu der herrlichen Nachricht! Wie ſchön und warm ſcheint die Sonne und ich geh Frühſtücken in den Thiergarten mit den Königlichen Kindern, zur Tafel habe ich alle hieſigen Commandeure eingeladen — und Abends geh ich ins Opernhaus — ſolch ein Tag muß anders gemacht werden wie ein gewöhnlicher — hinaus aus der Einſamkeit treibt mich einmal die Freude, um mich mitzutheilen unter den Menſchen. Gott gebe mir bald Nachricht von den theuren Meinen! Herr Gott, wir danken dir, Herr Gott, wir loben dich! Amen. Ich bin ſo unruhig, ich kann nicht auf einem Fleck bleiben, ich muß wieder ans Fenſter. Abends 11 Uhr. Im Taumel ward der Tag hingebracht, gegen 6 Uhr kam Graf Wilhelm Schwerin als Courier mit den Poſtillons herein und zu mir herauf mit einem Briefe von meinem theuren, tapfern, heldenmüthigen Wilhelm, vom 30. aus dem Fauborg von Paris, er mit ſeiner Diviſion nahmen den Tag 17 Kanonen. Der König und die anderen Prinzen ſchrieben

alle noch den 30. aus Pantin, eine halbe Meile von Paris, welch doppelter Triumph für Wilhelm, so der allererste dort gewesen zu sein. Alles, was er schreibt, kann ich hier nicht hersetzen, die Nachwelt wird es ja ewig wissen und im Gedächtniß behalten. Die Franzosen jubelten ärger noch als man hier es that und wollten Nap. Bonapartes Statue schon herabreißen. Gott gebe nun gnädig bald den Frieden! . . 11. Gestern fiel es mir oft ein, wie Leopold und die Königin sich darüber freuen würden im Himmel, doch das wird ihnen gar nicht auffallen, nur auf der Welt dauert so etwas Jahrtausende, ehe man sich einmal so freuen kann wie gestern. — 13. Abends. Welchen Stoff zu unendlichem Nachdenken geben einem diese Zeiten, an alles das zu denken, was in einem Menschenalter sich gehäuft hat, was sonst Jahrtausende bedarf zur Reife — wir haben es selbst miterlebt, es ist kein Traum. — Ich klage nicht die Franzosen allein an (obgleich von ihnen es ausgegangen ist meist), ich behaupte, in alle Menschen unter allen Völkern war diese große Verirrung eingedrungen. Der Geist der damaligen Philosophie hat es hervorgebracht, die Unterdrückung der Könige in Frankreich gegen das Volk war der Vorwand — jetzt hat durchs Unglück die Welt eingesehen, daß ohne Religion keine Glückseligkeit bestehen kann und so ist denn alles wieder aufgelöst worden, was man falsch geordnet hatte. Gott selbst leitete das Ganze, die Herrscher der Völker wurden nur so mit hingezogen, das alles war sichtbar. — Man hielt es für unnöthig und tollkühn, nach Paris zu ziehen, wie anders wird das alles für die Nachwelt aussehen, wie wird man die Beharrlichkeit loben!“ Und nach einer Betrachtung, in der die Herstellung des alten Königshauses in Frankreich als versöhnende Politik gelobt wird: „wir sollen nun nicht halb helfen, sondern ganz, das heißt christlich demüthig, uns nicht stolz erheben, sonst werden unsre Siege uns

nichts helfen, mild wollen wir ſein gegen alle Menſchen, denn alle ſind uns gleich, ſind unſere Brüder.“ Am 15. fährt ſie fort: „Unſere Pferde vom Brandenburger Thor ſind ſchon unterwegs — welcher Jubel! — Der Pabſt iſt auch freigelaſſen nach Rom. Wie die franzöſiſchen Zeitungen nun von dem auch wieder reden, nachdem in der Revolutionszeit die Religion und die Geiſtlichkeit mit Füßen getreten wurde — kurz, es iſt, als wären dieſe 25 Jahre ausgelöſcht aus dem Buche der Weltgeſchichte. Eins ärgert mich doch, daß man mehr von dem Kaiſer Alexander und den Ruſſen ſprechen hört, weil der Kaiſer mehr das Talent hat de se faire valoir — denn das iſt doch ausgemacht, daß von der Elbe an die Preußen das Meiſte, ohne Vergleich, gethan haben, in dieſem heiligen Krieg. Hoffentlich wird es die Nachwelt anerkennen. 17. April, Sonntag. Welch ein Tag! Es iſt wirklich wahr, Napoleon iſt gefangen, hat ſelbſt dem Thron entſagt — und ſo recht klein, das hätte ich auch nicht gedacht — alles ſoll ihm recht ſein, was die Verbündeten wollen, — er kriegt Geld und kommt auf die Inſel Elba. Morgens war Tedeum im Dom mit Kanonendonner für Paris. Leider war Predigt und Muſik ſchlecht, alſo keine Erbauung, — der Text Pſ. 77, 14—16. Nachher holte ich die Königlichen Kinder ab zum Spazieren, da ſchreit mir zuerſt Carl entgegen: Friede, — und nun beſtätigt ſich eins nach dem andern. Eben geh ich in „Wilhelm Tell“, wo es verleſen wird. Die franzöſiſchen Marſchälle ſind ſchon angelangt und die franzöſiſchen Truppen werden als Verbündete angeſehn. Sogar der König und die Königin von Sachſen waren heut im Tedeum in der kath. Kirche. So iſt denn kein Feind mehr auf Erden, faſſen kann ich es noch nicht.“ In dieſer Zeit des Jubels hat ſie auch in Briefen an die Mutter nur deutſchen Jubel. „Berlin, den 18. April 14. Liebe Mama! Sie haben mir erlaubt, in Augenblicken, wo es

mir an Zeit zu sehr gebricht, Teutsch schreiben zu dürfen, so thue ich es heut, da gleich ein Courier geht und ich doch gern ein Wort über unsre gestrigen Nachrichten sagen möchte. — Also gestern, als wir eben das Te Deum beendet hatten, für den Einzug in Paris unter dem Donner der Kanonen, so kam ein courier mit der Nachricht der Entsagung des Throns durch Napoleon. Ich ging zum erstenmal wieder ins Schauspielhaus wo Wilhelm Tell von Schiller gegeben ward was so außerordentlich gut zu dem Ereigniß paßt — dieses ward uns vom Theater herab auch verlesen, Sie können sich nun denken liebe Mama, welch ein Lärm und welch Vivatrufen in dem Saal erscholl. Vorzüglich bei der Stelle des Stücks wo es heißt: „Frey sind die Trifften die Berge u. s. w. kein Tyrann ist mehr" das zu hören, worauf man so Jahre lang geharrt hatte — als wirklich an dem Tag die Nachricht eingetroffen war, kein Tyrann mehr — wirklich es erschien einem wie im Traum, fassen konnte man es noch nicht ganz. — Abends war wieder die Stadt erleuchtet und sogar der arme König von Sachsen that es auch wieder, so wie am Sonntag vor 8 Tagen als die Nachricht von Paris gekommen war. — Aber wie sonderbar erscheint mir das alles, wenn ich so zurück denke wie oft ich mich während dem Waffenstillstand mit Br. Louis stritt, der damals es unrecht fand von mir die Fortsetzung des Krieges zu wünschen — ich gab ihm dann immer zur Antwort „du sollst sehen wenn er fortgesetzt wird so gewinnt er ein herrliches Ende, denn Leopold kann nicht umsonst geopfert worden seyn für Teutschland, ja für die Welt! er das reine Opfer" und siehe da — er starb am Sontag Misericordias — und beinah jede gute Nachricht erfuhren wir hier auf Sontage — und diese welche wir als die letzte ansehen können, welche dem Werk die Krone aufgesetzt hat erfuhren wir gestern Sontags — und es ist der letzte, denn der künftige ist wieder der Sonntag Miseri-

cordias — alſo im Rund dieſes Jahres iſt das alles beendet worden — ſollte ich da nicht vor allem an Leopold dabey denken dürfen? Sagen Sie es doch auch an Papa — wenn er noch nicht ſchon daran gedacht hätte — doch er wird es wohl! Herrlicher konnte das Werk nicht beſchloſſen werden wie ſo, dahin reichten unſre kühnſten Erwartungen und Wünſche kaum: ein ſo langer Krieg beendet, ohne daß es nöthig wäre einen Frieden abzuſchließen, von ſelbſt, durch Gott vielmehr, iſt Freund und Feind verſöhnt ein Volk von Brüdern, jetzt da der einzige Ruheſtörer hinweggeſchafft iſt. — So mußte es auch kommen um alle Menſchen zu Gott zu wenden alleinig — dieſes große Verſöhnungsfeſt wie ſchön — wie eine zweite Erlöſung faſt. Ach! mögten es doch die Menſchen eingedenk bleiben ewiglich in frommem Sinn und Wandel, damit nicht umſonſt Gott ſich ihm ſichtbarlich offenbart habe — ſo recht faßlich in einem Menſchenalter — nach Jahrhunderten würden ſie es nicht ſo begriffen haben wie jetzt, da ſie es ſelbſt noch erlebt haben von Anfang bis zu Ende. So gnädig war der Allmächtige! — Adieu liebe geliebte Mama, es iſt die höchſte Zeit — ich küſſe die Hände. Marianne." Am andern Tag kann ſie dem tapfern, am 16. October bei Möckern verwundeten Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz, den Bruder der Königin Luiſe, der über Frankfurt a/M. nach dem Heere ging, einen Siegesgruß an den Vater mit geben. „Nun, lieber Papa," ſo ſchreibt ſie, nach dem ſie andres erzählt, „ſchreiben wollte ich eigentlich um Ihnen (ſo wie man es der ganzen Welt thun könnte) Glück zu wünſchen über Napoleons Sturz — es träumte mir heut Nacht, alle Menſchen die ſich auf der Straße begegneten, gäben ſich ernſt die Hand ſprechend „Napoleon iſt tod" — dieſes glorreiche End des großen heiligen Kampfes konnten doch die kühnſten Wünſche ſich nicht denken — ſo ein göttliches Ende — denn das iſt es die Menſchen würden ſo nimmermehr ge-

endet haben mit einer ſo allgemeinen Verſöhnung, ein geſchloſſener mörderiſcher Krieg, ohne daß es nöthig war einen Frieden zu ſchließen. Es hat ſich recht erwieſen wie das ganze Europa einen Sinn hatte — und nur verblendet war. — Jetzt hoffe ich ſoll es einmal wieder eine fromme Welt werden, denn das ganze war doch wohl nur ein Kampf der Religion mit der Philoſophie?“

Herrliche Zeit der Wundergnade Gottes. Die Träume der heißen Sehnſucht werden zu rettende Thaten und aus den Thaten ſprießen neue Träume frommer Hoffnung.

VIII.

Freude, Sorge, vollkommene Freude.

Eine reinere, höhere, lebendigere Freude läßt ſich für das Erdenleben kaum denken, als die Freude am Frieden und an der Freiheit des Vaterlandes nach blutigem Krieg und ſchwerer Bedrängniß. Wenn obendrein die Siegslieder zugleich mit dem Wiedererwachen der Sänger im Walde erſchallen, wenn die heimkehrenden Krieger mit jungem Eichenlaub ſich ſchmücken, wenn das ganze Land zum Feſt ſich in die ſchönſte Frühlingspracht gekleidet hat, wenn das junge Leben draußen als das Bild des keimkräftigen Volksthums erſcheint — dann gewinnt die Freude Flügel, mit denen ſie über das ganze deutſche Land hinfliegen möchte. Wir nehmen vom geliebten Vaterlande aufs Neue Beſitz. Was uns längſt gehörte, eignen wir uns bewußter, inniger, dankbarer, ſtolzer an: die Berge mit ihren Wäldern, die Thäler mit ihren Strömen, die Städte mit ihren Bauten, die Helden der Geſchichte, die Lieder des Volks, die Schöpfungen der Dichter, Sprache und Melodie, Glaube und Sitte. Wir haben ſolche Freude im Frühling 1871 empfunden. Ehe wir ſie ſelbſt erlebt, erweckte, was unſre Väter im Frühling 1814 erfahren, die Sehnſucht in uns, daß wir auch einmal mit dem vollen Gefühl der Kraft und des Siegs durch die deutſchen Gauen wandern und überall ſprechen dürften:

„das ist mein, denn es ist deutsch, und ich bin ein Deutscher!" Jener Freude an dem Frieden und der Freiheit des vielgeliebten, wunderschönen Vaterlandes hat nach dem ersten Einzug der Deutschen in Paris Schenkendorf in seinem „Frühlingsgruß an das Vaterland" einen das deutsche Herz immer wieder entzückenden Ausdruck gegeben.

Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit!
Wo die hohen Eichen sausen
Himmelhoch das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme sausen,
Alles das ist deutsches Land!

Alles ist in Grün gekleidet,
Alles strahlt in jungem Licht,
Anger, wo die Heerde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht.
Vaterland, in tausend Jahren
Ward dir solch ein Frühling kaum, —
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.

Auch die Prinzessin sehnte sich in dem Oden des Frühlings und der Freiheit das deutsche Land zu durchfahren und ihr geliebtes Homburg wieder zu besuchen. Sie hatte die beiden Kriegsjahre treulich in Berlin ausgehalten, war dem königlichen Hause, der Hauptstadt und dem Volke eine mütterliche Pflegerin gewesen. Zuletzt hatte sie der Kranken und Verwundeten sich angenommen und die Spitäler fleißig besucht. Ihr Gemahl war beim Heer. So fehlte ihr das Herz, mit dem sie sich am liebsten über Gottes Barmherzigkeit und ihr deutsches Glück ausgesprochen hätte. Wohin hätte ihre Sehn-

ſucht ſich inniger richten ſollen als nach ihren ſüddeutſchen Bergen, die wieder frei waren, nach ihrem elterlichen Schloſſe, von welchem aus das Land wieder landesväterlich regiert werden konnte, als nach den Eltern und Geſchwiſtern, mit denen ſie zehn Jahre des Leids getragen, mit denen ſie aufzujubeln begehrte? In den letzten Tagen des April berichtet ihr Tagebuch, wie ſie den Beſuch im Hospital als Pflicht übte und wie ſie den Beſuch Fouqués empfing, der ihr aus ſeinen Gedichten vorlas. Am 2. Mai, dem Tag von Großgörſchen, wo Prinz Leopold gefallen, ſchreibt ſie in tiefer Wehmuth: „So iſt denn dieſer Tag mir wieder angebrochen, wär' er doch ſchon durchlebt!“ Am 7. Mai empfängt ſie einen Brief aus Paris von dem Gemahl mit des Königs Erlaubniß zur Homburger Reiſe.

Am 12. Mai verließ ſie mit ihrem kleinen Fried Adalbert, begleitet vom Grafen von der Gröben und der Hofdame Edda von Kalb Berlin. Ihr Weg war ein Triumphzug, aber überall waren noch grauſige Spuren des Krieges zu ſehen. „Überall,“ ſo ſchreibt die Reiſende, „lagen todte Pferde, Kleidungsſtücke, Tſchakos, Helme, Patrontaſchen, Schuhe, Hemden u. ſ. w. und zu dem allen noch Todtenhügel überall, vorzüglich bei Hanau, verbrannte Häuſer, niedergeriſſene Zäune — kurz ohne Thränen konnte man nicht vorbei. Vor Buttler, dem beinahe ganz in Aſche liegenden, ſonſt ſo hübſchen Dörfchen, wird dies Elend noch ärger, und was mir beſonders auffiel, auf jeder Seite der Chauſſee ſieht man noch jetzt die Hufe der Pferde — die armen Menſchen, wie ſchrecklich muß dieſe Flucht geweſen ſein!“ In Deſſau feierte die Reiſende ihr Wiederſehen mit ihrer Schweſter Amalie. In Leipzig zeigte ihr der ruſſiſche Oberſt Brendel das Grimmaiſche Thor, an welchem ihr Bruder Louis geſtürmt hatte. Auch den Stein, der in der Pleiße an den ertrunkenen Fürſten Poniatowsky erinnert, ſah ſie. Über einen Theil des Schlachtfeldes fuhr ſie, dem Eindrucke des Lebens, das durch

das Sterben errungen wird, hingegeben. Nachdem sie in Weimar liebe Verwandte begrüßt, ward ihr in Erfurt ein Empfang bereitet, wie der Königin des Landes. Die Franzosen waren gerade am Morgen aus den Forts ausmarschiert, als die deutsche Fürstin ihren Einzug hielt. Das erhöhte den Jubel. Geschütz aus der jüngst befreiten Wittenberger Festung ließ seinen Donner hören, die große Glocke ihr Geläute. Eingeholt von dem General Dobschütz und seinem Gefolge fuhr sie durch die Soldaten der Garnison und den Landsturm hindurch, unter lautem Hurrah. Es fehlten nicht die weißgekleideten Jungfrauen, die ein Gedicht überreichten. Beim General waren zum Essen Offiziere, Beamte, Geistliche, Magistratspersonen. Von Erfurt dauerte das Ehrengeleite noch über Gotha und Eisenach hinaus. Es war aber der Reisenden herzlich wohl, als man von Berka an nicht mehr Notiz von ihr nahm. In Hanau trifft sie eine Schwester; ihre Schwägerin, die Kurprinzessin von Hessen, und die hessische Musik, das hessische Mahl gereichen ihr zur Herzensfreude. Wir müssen aus den eigenen Worten hören, wie die Liebe zur Heimath ihr ganzes Wesen wonnig und schmerzlich durchzittert. „Wie schön und voll kommt mir von neuem die alte Gegend vor — aber dennoch wie ich sie durchfuhr, war nur ein Gedanke in meiner Seele: ich fahre hin, wo Leopold in der Gruft liegt! — Heut vor zwei Jahren kam ich auch an und er traf mich in Bonames, wo wir auch schieden — ach, wie überfiels mich da! 30. Mai. 2. Pfingsttag. Gestern war ich in der Kirche, wo er ruht — was habe ich da empfunden! aber recht klar wurde mir auch dabei, daß er da nicht sein könne, daß er gewiß in der himmlischen Klarheit wohne, der geliebte Leopold!“ Die lebenden Brüder kamen Einer nach dem Andern in das Vaterhaus, es war ein rechtes Familienleben, in das Nachrichten aus der großen Politik und aus dem Kreise der fernen Angehörigen, so wie liebe Gäste

Anregung brachten. Der Friede mit Frankreich weckte Entrüſtung in der deutſchen Fürſtin wegen der unbegründeten Großmuth, welche den Franzoſen in demſelben erwieſen ward. Mit herzlicher Dankbarkeit erfuhr ſie, daß der König dem Prinzen und der Prinzeß als Anerkennung ihres Verhaltens Fiſchbach in Schleſien ſchenken wolle. Dann kam Stein, der Freund der Prinzeß. „Stein war da," ſchreibt ſie am 19. Juni, „wie freute mich ſein Anblick! Er liebt Deutſchland mehr als je, ſeit er in der Fremde war, und will auch nie wieder hinaus. Der Kaiſer von Rußland wollte, er ſollte was von ihm verlangen, er dankte dafür, daß er ihm ſo viel ſchon gegeben hätte und ihn hätte Zeuge ſein laſſen der Thaten, die er, der Kaiſer, mit gelenkt habe, und Naſſau mache ihn wohlhabend genug. Der Kaiſer ſagte hierauf, ſie wollten ſich ferner dann wenigſtens ſchreiben und er wolle ihm Aufträge geben." Arndt ſah ſie bald darauf in Frankfurt und freute ſich ſeiner köſtlichen Erzählungen. Dann kam Arndt mit Schenkendorf und Eichhorn nach Homburg. Endlich als alle fünf Brüder in der väterlichen Burg zuſammen waren, ward wie in den Tagen der Kindheit — eine Fahrt auf den Feldberg unternommen. Sie ſchreibt am 12. Juli: „Wir haben dieſe Nacht bivouaquirt oben auf dem Feldberg — es war gar grauſig und ſchön — trotz Sturm und Gewitter. Es macht mir gar viel Freude." — Dann fährt ſie fort: „Eben trennte ich mich mit ſchweren Thränen von den Sachen, die ich noch von Leopold hatte und die ich für Pflicht hielt, hier abzuliefern — ach die Schärpe zumal that mir ſo weh!" Und nachdem ſie ſich von den Zeichen der Erinnerung an den geliebten Todten getrennt hatte, mußte ſie bald auch von den Lebenden und der Heimath wieder ſcheiden.

Mitte Juli nahm die Prinzeß von Homburg wieder Abſchied. Am 18. Juli berichtet ſie der Mutter von Fulda aus vom erſten Reiſetag. Der Miniſter Hardenberg war immer

vor ihr hergefahren und in Fulda ſah ſie ihn vom Fenſter aus. Das Wetter war ſchlecht. Ihr Sonnenſchein war ihr Kind, dem ſie viel von der Großmutter und von Homburg erzählen mußte. Sie kam am 23. Juli in Berlin an. Ihr Gemahl, der ſchon am 21. eingetroffen war, erwartete ſie. Welch ein Wiederſehn! Die Bilder der Hoffnung, welche die dichteriſche Phantaſie in den letzten Jahren verkündigt hatten, waren Wirklichkeit geworden, und das Leben, wie es Deutſchland durchwogte, war durchaus dichteriſch. Fromme Ritterlichkeit — mit wie ergreifenden Liedern hatten ſie die Dichter der Befreiungskriege beſungen, Arndt, Schenkendorf, Fouqué, Körner, lauter Männer, die mit in den Krieg gezogen waren. Die Prinzeß, von dem Volk als das Urbild der deutſchen Fürſtin angeſehn, von Dichtern und Staatsmännern geprieſen und von den Kindern der Königsfamilie „Minnetroſt“ genannt, wie viel Anlaß hatte ſie, das Bild frommer Ritterlichkeit ſich vorzuhalten! Wenn ſie in den Dichtern und Geſchichtsſchreibern von den Helden alter Zeit las, kam ihr der ritterliche Gemahl in den Sinn. Und hatte ſie lange von ihm keine Kunde, ſo verſenkte ſie ſich wieder in Geſchichte und Poeſie, ob ihr da ſein Bildniß begegne. Und welch ein frommer Ritter war ihr Gemahl! Demüthig führte er im Frieden ſein Stillleben. Aber im Krieg für die Befreiung des Vaterlandes ſtand er ſeinen Mann. Der Prinz des königlichen Hauſes — wie freudig ordnete er den großen bewährten Heerführern ſich unter! Es war ihm eine Wonne: Blücher nach der Schlacht an der Katzbach das eiſerne Kreuz umzuhängen und nach der Schlacht bei Leipzig die Ernennung zum Feldmarſchall überbringen zu dürfen — und als 1814 York, unwillig über die Anordnungen des Blücherſchen Hauptquartiers, den Befehl niederlegen und das Heer verlaſſen wollte, da ſchrieb ihm der Prinz: „Als Ihr Mitbürger, als Ihr Unterfeldherr, als Enkel, Sohn und Bruder

Ihrer Könige beſchwöre ich Sie, Ihr Amt nicht niederzulegen.“ York blieb. Der Prinz konnte mehr als Botſchaften ausrichten: er kämpfte im Feuer. Bei Lützen verlor er im heißeſten Angriff ein Pferd unter dem Leibe, er vertheidigte im Gefecht von Chateau-Thierry (12. Februar 1814) bis zum ſpäten Abend die Brücke, über welche Sacken und York ihren Rückzug bewirkten, er entſchied, an der Spitze einer Diviſion, unter dem Kartätſchenhagel bei Athis die Schlacht von Laon (9. März 1814), auch vor Paris zeichnete er ſich aus. Und nun konnt' er heimkehren mit dem Siegeskranz! Und wen fand er? Eine Heldin der Geduld und der Arbeit, die als die erſte Frau des Vaterlandes des Heeres Rüſtung gefördert, die Verwundeten verbunden, die Kranken verpflegt, an der Spitze der Frauen geſtanden, wie der Gemahl an der Spitze der Männer, die den geliebten Gemahl gern für das Vaterland hatte ziehen laſſen, mit ihren Gebeten ihn begleitet, nun aber mit unausſprechlicher Wonne wieder empfing — eine wunderſchöne Frau, ſein heißgeliebtes Weib, den Knaben, der mittlerweile gelernt, den Vater fröhlich zu begrüßen, an der Hand! Welch ein Empfang!

Für kurze Zeit, bis der Prinz zum Wiener Congreß abreiſte, war das gemeinſame häusliche Leben in alter und neuer Lieblichkeit wieder hergeſtellt. Aber zum bloßen Stillleben war die Zeit zu groß, die Erregung des Volksgemüths zu gewaltig. Als die Prinzeß ein Paar Tage nach ihrer Heimkehr zum erſtenmal das Theater wieder beſuchte, ward ſie aufs lebhafteſte begrüßt, fürchtete aber, recht linkiſch in ihrer Verlegenheit geweſen zu ſein. Blücher wieder zu ſehen, iſt ihr große Freude. Sie iſt mit der Abwickelung der Frauenthätigkeit für die Pflege der Verwundeten und Kranken beſchäftigt. Und unter ſolchen Erlebniſſen naht das Friedensfeſt. „Der 7. Auguſt war der endlich erſchienene, der lang erſehnte Tag des Friedensfeſtes — der König zog ein mit den Garden, gleichſam als Repräſentanten der

Armee, ſo auch nur nahm der König den Empfang an, den 5. war er darum ſchon unverſehens einmal in die Stadt gefahren vorher. Vom Einzug hörte ich nur, ſah ihn nicht, weil wir ſchon gleich nach 8 Uhr früh auf der Tribüne warteten: im Luſtgarten verbunden mit der Tribüne war der Altar, wo die Geiſtlichkeit verſammelt war und noch eine Tribüne für die Civilbehörden. Der König und alle die ihm folgten, ſtanden vor der Geiſtlichkeit, leider verdeckte die uns den Anblick. Der Himmel war trübe, nur beim Gebet, nachdem einige Tropfen gefallen waren, erſchien leuchtend die Sonne über der tief gerührten frommen Verſammlung. Der Moment des Knieens wird mir unvergeßlich bleiben, ich hatte es mir längſt gewünſcht, öffentlich vor Gott es einmal thun zu dürfen, und hier that ichs mit 1000 gleichfühlenden Seelen, unter der freien Gottes Sonne, an einem ſo einzig herrlichen Tage — ich war auch ganz Anbetung und Entzückung. Es war dann großes Diner in der Bildergallerie, Abends Oper und eine ſehr prächtige Illumination, wie ich noch keine ſah, ich fuhr von 9—12 herum. Der König ritt dabei herum, er war recht vergnügt, hatte aber viel den Leuten die Freude verdorben, weil er alle Demonſtrationen verboten hatte für die Soldaten, ſo lang ſie unter dem Gewehr wären, die Ordnung des Marſches und ſeine Feierlichkeit haben, er nennt ſie geheiligte Perſonen unter den Waffen und findet das, wie es ſcheint, impoſanter, wenn es ſtill abgeht. Gegen Blücher war der König den Tag ſehr freundlich.“ Doch ſollte es auch den Soldaten nicht an der Anerkennung des Königs fehlen. „Am 15. war öffentliche Speiſung auf dem Luſtgarten und unter den Linden vom König veranſtaltet für die ruſſiſchen und preußiſchen Garden, wir fuhren überall hin, der König und alles ritt, ſtieg ab und mengte ſich unter die Soldaten, trank auf ihr Wohl mit ihnen, kurz, es war großer Jubel und Freude, ein ſchöner Anblick, wie Brüder näherten ſich die beiden Völker und zogen freund-

lich mit einander umher. Vom Schloßdach ſah ich ſie ſpäter recht fröhlich tanzen, es war zum wahren Volksfeſt geworden.“ Und Abends tanzte der Hof im Opernhauſe, es war am 15. Aug. Napoleons Geburtstag, und in demſelben Raum, wo man zuletzt zur Geburtsfeier des Königs von Rom pflichtſchuldigſt getanzt hatte. Wir ergänzen den Bericht des Tagebuches durch die Erzählung im Brief an die Mutter. Häusliches und Vaterländiſches verbindet ſich auch hier. Sie ſchreibt am 13. Auguſt. „Nach dem Mittagseſſen ſind wir ſehr oft in Schönhauſen geweſen. — Der Kleine ſpielt im Zimmer (mit dem kleinen Gröben), ich habe ihn gefragt, was ich Ihnen von ihm ſagen ſollte — Ein Compliment und dann hat er mit vielem Lachen hinzugefügt — und Ein Küßchen . . . Die Truppen zogen durch die feſtlich geſchmückte Stadt . . . Zum erſtenmal ward nun auch die Victoria auf dem Thor gezeigt, ſie war verdeckt bis dahin. Überall der Weg von Fahnen die mit guirlanden verbunden waren — dann die superben Trophäen, oben mit Friedensengel oder Siegesgöttinnen, es war gar ſchön!“ Dann ſchildert ſie in der Weiſe, wie wir es oben ſchon gehört, den Eindruck, den der Gottesdienſt im Freien auf ſie gemacht und ſchließt: „Es war ein recht heiliges Feſt — ſo oft mußte ich denken, wie das Leopold würde Freude gemacht haben.“ Sie entſchuldigt das Abbrechen ihres Briefes damit, daß Blücher heute bei ihnen ißt. Der Feldmarſchall, der bei aller Derbheit ſeines ſoldatiſchen Tons, gegen die Frauen ritterlich war, hatte für die Prinzeß die unbedingteſte Verehrung.

Einige Noth machte der Prinzeß der Luiſenorden, den der König geſtiftet. „Den 19. Auguſt. Heut brachte mir Hardenberg den Brief des Königs und die Urkunde des Luiſenordens. Der Brief iſt äußerſt ſchmeichelhaft für mich abgefaßt, es iſt die Rede darin vom Vorbild, das ich geweſen ſei in der Zeit u. ſ. w. In Charlottenburg, wo wir aßen, dankte ich ihm

dann so gut ich's ausdrücken konnte in der Verlegenheit, er war sehr freundlich." Am folgenden Tage schreibt sie: „Hedemann hat mir so viel vorgesprochen wegen dem Orden, so daß, wenn mehrere so darüber denken, mir die Sache recht verleidet ist. Er setzte so wahr auseinander, wie bei Frauen nur ein stilles Verdienst sein dürfe — kaum reden dürfte man von ihnen — und er hat wohl recht — ich mache mir so nichts daraus." Ja, die herrliche Frau machte sich nichts aus der Ehre vor den Menschen — davon giebt ein Wort des Tagebuchs rührendes Zeugniß. Am 26. August, dem Jahrestag der Schlacht an der Katzbach, hatten der Prinz und die Prinzeß den Helden von der Katzbach ein Festessen gegeben, zu welchem auch der König sich eingeladen hatte. Blücher haranguierte dabei, nachdem schon mancherlei Toaste gefallen waren, die Prinzeß selbst mit einer Lobrede unter des Königs Beifall. Am andern Tag fuhr der alte Held am anderen Orte im angeschlagenen Tone fort: „Im Hospital," so erzählt die Prinzeß, „hielt Blücher mir und den Damen Reden, darüber floßen Thränen und ich stand da, als sollt' ich confirmiert werden." Man spürt es allen ihren Äußerungen an, daß sie die Dinge am liebsten nicht persönlich nahm, sondern sachlich. Gern wäre sie in der Verborgenheit geblieben, aber um des Volks willen scheute sie die Öffentlichkeit nicht. Am 1. September heißt es im Tagebuch: „Heut war denn das Capitel (des Luisenordens), erst war mir's lächerlich, die Damen waren recht verlegen und wußten erst vor Feierlichkeit nichts herauszubringen, dann aber ging's. — Von allen Seiten aus Deutschland bekomm' ich anonyme Briefe, daß ich eine Nationaltracht einführen soll. — Bin ich denn Königin in Deutschland? ich weiß nicht was man will, an Becker in Gotha schrieb ich, durch dessen Hand ging ein Brief, um es abzulehnen und dagegen einen Rath, den mir Wilhelm gab, anzubieten, eine Art

von deutſchem Mode-Journal einzuführen, das würde das Fremde verbannen und die Gemüther vorbereiten und den Fabrikanten nicht ſchaden wie die einförmigen Trachten."

Am 18. September reiſte der Prinz zum Congreß nach Wien, wohin der öſterreichiſche Kaiſer ihn mit beſonderer Wärme eingeladen hatte. Die Prinzeß gönnt ihrem Gemahl, „die Hauptſtadt Deutſchlands in ihrem Glanze zu ſehn," fährt aber fort: „Gott weiß, wie lange der Congreß dauern wird. Ich rechne nicht darauf, den Prinzen vor Ende November wieder zu ſehen. Aber ich kann mich täuſchen .... Ich bin mit meinem „Großmeiſterthum" ſehr beſchäftigt .... Alle acht Tage lang bis heute war es nöthig, das Capitel zu verſammeln und Sie können ſich wohl vorſtellen, liebe Mutter, wie viel Intereſſe man da zu ſchonen hat, wie man verſtehen muß, gerecht zu ſein und wie viel Feinde man ſich machen wird, was mir beſonders außerordentlich unangenehm iſt." Ihr war es immer ſüß, aus künſtlichen Verhältniſſen in natürliche zurückzukehren. Auf einem Spaziergang trat ſie, von den Bewohnern freundlichſt eingeladen, in das neue Häuschen eines Windmüllers. „Ich ſaß lang da, ſo ſchreibt ſie, und ließ mir erzählen. So gerne bin ich und rede mit der Claſſe von Menſchen, ihre Nützlichkeit und Thätigkeit iſt es doch allein, die uns beſtehen macht. Wenn ich reich wäre, würde es meine größte Freude ſein, ſolchen Menſchen noch mehr aufzuhelfen — mit wenigem thun ſie ſo viel, wenden es nur zum Nöthigen an und doch macht ſie das ganz glücklich und nützlich für andre und brauchbare Glieder der menſchlichen Geſellſchaft. Hätte ich Geld gehabt, wie gerne hätte ich es ihnen zu einem Stalle gegeben, für Obſtbäume, das Häuschen zu beſchatten." Von ſolchen Spaziergängen heimgekehrt griff ſie ihr Lieblingsſtudium, die Geſchichte, wieder auf, ohne doch den öffentlichen Angelegenheiten und der Sorge für die mutterloſen königlichen Kinder ſich zu entziehen. „Vor einiger Zeit,"

ſo erzählt ſie, „lernte ich bei Gelegenheit des Ordens eine treffliche Frau kennen, die Wittwe Fichtes, wie einfach, würdig und klug iſt ſie, ich fühlte mich recht zu ihr hingezogen. — Der König genehmigt den neuen Plan für die Verſtümmelten und Blinden, da werde ich wieder mit zu thun haben, auch mit Zuſammenkünften, die des Capitels gehen noch immer fort und nun noch alle die Quadrillegeſchichten (zur Feier der zu erwartenden Anweſenheit des Kaiſers Alexander). Dabei können die Königlichen Kinder unſre Zuſammenkünfte auch nicht ſatt kriegen, alſo werden immer neue veranſtaltet, wo getollt wird; ich bin luſtig dabei, ſo daß ſie es alle aufheitert, — es iſt mir eine Erinnerung aus vergangenen Tagen. Sonſt paßte ich nicht mehr dazu, aber ſie haben mich ſo gerne dabei und das mehrt ihr Vertrauen."

Einmal haben die „Quadrillegeſchichten" doch auch eine Freude gebracht. „Die Prinzeß Radziwill," ſchreibt ſie am 21. October, „gab für dieſen Tag*) einen kleinen Ball, wo ſich etwas ſehr Außerordentliches begeben hat, denn ich, die ich nie in meinem Leben eine Quadrille getanzt habe, ich habe eine getanzt, rathen Sie mit wem? mit dem alten Blücher und galanter Weiſe hat er ſelbſt die Tour gemacht, wo der Tänzer vor ſeiner Dame auf die Kniee fällt. — Die Wiederkehr der Tage der Leipziger Schlacht iſt ſehr feierlich durch Gottesdienſte begangen worden, den 19. in den Kirchen, aber den 18. in freier Luft (wie Sie gewünſcht haben, liebe Mama, daß man es in unſern Gegenden mache) beim ſchönſten Wetter der Welt, an einem ſehr klaren, ja ſelbſt heißen Tag. In der Mitte des Vierecks der Truppen war ein ſehr hoher und ſchön geſchmückter Altar — wir andern, Damen und Prinzeſſen hatten unſern Platz auf einem grünen Teppich. Alle dieſe Menſchen fielen beim Gebet auf die Kniee, was die Seele ſehr erhob, dann ſang

*) Ihren Geburtstag.

man das Tedeum und es war ſehr geſchickt, daß man den Geiſtlichen immer eine Zeile des Geſangs vorſagen ließ, damit die Verſammlung dann ohne Buch das Vorgeſagte ſingen könne, was noch den feierlichen Eindruck erhöhte und zugleich den Geſang erleichterte. Den 19. Abends hätte man im Opernhaus Stücke geben ſollen, die für den ſchönen Tag paßten, aber leider waren es ſehr ſchlechte Stücke von Kotzebue; die hätte Iffland, wär' er noch am Leben, nicht gewählt — ſein Verluſt wird gewiß herzlich ſein. Am Abend des 18. hatte ich die Kinder des Königs eingeladen um nach Tiſch mit ihnen auf die Plattform des Schloſſes zu gehen und die Feuer zu ſehen, die man angekündigt hatte, aber die leider nicht ſehr bedeutend waren. Ich bin ſicher, daß die Feuer auf dem Feldberg beſſer gelungen ſind — welch ſchöne Wirkung muß es gemacht haben. Der Gedanke dieſer rieſigen Erleuchtungen macht Arndt Ehre. Der Graf Stolberg war in derſelben Zeit auf dem Brocken beſchäftigt, um ein ſchönes Feuer zu unterhalten. Der alte Vater iſt ſeit dem Krieg von 1806 zum erſtenmal in Wernigerode. Er iſt mit einer ſehr rührenden Freude von ſeinen Unterthanen empfangen worden . . . Der Prinz ſchreibt mir recht oft aus Wien . . . Die Gegend von Wien gefällt ihm außerordentlich, er iſt von der kaiſerlichen Familie, ihrer Einfachheit und Güte ganz hingenommen — aber es iſt beſonders der Erzherzog Johann, der ihm vor andern gefällt, er hat ſich ſchon ſehr genau mit ihm verbunden, ſie ſind immer beiſammen, der Erzherzog führt ihn überall hin, um ihm all die merkwürdigſten Dinge der Stadt zu zeigen. Gleich am zweiten Tag war er mit ihm auf dem Thurm der Stephanskirche, wo er ihm genau die Schlachtfelder von Aspern und Wagram zeigte und wo die Türken vor der Stadt geſchlagen wurden. Nun iſt die Rede davon, daß ſie vielleicht miteinander nach einem Schloß auf einem Berge gehen werden, welches dem Erzherzog gehört. Dann wird der Kron-

prinz von Würtemberg mit gehn, der oft mit den beiden ein Trio bildet. Der Prinz ſieht meine Brüder gewöhnlich des Morgens, an meinem Geburtstag zum Beiſpiel haben ſie Chokolade bei ihm getrunken." — Dann nach allerlei Berliner Neuigkeiten bittet ſie dem Vater mitzutheilen, daß ſie am 19. October Jahns, des Turnmeiſters, Bekanntſchaft gemacht habe. „Ich habe ſeinen Turnplatz beſucht, er kam mir entgegen, grade wie alle die Kinder, die auf dieſem Platze ſpielen, gekleidet, in Hoſen und Jacke von Leinen. Er ſprach mir gleich vom Feldberg, wie ſchön es dieſe Nacht dort geweſen ſein würde. Er kam mir ſo ſeltſam vor!" Während in Wien die durch die letzten fünfundzwanzig Jahre umgeworfenen ſtaatlichen Verhältniſſe neugeordnet werden, ſucht die Prinzeß eine fürſtliche Familie, die in Berlin mit Bangen der Neuordnung harrte, durch freundlichen Verkehr zu tröſten. Die ſächſiſche Königsfamilie lebte noch in Berlin. Wie ein Idyll im Königsſchloſſe muthet es uns an, wenn wir hören (18. November): „Die Königin von Sachſen und ihre Tochter waren geſtern bei mir und um ſie ein wenig zu vergnügen, ließ ich Waffeln machen, ſo wie die Klick es erinnern konnte, ich ahmte auch Ihre Weiſe nach und ließ ſie ganz nahe bei unſern Zimmer machen, ſo daß ſie recht gut gelangen und wir ſie ganz heiß eſſen konnten. Die Königin, die ſehr gern was Gutes ißt, fand ſie ausgezeichnet."

Das Jahr 1814 ging zu Ende. „Gieb Glück all denen, die mir lieb ſind in dieſem Jahr und verleihe der Welt, die es braucht, ein friedliches ruhiges Jahr," ſo lautet ihr Gebet am 1. Januar 1815. Und ruhig und friedlich gehn die erſten Paar Monate hin. Sie berichtet (9. Januar) in einem langen deutſchen Brief zunächſt den Tod der Oberhofmeiſterin Gräfin Voß, die am 31. December geſtorben war. „Keinen ſchöneren Tag hätte ſie wählen können zum Sterben, wie dieſen letzten eines ſo glorreichen Jahres. Den 29. Abends während ihrer

Spielpartie fiel sie um, einem Mitspielenden in die Arme, nach einer 1/4 Stunde erwachte sie wieder und drohte ganz spaßhaft den Herrn zu „nun Sie haben mich doch nicht betrogen," da meinte sie, diese würden dazu den Augenblick benutzt haben. Den folgenden Tag war sie krank und in der Nacht, schon auf den 3. Tag sagte sie zum Arzt „reißen Sie mich doch diesmal noch heraus, ich mögte so gern den König noch einmal sehn," der sagte, „gewiß, schon morgen werde ich Sie wieder ganz besser finden," das fiel ihr auf, sie fragte, warum erst morgen und sagte darauf: sollte ich doch sterben, so schreiben Sie dem Fürst Wittgenstein, daß er dem König melden solle, ich sei gestorben, aber in meinem Nahmen soll er das thun, das heißt doch recht als Oberhofmeisterin sterben. Ihren Verlust wird man recht oft verspüren, wenn man gar nicht mehr wird wissen an wen man sich wenden soll um etiquette Sachen zu erfahren. Mir thut ihr Tod leid, denn sie war stets gut und gefällig gegen mich." Vom Sterbebette wendet sich die Erzählung zum Festsaal. Sie beschreibt der Mutter die Quadrille, welche im Palais des Fürsten Radziwill für die Heimkehr des Königs und den Besuch des Kaisers Alexander gerüstet wird. Das Ganze soll Epochen und Männer der deutschen Geschichte darstellen: Hermann, den Cherusker, Karl den Großen, Otto den Großen, Conrad III., Friedrich II., Friedrich von Österreich und Ludwig, den Bayer, Maximilian I., Bernhard von Weimar. Die Prinzen und Prinzessen, die Herren und Damen von Hof wirken mit. Die Prinzeß Wilhelm soll Ottos I. zweite Gemahlin, Adelheid, darstellen, „der kleine Wilhelm", jetzt Kaiser Wilhelm, Konrad III., der Kronprinz, nachmals Friedrich Wilhelm IV., Friedrich II. Die deutsche Gesinnung, welche durch bildliche Darstellungen aus der deutschen Geschichte sich bekunden sollte, war nirgends stärker als in dem Herzen der Prinzeß. An demselben 9. Januar schreibt sie dem Vater: „Ich werde ewiglich in allen Dingen

wie eine geborne Deutſche denken als deutſche Prinzeß aus unſerm Rheinparadieſe. Recht oft mag es hier verwundern, wie ich meinen Kopf feſt behalte, aber ſie mögen ſich wundern, es iſt mein Stolz, immer als Ihre Tochter zu denken." — Am 9. Februar erzählt ſie der Mutter: „Am 3. dieſes Monats waren es zwei Jahre, daß der König den Aufruf an die Freiwilligen erließ und die jungen Kaufleute von hier, welche den Feldzug mitgemacht haben, feierten dieſen Tag, und Abends brachte man den Generalen, dem Kronprinzen und mir Ständchen, was außerordentlich galant und ſchmeichelhaft für mich war, ſechs von ihnen ſind in mein Zimmer heraufgekommen und haben mir eine Rede gehalten. Es war ein langer Zug mit Fackeln, Muſik und der ganzen Bevölkerung hinter her. — Heute feiern die Studenten dasſelbe Ereigniß, weil es der Tag iſt, wo ſie die Nachricht von dem Aufruf (weil der König damals in Breslau war) empfangen haben, ich weiß nicht, ob ſie dieſelbe Galanterie für mich haben werden — ich würde es zum Zweitenmale gern entbehren — geſtern Abend, als die königlichen Kinder bei mir zu Thee waren, hatte ich, um ihnen ein Vergnügen zu machen, beſonders dem Kronprinzen, der ſich daraus ein ſo großes Feſt machte, den Baron von Fouqué, den Dichter eingeladen, damit er uns aus einem neuen Buche, an welchem er noch ſchreibt, vorleſe, und er hatte dann die Gefälligkeit, uns ein Stück daraus zu leſen. Weil es an mir war, ihm dafür Lobeserhebungen zu machen, gerieth ich ſo in Verlegenheit, daß ich zuletzt ſo ſchwitzte, daß ich nicht weiter konnte — ich bin ſicher, liebe Mama, Sie werden das verſtehen. Ich glaube, das Buch wird den Titel haben: „Sängerliebe" oder „Sängerleben"."

Ruhig und friedlich floß das Leben der Prinzeß. Nichts fehlte ihr als die glückliche Heimkehr ihres Gemahls. Da heißt es plötzlich am 13. März: „Welche Zeit! Soll man denn nie mehr aus der Spannung und ewigen Erwartung erlöſt

werden? Was ich nur für eine romantiſche Dichtung anſah, von der man fabelte vor einigen Wochen, iſt nun auch in Wirklichkeit getreten — vom 8. ſchreibt mir Wilhelm, den Tag vorher war die Nachricht gekommen, daß Napoleon echappirt iſt von Elba nebſt Garde und Kanonen, gewiß um ſich mit Mürat zu vereinigen, dabei das ſo ſchon unruhige Italien, was kann da wieder für Krieg und Unruh daraus entſtehen! Den Mürat wollten die Franzoſen und Engländer nicht ruhig im Beſitz ſeines Thrones laſſen. Am Ende iſt es auch wieder zum Beſten, auch dieſer Thron wird bei dieſer Gelegenheit noch geſäubert werden, die Welt wohl gänzlich auf immer befreit von Napoleon, der doch vielen ein Schreckbild geblieben war — und durch das Abbrechen des Congreſſes vielleicht Zeit gewonnen für Deutſchlands Verfaſſung, um dieſe reiflicher noch zu überlegen. Aber wieder Krieg, das iſt doch ſchrecklich! Talleyrand ſagte an Wilhelm den Abend: il n'y a de mal en cela, cela mettra de l'accord entre les puissances de l'Europe. Wenn das nur iſt! Wenn Napoleon aber in Frankreich noch Anhänger findet, die für ihn aufſtehen, dann wird die Verwirrung erſt groß werden — überhaupt den Franzoſen traue ich nicht, wenn ſie einmal wieder bewaffnet auf die Beine kommen, denn das linke Rheinufer konnten ſie doch nie verſchmerzen." Und neben der auswärtigen Politik beſchäftigt ſie ſich mit der inneren deutſchen und lobt die Vorſchläge zur deutſchen Verfaſſung, die Prinz Karl von Mecklenburg gemacht. „Sogar einen Kaiſer könnte man wieder haben auf dieſe Art, ſo ſchließt ihre Betrachtung, der das Reich beſchützte, ohne daß die Theilung zwiſchen Süd und Nord nöthig wäre!" Dann erregt ſie am 28. März die Nachricht, daß Napoleon in Paris eingerückt ſei. „Am 20. iſt der Böſe wieder eingerückt in Paris. Welch erbärmliche Nation iſt das, wahrlich keine Schonung verdient ſie mehr, kommt man dießmal wieder nach

Frankreich — ſie muß gezüchtigt werden und Napoleon enden, auf Leben und Tod mit ihm muß der Kampf ſein, dann erſt, wills Gott, wird es das Letzte geweſen ſein.“ Alles drängt aufs neue zum Krieg. Gneiſenau nimmt Abſchied, der Prinz kommt, um ſich zum Commando zu rüſten. „Welcher neuen ſorgenvollen Zeit gehen wir wieder entgegen, ſchreibt die Prinzeß am 29. März ihrem Vater, es will nicht enden, ſo gewiß hatte ich auf einen ſtillen, friedlichen Sommer gehofft, das iſt alles wieder zerſtört durch den Böſen. — Ach! ſo herzlich müde bin ich den Krieg, und dennoch, es iſt kein muthwilliger, ſondern ein recht nothwendiger. — Vielleicht iſt für Teutſchland der Aufſchub (des Congreſſes) glücklich, es giebt nun noch Zeit zum Überlegen. Überhaupt iſt das gut bei dem ſchweren Kampf, daß es jetzt doch gewiß auf Leben und Tod des Tyrannen geht und das braucht die Welt zur Ruhe, das ſieht man jetzt.“ In all dieſem wechſelvollen Leben ſucht die Prinzeß ſich ſelbſt in Gott zu bewahren und zu befeſtigen. „18. April. Heut predigte Marheineke ſo gut über das Vergängliche und das allein Bleibende; da fiel es mir ſo auf, wie ſonderbar das im Menſchen iſt, daß ers weiß, was ſein Heil iſt und daß er doch immer wieder nach dem Irdiſchen ſtrebt, — ſo feſt klebt er daran. Ich ſang mit Wilhelm alte Reichardtſche Lieder aus Memel noch her. Am Abend las er Schillerſche Gedichte vor. Die „Künſtler“, die hatte ich auch ſonſt nie durchgehends verſtanden, aber eine innere Stimme ſagte mir, es ſtimme nicht mit meiner Denkungsart zuſammen, dieſe Tendenzen — heute erſt war mirs klar genug, um es auszuſprechen, was mir nicht recht daran iſt. Schiller, finde ich, hat es geſchrieben als Heide, denn was iſt das Schöne? Das ſoll Wahrheit ſein? Was wäre das für ein Anhalt? Er hat das verwechſelt, nach meiner Meinung, mit der alleinigen Wahrheit, dem inneren Frieden der Religion. Wie alt macht Einen aber dies

Gedicht, jetzt könnte man so kindlich nicht mehr schreiben, es wäre ordentlich kindisch, in dieser Zeit nun, wo das Leben so ernst und tief geworden ist. Lang fiel mir etwas nicht mehr so aufs Herz wie die Rückerinnerungen, — weil ich mir selbst dabei so viel mehr fortgeschritten vorkam. Diese Gedichte waren das Erste, was mir Wilhelm vorlas, hier, als ich ankam, das erste war es also auch der Art, was ich kennen lernte — denn bis dahin hatte ich nur theoretische Kenntnisse gesammelt, was gewiß auch sehr weise von meinem alten Lehrer war, er legte ein recht sicheres Fundament in mich, solche Lectüre würde es nur auseinander verstiebt haben! — Wohl mir, daß ich den Lehrer hatte, er gab mir immer Lust zum Lernen, weil er mir immer Lust ließ und das ist gewiß die beste Art!"

Und wieder zogen die deutschen Heere zum Rhein, übern Rhein. Und zum zehnten Mal in zehn Jahren nahm der heldenmüthige Gemahl, der zu einem kurzen Aufenthalt von Wien nach Berlin gekommen war, von der Prinzeß Abschied, um das Schwert für das Vaterland zu ziehen. Ihr war es, da sie ein Kind des Helden unter dem Herzen trug, besonders ernst dabei zu Muthe. Graf Stolberg hatte ihr gerathen, den Gemahl zu bitten, daß er sich nicht unnöthig aussetze, da er gar sehr dazu geneigt sei. „Ach, lieber Wilhelm, kämst du doch bald wieder," den Seufzer enthält das Tagebuch. Aber auch den Segenswunsch: „Gott möge sie alle segnen, die da auszogen!" Ein Paar Tage nach dem Ausmarsch der Garden ward ein ernstes Familienfest im Hause des Königs gefeiert. Wie 1813 vor dem Beginn des Kampfes der Kronprinz Friedrich Wilhelm, so ward jetzt der Prinz Wilhelm, den Gott berufen hatte, das deutsche Kaiserthum zu erneuern, eingesegnet. „Heut war wieder ein recht ergreifender, rührender Tag," so schreibt die Prinzeß am 8. Juni. „Wilhelm wurde eingesegnet in der Schloßkapelle zu Charlottenburg, was doppelt rührend

durch dieſe Zeit gemacht war, wo es ihm doch näher wie je ſteht, ſeinen Glauben und ſein Gelübde halten zu können bis in den Tod. Was die Feierlichkeit noch erhöhte, war, daß uns der Abſchied bevorſtand noch einmal von den beiden älteſten, die ihren Bataillonen heute nachreiſten.“ In einem Brief an die Mutter vom 11. Juni erzählt ſie die herzbeweglichen Erlebniſſe der letzten Tage. Am 3. Juni waren die Truppen von Berlin ausgerückt, mit derſelben Begeiſterung wie im Jahre 1813. „Beim Potsdamer Thor — im Achteck — verſammelten ſich die Truppen und ein Diener des göttlichen Worts hielt eine ſehr ſchöne Rede mit einem ſehr erbaulichen Gebet — trotz der großen Menſchenmenge war alles in tiefſter Stille während der heiligen Handlung — das hatte ein ſo frommes Ausſehen als wenn es aus den Zeiten der Kreuzzüge wäre, gerührt ſenkte ein jeder ſein Haupt. Am 8. (Juni) wurde Wilhelm in Charlottenburg in der Schloßkapelle confirmiert, das war ſehr, ſehr rührend, beſonders in dieſem Augenblick. Nach Tiſch reiſte der Kronprinz ab, um ſein Bataillon einzuholen — noch einmal neues Weinen ... Heute hat Wilhelm zum erſtenmal das Abendmahl genommen. Der König war auf die Pfaueninſel gegangen, ſo daß der arme Wilhelm ganz allein hier im Schloſſe blieb. Ich bin dann am Morgen zu ihm gegangen und habe ihm vorgeſchlagen, den Abend bei mir zuzubringen, da dieſe Zerſtreuung für ihn nicht zu groß ſein konnte. Wir haben dann den Thee im Thiergarten genommen und dann hat er bei mir zu Nacht gegeſſen und in dieſem Augenblicke verläßt er mich — er iſt ein ſo guter Jüngling, aber alle dieſe Kinder ſind ausgezeichnet und zeigen mir ſo viel Anhänglichkeit, daß ich ihnen gut ſein muß.“

Die ernſteſte Stimmung durchdrang ſie in dieſen Tagen, in denen ſich ſo vieles für ſie entſcheiden ſollte, ſie brachte ihre Angelegenheiten in Ordnung. „Es iſt wie eine Art Teſtament,“

ſchreibt ſie, „denn ich will, man ſoll einſt finden, was ich zuſammengeſchrieben habe im Leben und aufbewahrt, es mag doch manchen Nutzen haben und Intereſſe für die, welche mich geliebt. — Ich will denn auch dieſen Abend noch nutzen, ehe es zu ſpät wird, Euch allen die ich liebe, Lebewohl zu ſagen. Ich glaube zwar nicht, daß Gott mich Wilhelm nehmen wird jetzt ſchon, — aber ich kanns doch auch nicht wiſſen, was ſein Wille ſein wird!“ Die Entſcheidung für ihr häusliches Glück und für das Heil des Vaterlandes kam an demſelben Tage. Es war am 18. Juni 1815, ein Sonntag, da ſchrieb die Prinzeß in der heiligen Frühe noch vier Seiten an ihren Gemahl, las dann ein Capitel im Matthäus und um $^3/_4$ auf 7 war ihr Töchterlein geboren, das in der Taufe nach dem Namen der Landgräfin von Thüringen und der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland genannt und von Gott berufen ward, einem Fürſtenhaus, das in der heiligen Eliſabeth die Urahne verehrt, zum Segen zu werden. Und an demſelben Tage half Prinz Wilhelm bei Belle Alliance den Sieg erſtreiten, der Napoleons neu aufgebauten Thron zuſammenwarf. Am 30. Juni ſchon kann die Wöchnerin der Mutter von den zwei großen Ereigniſſen des 18. Juni, der Geburt des Kindes und der Schlacht bei Belle Alliance ſelbſt berichten. Der Gemahl war wohlbehalten aus der Schlacht hervorgegangen, obwohl er beſtändig im Gefecht war, zwei ſeiner Generale verlor und ihm ein Pferd unter dem Leibe verwundet worden war. Er ſchickt ihr aus Napoleons erbeuteten Wagen einen Becher und einen Teller. Von der kleinen Prinzeß berichtet ſie: „die Kleine gleicht frappant dem älteſten Bruder des W. Adalbert*), daher auch mir, immer wechſelten die Ähnlichkeiten meiner Kinder ab zwiſchen mir und Wilhelm.“ Es war mitten in der Freude der Mutter Sorge um den Gemahl. Erſt am 29. Juni hatte dieſer im Angeſicht

*) Dem verſtorbenen Fried Thaſſilo.

des Montmartre, an dem er voriges Jahr siegreich gekämpft, die Geburt seines Kindes erfahren. Am 3. Juli war die Prinzeß getauft worden, zum erstenmal in Gegenwart der Mutter. An demselben Tage hatte Paris sich dem siegreichen Heer ergeben. Die Königin Hortensie lud den Prinzen ein bei ihr zu wohnen, was er indessen ablehnte. Es kostete noch einige angstvolle Tage, bis die Prinzeß die Pariser Siegsnachrichten erhielt. „Ich zittere doch," so schreibt sie am 8., „daß es am 30. zur Schlacht gekommen ist — ich hörte heute so verstohlen von der Wahrscheinlichkeit — Gott möge mit ihm gewesen sein! — 9. Noch immer keine Nachricht — nur Gott vertraut, nun ist es schon längst entschieden, der Gedanke ist so fürchterlich! — 11. 10 Uhr Abends: Gelobt sei Gott vor allem! Ich schreibe unter dem Jubel des Volks wieder in der hellen festlichen Stadt. Um 4 Uhr erfuhr ich, daß Leo Lützow in Schöneberg sei mit der Botschaft von Paris. — 3. war eine Capitulation abgeschlossen worden zwischen Blücher, Wellington und dem Sünder Davoust, 4. notifiziert, da ging Lützow ab von Meudon. Wilhelm schrieb durch ihn aus Versailles mir. Um 8 Uhr war der feierliche Einzug Lützows, wo ich ihn dann lange sprach, mit seiner bestimmten Redensart und seinem gehaltvollen Charakter macht er Einem gleich alles so deutlich. Auf dem Scheideweg von Gonesse nach Senlis, erzählt mir Lützow, erfuhr Wilhelm damals der Kleinen Geburt. Wilhelm hat nicht Blücher allein, sondern auch Wellington zu Gevatter gebeten. Das ist hübsch! — W. A. fährt noch herum in der erleuchteten Stadt — Elisabeth hat auch zum Fenster hinaus gejubelt beim Einzug." Die Siegesfreude schien die Genesung zu fördern. „So wohl läßt du es mir diesmal ergehen, mein lieber Gott," so schreibt die Wöchnerin am 17. Juli, „daß ich heut schon habe ausfahren und gehen können — ich war erst mit den Kindern beiden in

Monbijou — wie reich saß ich da unter den alten wohlbekannten Bäumen in der schönen warmen Sonne, mit zwei Kindern, wie gnädig bist du mir, mein Gott!" Und mit derselben Wärme wie vor dem himmlischen spricht sie vor dem irdischen Vater an demselben Tage aus, wie glücklich sie ist. „Mein lieber innig geliebter Vater. Heute bin ich zum erstenmal wieder im Freien gewesen, mit welchen dankbaren, demüthigen, frohen Empfindungen war ich in der schönen warmen Sonne mit den lieben Kindern! Wie doppelt und dreifach gnädig ist Gott gegen mich gewesen in diesem Zeitraum von 4 Wochen — das fühle ich tief im Herzen und dazu fühle ich noch eins, wie unwürdig noch ich dieser Gnade bin. So viele verdienten mehr Glück als ich und sind jetzt so über alles unglücklich geworden und mir gab Gott doppelt! — Wären Sie doch einmal hier, lieber Papa — jetzt grade, ich gäbe Ihnen so gern Elisabethchen auf den Arm — wieder die Homburger Ähnlichkeit, ganz so wie Fried Thassilo war! Welch schönen Geburtstag und Tauftag hat sie gehabt — auch das wie herrlich auf immer für sie und mich und vorzüglich für Wilhelm, der einen so großen Antheil am Sieg vom 18. sich erworben hat. Wenn sie groß sein wird, wie wird sie's freuen von ihrem Vater das zu hören. — Der alten Wartfrau, die ich habe, erzählte ich, daß Ludwig XVIII. in Paris eingezogen sei. Darüber kam sie auf Ludwig XVI. und sagte: ich glaube, die Franzosen werden nie Ruhe kriegen, denn sie haben gar zu viel unschuldig Blut vergossen. Noch andre Könige sollen sie hingerichtet haben und dann sagen sie, daß sie eine blutige Hochzeit gemacht haben, da haben sie allen die Köpfe abgeschlagen. Ja, das ist ein böses Volk, die Franzosen!"

Ihre Gedanken schweifen von den Kindern nach dem Vater, von Berlin nach Paris, von dem Familienleben zu den Geschicken des Vaterlandes. Sie schreibt über einen bekannten Zwischenfall aus der Geschichte jener Tage: „Blücher und

Gneiſenau hatten die Idee, nach dem Durchmarſch die Brücke von Jena zu ſprengen, aber es war conventionswidrig, alſo machten Wellington, Bülow und Wilhelm Vorſtellungen dagegen. Der gute Ludwig drohte, er würde ſich mitten darauf ſtellen, als wenn ihn dieſe Zeit von Jena was anginge, man ſieht an ihm doch nur den Franzoſen, er betrug ſich recht unſchicklich. Wie der König kam, verbot er es gleich.“ Am ſechsſten Sonntag nach der Geburt des Kindes hielt die Wöchnerin ihren Kirchgang. „Eben komm ich aus dem Dom. Wie viel mehr hätte ich tief, tief gerührt und anbetend dankbar gegen dich ſein ſollen, mein über alles mir gnädig geweſener Gott! Aber ich weiß es nicht, es mag mit an Ehrenberg gelegen haben, er ſprach mein Herz nicht an, es war zu viel geſagt von mir, was ich nicht verdiene; ich war zum Dank geſtimmt, als ich hinging, nicht zu einer Lobrede, die dorthin nicht paßte!“ Bald nachher trat ſie eine Reiſe zu den Schweſtern nach Rudolſtadt an. Ihr Kindchen mußte ſie in die Kinderſtube bringen. „5. Auguſt. Ich war in Charlottenburg, ging, bis es ganz dunkel, mit den Nièçen, es war einmal ſo herrlich Wetter, ſo lang war ich nicht in der Dunkelheit gegangen, es erinnerte mich an Homburg, ich ſprach auch davon — es war recht hübſch mit ihnen, dann kam ich hierher — ach! da trug ich mein Eliſabethchen nach zehn Uhr hinüber in die Kinderſtube fort von mir, wie traurig war mir das — alles ſtimmte mich zur Wehmuth, meine baldige Abreiſe ohne das liebe Kind, ich dachte erſt nicht, daß es mich ſo ſchwer überfallen würde — jedes Neue, wenn alles zum letzten Mal geweſen iſt, — dann wieder zwei Kinder in der Stube zu ſehen wie einſt — und dazu die frappante Ähnlichkeit mit Fried Thaſſilo, wie ichs daher auch ertrug — es war mir ſchrecklich! W. A. aß ganz unbefangen dabei ſeinen Brei, dachte nicht an meinen Schmerz und welche Gedanken mir dieſe Stunde erzeugte.“

Die Reiſe ging (8. Auguſt) nach Rudolſtadt, wo ihr der Umgang mit den geliebten Schweſtern, die freie Natur und die Liebe des mitgenommenen kleinen Prinzen — der ſeiner Mutter bei jeder Trennung mit Entlaufen nach Amerika drohte — viel Erquickung bereitet hat. Eins nur fehlte ihr, daß ihr Vater nicht auch kam. Um ſo angelegentlicher ſchreibt ſie ihm (3. September): „Mir thut es unendlich wohl, geiſtig und körperlich, einmal wieder in einer ſchönen Natur zu leben und den Seelengenuß in der Schweſtern Umgang zu ſchlürfen. Ordentlich rührend iſt mir alles Schöne, das ich ſehe, nach der langen Entbehrung. W. A. iſt auch ſo glücklich hier und alle lieben ihn. Wir benutzen beide recht das Luftbad. — Wilhelms letzter Brief iſt vom 16. Er ſpricht viel von den dortigen Unruhen, denn er iſt auf Urlaub in Paris ſeit 1. Auguſt. Ob der Ort nicht am Ende für alle ſeine Sünden, welche er über die Welt gebracht hat, das Schickſal von Babylon haben wird? Man vermied es, aber vielleicht will es das Schickſal noch und vielleicht wer weiß, wenn es kommt, ſo iſt es wohl auch der ſicherſte Weg zur Ruhe und dem Frieden, der die Welt und der Menſchheit ſo Noth thut — ſie werden es noch ſelbſt zerſtören, hoffe ich. Die Uneinigkeit in der Bourbonſchen Familie iſt doch unter aller Kritik, nach 25 Jahren Unglück noch nicht geläutert. Es ſind rechte Franzoſen, ich nehme Ludwig XVIII. nicht aus, für den ich mich voriges Jahr ſo ſehr intereſſierte.“

Schillers, des Dichters, Wittwe ſah ſie dort und ließ ſich noch von ſeinem Tode erzählen. Nachdem ſie Schwarzburg und Weimar beſucht hatte, kehrte ſie zu Anfang Octobers nach Berlin zurück, wo Prinz Wilhelm am 12. October aus Frankreich ankommt und ſeinen kleinen Sohn, der ſich den thüringiſchen Dialect angewöhnt, kaum wieder erkennt.

IX.

Die Häuslichkeit.

„Meine Zeit in Unruhe“ — das galt wie vom Leben des Königs ſo von den Tagen ſeiner Geſchwiſter, des Prinzen Wilhelm und der Prinzeß Marianne. „Meine Hoffnung auf Gott“ — dieſer Sinn hat auch in ihrem Leben köſtliche Früchte gereift. Das erſte Viertel ihres gemeinſamen Lebens in der innigſten Ehe war vom Familienleid und Volksweh tief durchzogen. Mit der Erlöſung des Volks aus den Ketten der Fremdherrſchaft kehrte dem Paar das häusliche Glück zurück. Dies Glück beruhte nicht bloß auf dem wiedergewonnenen wechſelſeitigen Beſitz. Ihm ward durch die Urſache, durch welche das Paar getrennt worden war und durch die Weiſe, wie der Prinz und die Prinzeß die Trennung ertragen haben, eine eigenthümliche Weihe gegeben. Die Entſagung, welche ſie ſich auferlegen mußten, war ein Opfer mit Gott für König und Vaterland. Und aus der bloßen Entſagung erhoben ſich beide zum begeiſterten Kampf, zur unermüdlichen Arbeit für die Feſtigkeit des Thrones und für das Wohl des Volks. „Es tönt auf allen Wegen nun frohes Siegsgeſchrei und wir, ihr tapfern Degen, wir waren auch dabei!“ in dieſes Schenkendorffſche Lied dürfte das fürſtliche Paar mit einſtimmen. Mit dem ſchönen Gefühle, an der Befreiung und Erhebung des Vaterlandes vollen Antheil zu haben, konnten ſie ſich einander aufs neue zu

eigen geben, ihre Kinder ans Herz ſchließen, ihre Häuslichkeit wieder aufbauen.

Sie wohnten nach wie vor im Königlichen Schloß zu Berlin. Die Aufgänge und Vorplätze, in ihrem Anſtrich lange nicht erneuert, mochten daran erinnern, daß Jahre lang die Güter des Königshauſes in erſter Reihe zur Befreiung des Vaterlandes verwendet worden waren. Aber die Wohnung ſelbſt athmete den Eintretenden mit jenem wunderbaren Hauch an, den wir Familiengeiſt nennen. Und ausgehaucht ward dieſer Geiſt vornehmlich von der Prinzeß. Ihr großes, grünes Zimmer wird von denen, die oft in demſelben um die hohe Frau ſein durften, wie ein Paradies im deutſchen Lande geſchildert. Unter den Bildern, welche die Wände ſchmückten, fiel höchſt bedeutſam Holbeins Madonna, die jetzt berühmte Darmſtädter, die ihr der Gemahl einſt zu Weihnacht geſchenkt, ins Auge: jene wundervolle Darſtellung, wie eine deutſche Familie vor dem kündlich großen Geheimniß der Erlöſung ſich beugt. Die Fenſter waren mit blühenden, duftenden Blumen geſchmückt. Große Kübel mit Cypreſſen waren aufgeſtellt, in denen zwiſchen Moos hervor die Maiglöckchen blühten. Mitten unter den Blumen hing ein Käfig mit einem Kanarienvogel. An dem Schreibtiſch, den Kunſtſachen und Alterthümer ſchmückten, war Raum auch für den Gemahl. Die Abendſtunden waren es am meiſten, welche in dieſem, vom Duft der Blumen und der Salbe der Liebe durchdufteten Raum eine glückliche Familie vereinigten. Um ſieben Uhr hörte man den kurzen feſten Schritt des Prinzen. In der blauen Dragoneruniform mit ſchwarzem Kragen trat die zierliche Geſtalt mit den feinen Zügen zuerſt in das Schlafzimmer der Prinzeß, wo die Kinder unter ihren Augen ſpielten. Dann begab ſich die Familie in das grüne Zimmer. Ein runder Tiſch mit einfachem Geſchirr ward hereingetragen: der Prinz und die Prinzeß, die Kinder,

die Damen des Hofs nahmen den Thee zusammen. Dann setzte sich die Prinzeß auf ihren großen alterthümlichen Lehnstuhl und der Prinz las vor, ganze Bücher. Die Kinder sahen Bilder und suchten selbst Bilder zu fertigen. Wenn Prinz Adalbert den Stift brauchte, ward's gewöhnlich ein Schiff — aus des Prinzen Waldemar künstlerischen Versuchen gingen meist Pferdegestalten hervor. Um neun Uhr ward zu Nacht gegessen. Und nach zehn Uhr begannen für die Prinzeß die einsamen Stunden, in welchen sie las und schrieb.

Das Königliche Schloß in Berlin ist ein mächtiger, ehrwürdiger Bau, der die Geschichte, die Größe, die Gediegenheit des Hohenzollerngeschlechtes aufs Bedeutsamste darstellt. Es fehlen nicht die weiten prachtvollen, mit geschichtlichen Bildern und Kleinodien geschmückten Räume, in denen bei glänzenden Festen die Herrlichkeit des Preußischen Königthums, den Landeskindern zu stolzem Entzücken, den Fremden zu achtungsvoller Bewunderung erscheint. Für fürstlichen Besuch, der sich in alter wie in neuer Zeit oft und gerne einstellt, öffnen sich Säle und Kammern, welche mit königlicher Pracht häusliches Behagen verbinden. Das Schloß ist groß genug, um auch einer und der andern Familie des königlichen Hauses noch die stattlichste Wohnung zu bieten. Eine Entbehrung war indeß der Prinzeß im Berliner Schloß auferlegt, die sie veranlaßte, ihre Wohnung ihren „goldenen Käfig" zu nennen. Sie fühlte sich in einer gewissen Gefangenschaft im Vergleich mit dem Leben in Homburg: es fehlte der leichte, rasche, freie Ausflug in Gottes schöne Natur. War sie erst die vielen Treppen und Stufen hinaufgestiegen, dann galt es einen Entschluß, wieder die Wohnung zu verlassen. Denn unten angelangt befand sie sich nicht etwa unter schattigen Bäumen eines Gartens, sondern im Mittelpunkt der Stadt, im Lärm der Hauptverkehrsadern. Sie mußte erst zu Wagen oder zu Fuß

durch die Menge der Menſchen hindurch, um ins Grün zu gelangen, — in die Einſamkeit kam ſie damit noch nicht. Die Menge ſtrömte ja durch die Thore. Und in den ſtillſten Gängen des Thiergartens war ſie auch nicht allein, ſondern mit ihren Damen. Sie klagt gelegentlich, daß ſie die Koſten der Unterhaltung allein tragen müſſe. Sie freut ſich wie ein Kind, als ſie einmal um Mitternacht unerkannt mit ihrem Bruder Ludwig durch die mondbeglänzten Straßen Berlins wandeln kann. Sie ſehnt ſich aus der Stadt in die ländliche Einſamkeit.

Ehe der Prinz Fiſchbach in Schleſien erworben, ward der Sommeraufenthalt öfter im Schloß Schönhauſen bei Pankow genommen. Auch heute, bei der ungeheuren Ausdehnung, welche Berlin gewonnen, gelangt der Wanderer, der die Stadt durch das Schönhauſer Thor verläßt, in nicht allzulanger Zeit zum Anblick von Kornfeldern. Ein ſüddeutſches Auge und Gemüth wird der Gegend zwar keinen andern Reiz abgewinnen können als den jede Landſchaft hat, wenn über dem grünen Feld der blaue Himmel ſich ausſpannt. Aber Schönhauſen hat im königlichen Park wundervolle rieſige Bäume, und das Schloß, nur für den Sommeraufenthalt eingerichtet, bietet den unmittelbarſten Eintritt in die Sommerfriſche. Die Familie lebte dort glücklich und der warme Verkehr mit dem Volke konnte ihr Glück nur erhöhen. Als ſpäter Ernſt Auguſt, der Herzog von Cumberland, ehe er König von Hannover ward, dort wohnte, ward der Park für das Volk verſchloſſen: Prinz und Prinzeß Wilhelm wollten die mächtigen Bäume, welche den Park ſchmückten, nicht für ſich allein haben. Am Erntefeſt ward dem Prinzen, als Gutsherrn, der Erntekranz gebracht und die Kinder konnten ſich vor Wonne nicht laſſen und ſangen und ſprangen. „Am Sonntag, erzählt die Tochter der Mutter (12. Sept. 1820) haben wir den Erntekranz empfangen. Es war eine große Menge aus Berlin im Schloßhof und die Bauern waren ſehr fröhlich und zufrieden.

Später ſind wir noch zum Amtmann gegangen, um tanzen zu ſehn und ich glaube, die Leute fühlten ſich durch unſern Eifer, Zeuge ihres Vergnügens zu ſein, ganz geſchmeichelt — am Morgen hatten auch die Kinder des Dorfs meinen Kindern Kränze gebracht. Berliner Kaufleute, welche während des Sommers im Dorfe wohnen, hatten ſie geputzt und zugerüſtet, es war eine große Freude für die Kinder.“ Helmine von Chezy erzählt von einem Beſuche, den ſie in Schönhauſen machte: „Wie anmuthig war es, wenn man in den Garten von Schönhauſen eintrat und vom Säuſeln ſeiner hohen Wipfel gleichſam begrüßt wurde! Die Fenſter des Luſtſchloſſes waren offen, keine Thür war verſchloſſen. Unweit des Schloſſes zwiſchen Baumſtämmen ſtand eine Wiege, ein einfach geflochtener Korb, grün behangen. Ein ſüßathmendes Kind lag darin, ſchlummernd, wie die Knospe in ihrer grünen Hülle. Nicht weit davon lag Waldemar, mit Blumen im Graſe ſpielend. Adalbert ſaß wohl neben ihm und blätterte in einem Buche. Prinz Wilhelm kam aus einer Laube, begrüßte uns, rief ſeiner Gemahlin durch das Fenſter zu: Du haſt Beſuch, Marianne! und ſprach dann mit mir und den Kindern, bis die Prinzeſſin kam. Sie führte uns in ihr Zimmer, zeigte uns Prachtausgaben von neuen Werken und Familiengemälde, auch wohl ſeltene Blumen und Vögel; dann kam das Frühſtück und dann ging's ins Gartenzelt. Man vernahm den heitern Tumult, den Prinz Adalberts Spielgenoſſen machten. Er hatte ein ſtattliches Heer, die ganze Dorfjugend, welche er exercierte: der Stock war dabei überflüſſig. Auch Wilhelm und Max (die Söhne der Beſuchenden) ſpielten mit. Lebendige Soldaten ſind allerdings angenehmer als bleierne. Prinz Adalbert war ſehr liebenswürdig. — Die Leſeſtunden waren oft von Geſprächen unterbrochen, zuweilen auch durch den Kammerdiener, der gravitätiſch einen großen Präſentirteller mit Früchten brachte. Die lebhafte

Prinzeſſin ſprang ihm entgegen, nahm ihm den Teller ab, ſetzte ihn auf den Tiſch und rief ſelbſt die Kinder herbei, damit ſie ſich ſatt naſchten; dann ſprangen ſie wieder davon und wir laſen wieder." Das fürſtliche Paar empfing nicht blos Beſuche, es machte ſie auch und ging nicht an den Hütten der Armen und den Kammern der Kranken vorbei. „Wir machen rieſige Spaziergänge," ſchreibt die Prinzeß (am 5. Juli 1817), „neulich hatten wir uns beinahe verirrt, auf dem Wege nach einem Ort Namens Blankenburg, ſo daß wir genöthigt waren, einen Boten zu nehmen, der uns hierher zurückführte und wir hielten unſern Einzug erſt um halb zwölf Uhr Nachts. Ich ſtellte, während man den Boten ſuchte, viele Betrachtungen an, ich ſaß dem Kirchthurm gegenüber, der mit einer Krone geziert war, zum Andenken an eine Kurfürſtin, welche Berlin nicht mehr erreichen konnte und an dieſem Orte niederkam. Das wär' eine ſchöne Geſchichte geweſen, wenn ich Gelegenheit gegeben hätte, eine zweite Krone anzubringen." In ihrem Tagebuch ſchreibt die Prinzeß: „In Buchholz wollten wir den alten kranken Nachtwächter beſuchen, aber ſchon ſeit vierundzwanzig Stunden war er entſchlafen, in dieſer ärmlichen Hütte war ſo recht das Bild alles irdiſchen Vergehens und Aufhörens anzuſchauen, ſo, als wenn es nun damit abgethan ſei. Er lag nebenan in der Kammer — die alte kranke Wittwe rang ſtill die Hände auf ihrem Schmerzenslager und konnte nur ſagen: „ach, käme ich doch auch bald zur Ruhe", und ſtill gingen wir heim durch die Fußſteige im Korn, vom Vollmond beſchienen, nur manchmal eine Bemerkung machend über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen. So düſter ſchloß ſich der Cyclus unſerer hieſigen Fußpromenaden."

Das lang verſagte und oft gefährdete Glück an den Kindern genoſſen die Eltern in der ländlichen Stille am vollſten — von den Zwillingen, welche 1811 geboren waren, ſtarb, wie wir uns erinnern, Friedrich Thaſſilo unmittelbar vor dem Ausbruch

des Befreiungskrieges 1813. Adalbert lebte, wuchs, gedieh, trieb in Schönhausen seine Soldatenspiele und machte seine ersten Reitversuche. Am Tage der Schlacht bei Belle Alliance schenkte dem siegreich kämpfenden Vater die im Königsschloß zu Berlin zurückgebliebene Mutter ein Töchterlein, Elisabeth. Am 2. August 1817 ward Prinz Waldemar geboren und zuletzt, 15. October 1825, Prinzeß Marie. Diese vier Kinder haben die beiden Eltern überlebt. Die Prinzeß war eine Mutter im vollsten Sinne. Sie ließ die Kinder nicht aus ihrer Nähe. Wie eine Bauernfrau trug sie dieselben selbst viel herum, sie wollte sich, wie sie sagte, „müde schaffen". Sie war viel in der Kinderstube und die Kinder durften in ihren Räumen viel um sie her sein. In Krankheiten nahm sie an der äußerlichen Pflege und den Nachtwachen ihr volles Muttertheil. Wenn wohl einmal, namentlich in Fischbach, Bedenken laut wurden, ob denn die Lehrkräfte für Kinder des Königshauses genügten, dann war sie ganz getrost: die Erziehung unter den Augen der Eltern, in der warmen Hut des Hauses, in der Einfalt der Lebensweise, im freien Umgang mit andern Kindern, eine Erziehung, die das Gemüth erschloß, zu Gott führte, den Charakter stärkte, schien ihr das erste Nothwendige. Wie in der Hauptstadt die Kinder des Fürstenhauses mit Stadtkindern zusammen spielen und arbeiten durften, so auf dem Lande mit den Kindern des Dorfs. So lieb der Mutter selbst der Verkehr mit dem Volke war, so war sie der Meinung, daß ihre Kinder die Menschen und das Leben der Menschen nicht kennen lernen könnten, wenn ihnen nicht das frische, freie Verkehren mit wohlgesitteter Jugend aus allerlei Ständen verstattet würde. Daß sie nicht blos zu flüchtigem Zusammensein fremde Kinder mit den eignen sich vereinen ließ, davon haben wir später zu erzählen.

Bange Sorge trat von Zeit zu Zeit mitten ins Glück. Um die Jahreswende von 1819 auf 1820 war sie Wochen lang

an das Krankenbett ihres kleinen Waldemar gebunden, der an einer Lungenentzündung litt, „immer geduldig wie ein Engel.“ Am 4. Auguſt 1820 berichtet ſie von einem vergnügten Tag in Charlottenburg, wo ſie Abends mit den jungen Prinzeſſinnen um die Wette lief und den Sieg davon trug. „Und denke dir, nach dem frohen Tag muß mich den andern Morgen ein ſo großes Unglück treffen, ich ſchlief hier — Berlin — und Adalbert ſollte den andern Morgen 31. (Juli) mit der Mebes hereinfahren zur Lection — unterwegens von Schönhauſen will er ausſpucken, der Schlag geht auf, er fällt heraus mit dem Kopf zuerſt (ſich überſchlagend) auf den eiſernen Tritt des Wagens — ſo kommt er denn hier an, denke dir welch ein Todesſchreck mit der ganzen Stirne offen, daß man den Knochen liegen ſah — er ward verbunden wohl eine halbe Stunde lang, ich hielt ihn dazu — denke dir, was ich dabei ausſtand.“ Die Geneſung ging gut von Statten. Des Königs Geburtstag (3. Auguſt), konnte die Mutter bereits auf der Pfaueninſel mitfeiern. Aber in demſelben Monat (16. Auguſt) that der Prinz einen ſchweren Fall vom Pferde und kam mit blutigem und geſchwollnem Geſichte heim. Die Prinzeß verliert den Muth, ſelbſt den Humor nicht: „Jetzt iſt er auch genöthigt, das Zimmer zu hüten, denn ſein Geſicht iſt ganz mit Pflaſtern bedeckt. Wenn das ſo fortgeht, wird unſere ganze Familie bald eine hübſche Figur machen — nein, Gott behüt' uns davor!“

Zur Familie rechnete die Prinzeß auch die Menſchen, die zu ihrem Hofſtaat und zu ihrem häuslichen Dienſt gehörten. Von unſchätzbarem Werth waren ihr die ritterlichen und frommen Männer, wie Graf von der Gröben und Herr von Rochow. In den wärmſten Ausdrücken ſpricht ſie von ihren Leiſtungen nicht bloß, ſondern auch von ihren Familienverhältniſſen. „Ich habe die Frau des Herrn von Rochow geſehen, die iſt erſt 16 Jahre und hat das ſchönſte Geſicht, das man ſehen kann.“

(11. April 1820). „Gestern haben wir von unserm Herrn von Rochow Abschied genommen — es hat mir doch Kummer gemacht und einige Thränen gekostet — er ist sehr gut und seine Frau ist ganz entzückend“ (9. Juli 1820). Die Prinzeß macht dann mit ihrem Gemahl einen Besuch bei dem jungen Paar auf seinem Gut in Stülpe. — Die Hofdamen machen der Prinzeß, eine nach der andern, den Kummer, daß sie sich verheirathen. Beim Abschied ist ihnen das liebste Geschenk das Bild ihrer Herrin in goldner Kapsel mit goldner Kette. — Im Hausdienst begegnen wir der Kammerfrau, Klick, und der Kinderfrau Mebus, durch Jahrzehnte hindurch. Man erzählt, daß die Auswahl des Dienstpersonals zuweilen mehr nach seiner Bedürftigkeit als nach seiner Tüchtigkeit geschehen sei. Der Wunsch, ein armes Menschenleben zu retten und neu zu gründen, wirkte dabei mit. So gab der Prinz einmal seiner Gemahlin einen Diener, den er gerne aus seinem unordentlichen Wandel gerissen sehen wollte. Ein Offizier, der ihm für seine Söhne zu mathematischem Unterricht empfohlen war, hielt sich von Trunksucht nicht frei. Es wurde vor den Prinzen die Meinung gebracht, es gehe doch nicht länger. Aber der Prinz erwiderte: „Sind wir nicht Alle irrende Schafe?“ und übte mit ihm weiter Geduld. Vorbildlich für die Frauen in allen Ständen ist die Weise, wie die Prinzeß mütterlich sich ihrer Dienerinnen annahm. Sie hatte ein junges Mädchen aus der hessischen Heimath kommen lassen und Alles lag ihr daran, daß dasselbe in der Einfalt des Glaubens und der Reinheit der Sitten blieb. Sie schaute sich um, in welcher Kirche und von welchem Prediger der großen Stadt diese köstlichen Güter wohl am besten möchten behütet werden. Es war im Jahre 1811. Derjenige Geistliche Berlins, der damals das Evangelium von Christus vor andern herzmäßig und herzandringend verkündete, war der alte Hermes an der kleinen Spittelkirche. An ihn schreibt die

Prinzeß und bittet ihn dringend, ihrer Dienerin einen Platz in seiner Kirche einräumen zu wollen, zu dessen Bezahlung sich die Herrin bereit erklärt, und bis das in aller Form geschehen sei, dürfe das junge Mädchen doch wohl gleich am nächsten Sonntag sich zu seinen Füßen setzen.

Zu den mutterlosen Kindern des Königs hatte die Prinzeß ein Verhältniß der treusten Fürsorge, namentlich zu den drei ältesten, dem Kronprinzen, dem Prinzen Wilhelm und der Prinzeß Charlotte. Die früh hervortretende Eigenart des reichbegabten und für alles Höchste begeisterten, innig frommen und deutsch gesinnten Kronprinzen steigerten die Theilnahme der Tante an dem Neffen zum Interesse der geistig bedeutenden Frau an dem vielversprechenden Jüngling. Bezeichnend ist es für die Innerlichkeit der Gemeinschaft, in welcher die beiden standen, daß der Kronprinz die Prinzeß zum Kirchgang in Schönhausen besucht. „Diesen Morgen," schreibt sie (am 9. Juli 1820), „kam der Kronprinz in aller Frühe von Charlottenburg, um mit uns in unsre Dorfkirche zu gehen. Er ist mit seinem Morgen sehr zufrieden zurückgekehrt, was mir Freude macht, weil ich ihm unsern Prediger so sehr gelobt hatte, und seine Predigt war wirklich ausgezeichnet und sehr erbaulich. Das ist hier eine große Annehmlichkeit, denn sonst wäre ich genöthigt, Sonntags in die Stadt zu fahren." — Des Prinzen Wilhelm nimmt sie sich am Tag seiner ersten Communion mütterlich an. Sie holt den Vereinsamten zu sich und bringt den Tag in traulicher Stille mit ihm zu. Er vergilt ihr diese mütterliche Liebe, wenn er in seiner ritterlichen und treuherzigen Art zum Geburtstag ihrer Mutter früh mit seinem Segenswunsch erscheint. Sie ist beglückt, daß er von St. Petersburg, wohin er seine Schwester Charlotte begleitet hat, als ihre Vermählung mit dem Großfürsten Nikolaus gefeiert ward, heimkehrte — nicht bloß von dem Hundebiß, den er dort erlitten, geheilt, sondern

von der großen Welt, in welche er eingetreten und mit einer Fülle von Ehren überſchüttet worden, unbeſchädigt. — Außerordentlich innig war das Verhältniß der Prinzeß zu ihrer Nichte Charlotte, der nachmaligen Kaiſerin von Rußland. Ihr verdankt ſie den Namen „Minnetroſt“, der aus Fouqués Zauberring ſtammte. Die Jungfrau ſah an der Frau wie zu einem Vorbild empor. Schon im Mai 1812 ſchreibt die Nichte: „Wie ich mich immer freue, wenn ein Brief kommt und ich Ihre Handſchrift erkenne, geliebte Tante.“ Im Jahr 1813 fängt die vierzehnjährige Prinzeß nach dem Vorbild der Tante an, ein Tagebuch zu ſchreiben. Im September 1813, als dieſe in Berlin ſo tapfer aushält, ſchreibt ihr die Nichte: „Himmliſche Tante, welche neue Angſt und welche neue Gefahren müſſen Sie ausgeſtanden haben, oder bauten Sie mit ſolcher Zuverſicht auf den gütigen Gott, daß es Ihnen als eine Unmöglichkeit vorkam, die Feinde noch einmal in Berlin einfallen zu ſehn? Wie ich Sie kenne, ſo glaube ich ohne Erſtaunen an Ihren Muth.“ Zum Geburtstag (13. October 1813) ſchreibt ſie aus Breslau: „Mein erſt Gefühl ſei Preis und Dank! Doch heute iſt es mir unmöglich, auch dieſes Gefühl zu haben, denn ich bin recht traurig, ſo weit von Berlin, nicht bei Ihnen zu ſein.“ Nach der Verlobung: „Ach, liebe Herzenstante, was iſt mir das Herz ſo ſchwer! wie werde ich es tragen die harte Trennung! Ich ſoll alle die treuen Herzen miſſen und den Rath meiner Minnetroſt und die himmliſch ſüßen Worte nicht mehr hören.“ Nach der Abreiſe 1817: „Was wird das für ein Tag für mich ſein, wenn ich zum erſtenmal wieder mich in das grüne Zimmer finden werde, das für mich der Schauplatz ſo verſchiedener Genüſſe war. Ach, in Ihrer Nähe da ging mir jedesmal das Herz auf und es floß über in Vertrauen und Beſprechen, ich fand ja ſo ſchöne Theilnahme, ſo warmes Mitempfinden, daß alle Scheu, alles Mißtrauen davonflog.“ Wir fügen zum Zeugniß der Treue, welche in dieſer Liebe der Nichte zur Tante

war, aus dem letzten Brief, den ſie ihr 1846 aus Palermo geſchrieben, die Worte hinzu: „Liebe Herzenstante, liebe Minnetroſt. Ihr Brief von eigener Hand! ach, wie mich das rührte, ich kriegte ſo das Weinen darüber aus Dankbarkeit! Gott! ſo ein rechter Beweis Ihrer warmen treuen Liebe zu mir, ich kanns gar nicht ausſprechen, wie es mich ergriff! Gott lohne es Ihnen, ach liebe Minnetroſt, indem Er Sie heile von dieſen Schmerzen, von dieſem Siechen!“ Und als die Prinzeß heimgegangen war, ſchrieb die Kaiſerin ihrer Tochter Eliſabeth: „Ich ſchreibe Dir die Zeilen eines Liedes ab, das ich ſo liebte und auf Minnetroſt bezog: du biſt die Ruh, du biſt der Friede mild, die Sehnſucht du und was ſie ſtillt.“ Die Liebe der Nichte war von der Liebe der Tante geweckt. Sie ſchreibt am Tage der Abreiſe der Prinzeß Charlotte (12. Juni 1817): „Es bereitet mir ſehr großes Leid — ich liebte ſie ſo ſehr, ſie war mir ſo anhänglich und die Art ihres Charakters war ganz zum „Beleben“ gemacht — und das haben wir hier nöthig... Dieſe grauſame Abreiſe hat mich ſehr an die meinige erinnert... Obwohl wir von einander verſchieden waren, ſo waren wir doch ſehr mit einander verbunden und ſie wird mir überall fehlen, dieſe theure Charlotte. Gott geleite ſie in dieſer neuen und größeren Welt, ſie hat ſo viel Reinheit und Unſchuld in ihrem Charakter bewahrt, daß ſie ſich oft wundern wird, wenn ſie eine ſo verkehrte Welt kennen lernt wie die von St. Petersburg iſt.“ Bei der erſten Wiederkehr in die Heimath richtete es die Großfürſtin ſo ein, daß ſie zu dem 13. October (1820), dem Geburtstag der Tante, in Berlin ankam. „Sie iſt gut und einfach wie immer und ſchöner als ſie war, trotzdem daß ſie ſehr blaß und mager iſt. Man freut ſich auch in der Stadt außerordentlich über ihre Ankunft. Sie hat mir ein ſchönes Armband mit drei farbigen Steinen gegeben: Glaube, Liebe, Hoffnung — Saphir, Rubin, Smaragd.“ — So lange die

königlichen Kinder noch zusammen waren, wurden sie von der Tante oft zum Lesen Abends eingeladen. Die Gabe der Prinzeß Charlotte, die Gesellschaft zu beleben, zeigte sich dann wohl einmal übermächtig, wenn sie z. B. beim Vorlesen Fouqués aus seinen Dichtungen durch irgend eine Ursache im unpassenden Augenblick in ein unbezwingbares Lachen gerieth.

Das Leben der Prinzeß zog um den Mittelpunkt ihrer Häuslichkeit viele Kreise: der Hof in Berlin, das Elternhaus in Homburg, die zerstreuten Ansiedelungen ihrer Geschwister, die Geselligkeit, die Freundschaft, die Kunst und zuletzt, was ihr doch das Wichtigste war, die Kirche. Wir geben aus den Briefen der nächsten Jahre zur Bezeichnung dieser Lebenskreise Einzelnes, wie es sich grade darbietet. Die Gluth der Vaterlandsliebe war durch den Frieden nicht abgekühlt. Bei der ersten Wiederkehr des Tags von Belle Alliance freut sie sich mit ihren Kleinen des schönen Wetters beim Gottesdienst in freier Luft. Am 24. Juni 1816 schreibt sie: „Gestern hat Maria Weber ein Conzert wiederholt, von welchem alle Welt aufs höchste bezaubert war und ich an der Spitze, es waren drei Lieder von Körner, welche M. Weber für 40 Männerstimmen componirt hatte — der unglückliche Vater Körners und auch seine Mutter saßen mir grade gegenüber, wie hat es sie rühren müssen und vorzüglich die Begeisterung der Zuhörer. Dann ließ er die Schlacht bei Belle Alliance spielen, auch von seiner Composition, außerordentlich gut ausgeführt und von einer schönern Composition als eine Schlacht von Viktoria von Beethoven, die wir neulich gehört.“ Für den Geburtstag des Prinzen und die Wiederkehr des Taufstags der kleinen Elisabeth und der Capitulation von Paris (3. Juli) hatte die Prinzeß den König und die ganze Familie zum Mittagsmahl in den Thiergarten eingeladen. Das Wetter war wunderschön und die Stimmung überaus fröhlich. Wie anders am andern Morgen,

„Ich habe einen ſchreckliche Morgen gehabt, man hat ein Feſt zum Andenken der für das Vaterland Geſtorbenen gefeiert, zuerſt waren wir mit dem Militär in der Garniſonskirche, dann in der großen Lutheriſchen St. Nicolaikirche. Ich kann mich noch jetzt kaum auf den Beinen halten, ſo hat es mich angegriffen, und denken Sie ſich, liebe Mama, es hat von 8 bis 11 Uhr gedauert. Das war wirklich zu viel verlangt. Der Tag macht mich ſeit lange ſchon traurig, denn meine kleine Amalla würde heute ſchon elf Jahre ſein, wie köſtlich wäre es für mich, in meinem Alter ſchon eine beinahe ganz große Tochter zu haben."

Aus Homburg kam die Nachricht, daß mit dem verwandten Hauſe von Heſſen-Darmſtadt das ſeit der Gründung des Rheinbundes geſtörte Verhältniß wieder im Frieden geordnet ſei. Den Zuſatz, den der Großherzog von Heſſen um ſeiner linksrheiniſchen Beſitzungen willen ſeinem Namen gegeben: „und bei Rhein" iſt ihr ſehr ſympathiſch. Ende Juli wird ihr das Glück, Homburg wieder beſuchen zu dürfen. Über zwei Monate währte der Aufenthalt. Am 4. October folgt ſie in Butzbach, nachdem ſie den abſcheulichen Weg von Friedberg dorthin, der ſchon durch die Heimreiſe des „Wandsbecker Boten" aus Darmſtadt eine literäriſche Berühmtheit erlangt hatte, glücklich zurückgelegt, „dem unwiderſtehlichen Drang des Herzens" und ſendet flüchtige Zeilen voll heißen Dankes ins elterliche Schloß zurück. Dießmal ging der Weg über Marburg, wo ſie das alte heſſiſche Schloß und in der Eliſabethkirche das Grab ihrer Ahnfrau beſuchte, über Kaſſel, wo ſie die ſchöne Natur in Wilhelmshöhe genoß, die Pracht in den Schlöſſern bewunderte und „zu ihrem wahrhaften Troſte" den letzten Abend bei ihrer ehemaligen Erzieherin, Fräulein von Dornop, den Thee trank. — Sofort nach Ankunft in Berlin begann wieder die Unruhe der Feſtlichkeiten und im kommenden Winter ſteigert ſich dieſelbe aufs

Höchſte: „die Bälle endigen nicht, in 4 Wochen war ich nur vier oder fünfmal ruhig zu Hauſe.“ Die Unruhe, welche die nächſte Umgebung ihr bringt, wird geſteigert durch die Sorgen um die Geſchwiſter. Zwei Verlobungen fangen zu ſpielen an und das Spiel geſtaltet ſich zum Theil ſehr ernſt: ihr Bruder Philipp ward um der engliſchen Prinzeß Eliſabeth, ihre Schweſter Auguſte ward von dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin umworben.

Im Herbſt hatte ſie die große Freude, die Feſtlichkeiten des dreihundertjährigen Jubiläums der Reformation in Wittenberg mitzufeiern. Durch die Verknüpfung der Einführung der Union mit der Feier der Reformation gewann dieſe für die Prinzeß eine eigenthümliche Bedeutung: ſie, die lutheriſche Chriſtin, feierte zum erſtenmal mit der reformierten königlichen Familie das heilige Abendmahl. Sie ſchrieb darüber an ihre lutheriſche Mutter, die das Abendmahl nicht mit ihrem reformierten Gemahl zu empfangen pflegte: „Am 31. October des Morgens vor der Abreiſe nach Wittenberg habe ich in Potsdam mit dem König und der ganzen Familie communiciert. Anfangs hatte ich mir Scrupeln gemacht und ich wollte es nicht ſo zum erſtenmal thun, denn in der Folge hätte ich es doch thun müſſen, (weil es nun ganz neu eingeführt iſt — die Vereinigung) aber dann iſt etwas dazu gekommen, was mich veranlaßte, meinen Entſchluß zu ändern, weil mein Weigern eine Familienſpaltung hätte hervorbringen können, ſo daß es beſſer war, gleich zu thun, was ich einige Monate ſpäter doch hätte thun müſſen. Jetzt, oder vielmehr ſchon in Wittenberg, habe ich nicht mehr bedauert, es gethan zu haben, im Gegentheil war ich in mir ſelbſt zufrieden.“ Die Tage in Wittenberg machten einen großen Eindruck auf die Prinzeß.

Die kurzen Sätze ihres Tagebuches, je unmittelbarer und prunkloſer ſie ihre Empfindungen wiedergeben, deſto wahrer

werden sie uns das Bild des großen Ereignisses im Spiegel eines edlen deutschen Frauengemüths geben. „1817. Wittenberg, 31. Oct. Von Potsdam kamen wir hier Abends an. Der Zug glich einer wallfahrenden Karawane. Beim König las General von Knesebeck den Traum Friedrichs des Weisen vor, den er über Luther in der Nacht vom 30.—31. October 1517 gehabt hatte, — während man vor dem Schloß „Ein feste Burg" sang. Auf dem Platz, wo er heute vor 300 Jahren die Sätze an der Schloßkirche anheftete, brannte heut' ein Kreuz. Morgen wird die Kirche neu eingeweiht, welche bei der letzten Belagerung zerstört worden war. — 1. November. Erweckt wurde ich durch das Lied: „Nun danket Alle Gott", was vom Thurme die Posaunen bliesen. Um 8 Uhr versammelten wir uns beim König. Als alle Glocken läuteten, kam die Procession, der Magistrat voran, da schloß sich der König an, den Prinzen folgten wir. Unter dem Donner der Kanonen ging der Zug zur Schloßkirche. Am Ende wurden dort Seminaristen eingesegnet von dem neuerrichteten Seminar. Auch eine schöne Idee, da die Universität weggekommen ist, die Theologen hier zu bilden, welches doch das zweckmäßigste Studium für Wittenberg just ist. Bis 12 dauerte es. Um 1 Uhr ward der Grundstein auf dem Markt zu Luthers Monument gelegt. Wir Alle warfen Lehm dazu und hämmerten daran. Dann sahen wir das Colberger (9.) Regiment in Parade an uns vorbeimarschiren, aus Frankreich kommend, was gerade hier in den Vorstädten anno 1813 eine Affaire gehabt hatte, unter Kleist, der just auch hier war. Um 2 ging's in die Stadtkirche bis 4 Uhr, wo ein Kinderfest war; zu Ehren und zum Andenken Luthers waren alle Kinder geschmückt, weil er so viel für die Schulen gethan hat. Das ganze Schiff der Kirche war mit ihnen angefüllt. Dann war Diner. Hernach sah ich meine Schwester von Dessau. Mit dem Kronprinzen hatte ich viele Gespräche. — Sonntag,

2. November. In der Stadtkirche wurden Kinder confirmirt. Dann im Augusteum in Luthers Stube, dann zu seinem Grabe. Dort sprach ich einen englischen Missionar an. Nichts in der Welt fast nähme ich dafür, nicht in Wittenberg bei dieser Gelegenheit gewesen zu sein. Solch ein Augenblick kehrt nicht wieder. Von der Kirchenvereinigung war es eigentlich dort noch stille. Sie glauben es gelinder beginnen zu müssen. Mir war es auch lieb, daß an Luthers Fest seine Einführungen noch heilig blieben, unverändert."

Der Sommer 1818 brachte der Prinzeß einen Aufenthalt in Homburg. Auf dem Heimweg machte sie einen Besuch bei der Tante in Weimar und lernte Goethe kennen. Berlin dünkte ihr im Anfang im Vergleich mit „der Homburger Lebhaftigkeit" eintönig. Ihre Spazierfahrten machte sie mehr aus Pflicht als Neigung. Als aber der Winter kam und in ihm erst die Kaiserin von Rußland, dann die Schwester Auguste zum Besuch am königlichen Hof sich einstellte, da jagten die Feste einander. Die Prinzeß erfreut sich zwischen der zerstreuenden Unruhe mit der Schwester an den guten Berliner Predigern. Dann kommt mit dem Frühling eine ruhigere Zeit. Der Prinz liest ihr wieder vor, unter anderm Johannes von Müller's Schweizergeschichte. In Schönhausen, von wo der Humboldtsche Landsitz in Tegel besucht wird, giebt es Naturgenuß, so gut die Nähe von Berlin ihn bieten kann. Dann darf sie Homburg wieder sehen und in Ems einen Aufenthalt nehmen. Im Winter bringt der Tod des Erbgroßherzogs von Mecklenburg, durch welchen ihre Schwester Wittwe wird, und die Krankheit des kleinen Waldemar dem Herzen schmerzliche Bewegung. Die schmerzlichste verursacht der plötzliche Tod des geliebten Vaters. Er war schon längere Zeit körperlich sehr angegriffen und seine Seele litt in diesem Zustand doppelt unter jedem Ereigniß, das seinem Leben mit einer Veränderung oder einem Verlust drohte. Namentlich

hatte ihm die Vermählung ſeiner Tochter Auguſte, die nur zu einem ſo kurzen Glücke führen ſollte, große Noth bereitet. Ihren Weggang (3. April 1819) empfand er wie Undankbarkeit. Dem Einzug der engliſchen Prinzeß (1. April 1818), die ſeinem älteſten Sohn das häusliche Glück und dem ſtillen Homburg neues Leben brachte, wich er aus. Die Vermählung ſeines Sohnes Guſtav mit der Nichte desſelben, Prinzeß Luiſe von Anhalt-Deſſau, die am 12. Februar 1818 Statt gefunden, ſcheint ihm weniger aufregend geweſen zu ſein. Das Paar ließ ſich in Homburg nieder. Die goldene Hochzeit (27. September 1819) feierte der Landgraf in der Stille. Einen Freudenſtrahl brachte die Geburt einer Tochter des Prinzen Guſtav (1. October 1819) in das Leben des Großvaters. „Welche Freude und neues Aufleben für Papa!“ ſchrieb die Prinzeß Wilhelm. „Das erfreut mich doppelt, wenn ich mir im alten Homburg wieder einmal ein Kind vorſtelle! — Nur durch Kinder blüht alles fort im Leben, wie in der Natur durch des Frühlings Grün.“ Während junges Leben in Homburg aufgrünte, ging es mit dem alten Herrn des Schloſſes raſch zu Ende. Er ſtarb am 20. Januar 1820 eine Viertelſtunde vor Mitternacht. Es fehlten ſeinem Lebenslaufe zehn Tage an zweiundſiebzig Jahren. Außer den in Homburg wohnenden Kindern war auch der jüngſte Sohn, Prinz Ferdinand, beim Tode zugegen. „Gottlob, daß du zugegen warſt!“ ſchrieb ihm die Schweſter. „Welchen Eindruck muß dir auf ewig ſein letzter Blick machen, der letzte Blick eines ſolchen verklärten Heiligen! Wie wenig ſolche reine und fromme Menſchen mag die Erde getragen haben! Gewiß kam nie ein böſer Gedanke in dieſe Seele! Daß Du Mama ſo ſtark und gefaßt, ſo ſich ſelbſt vergeſſen und an ſeinem Todbette geſehen haſt, muß Dir auch ein wohlthätiges Gefühl ſein!“ An die Mutter ſchreibt die Prinzeß am 28. Januar, dießmal deutſch: „Ach! liebe theure, arme Mama, was em-

pfinde ich indem ich dieſen Brief anfangen muß — ich ſchreib auch Teutſch, aber in dem Schmerz kann ich nicht nach Worten ſuchen, das werden Sie am beſten begreifen. Gott wie muß es Ihnen zu Muthe ſein, wie wird Ihre theure Geſundheit den harten Schlag überſtanden haben — wäre ich doch bei Ihnen liebe Mama ſo wäre ich beruhigter — aber ſo in der Ferne nicht wiſſend was Sie machen wie es Ihnen geht das iſt ſchrecklich! Seit drei Tagen ſchon weiß ich die fürchterliche Nachricht — am 25ten Vormittags kam ſie bei uns und auch denſelben Tag bei S. Auguſte und Br. Louis in Ludwigsluſt an.

„Wie ſchnell iſt es gekommen, nachdem juſt in den letzteren Zeiten mir beßere Nachrichten über des Geliebten Papa Geſundheit waren gegeben worden — ach! wie tröſtlich ſein ſchönes ſüßes Ende, recht anpaßend zu ſeinem ſchönem Leben. O ihm iſt wohl, wie ſchön wird es für ihm im Himmel ſein, wie wird er ſich gefreut haben Leopold wieder zu finden. — Aber Sie liebe Mama ſind unausſprechlich zu bedauern, juſt in den ſpäteren Jahren hatten Sie ſich noch mehr an ihn angeſchloſſen, und wie oft haben Sie mir geſagt wie nöthig er zu Ihrem Glücke wäre — ach! das ſteht mir alles recht vor Augen und der Seele und Sie vor uns allen beklage ich am aller, allermeiſten — aber wir alle ach, wie viel verlieren wir auch in dem lieben lieben geliebten Vater!

„Ich ſchreibe das alles ſo hin, und oft iſt mirs doch wieder als ſei es nicht — wäre ich in Homburg und dabei geweſen, ja dann wäre es mir anſchaulich — aber ſo in der Ferne, iſt es zu ſchwer den ſchrecklichen Verluſt immer zu glauben. So geſtern nahm ich mir vor Ihnen zu ſchreiben wie ſchön ſich der König bei dieſem Fall benommen hatte denkend es würde Ihnen Freude machen liebe Mama, und da dachte ich ſo dabei „und Mama kann es auch Papa ſagen den wird es auch freuen" ſo als wenn es ihm weiter nichts anginge.

„Gleich als die Nachricht gekommen war schrieb es der Prinz dem König, der unverzüglich herauf zu uns kam, und denken Sie sich er weinte, obgleich er ihn doch wenig gekannt hatte, und sonst so kalt erscheint. Sogleich hat er in 8 Tagen alle Lustbarkeiten bei sich und dem Hof und Familie abgesagt, geht in 8 Tagen nirgends öffentlich hin! Ließ die Loge der redoute sogar zuschließen, damit ein jeder es sehe daß kein Mensch sich dürfte in der königl. Loge blicken lassen. Alle Menschen nehmen den tiefsten Antheil, alles weint um ihn — das würde Ihnen auch hier tröstlich sein zu sehen, wie es Ihnen in Homburg jetzt sein wird. Einige Billets lege ich bei, wenn Sie sie lesen wollen.

„Gott gebe nur daß ich bald Nachricht von Ihnen theure Mama bekomme.

Der Prinz betrauert Papa wie seinen eigenen Vater, er legt sich Ihnen zu Füßen und weint treulich mit uns. Die Kinder haben auch recht geweint, vorzüglich Adalbert.

„Der liebe Gott ist so gnädig mir meinen lieben Waldemar zu erretten seit dem 14ten geht es besser nach drey tödlichen Rückfällen.

„Ich darf nicht länger Ihren Schmerz stören mit diesem langen Brief — der Gott des Friedens segne Sie, liebe Mama mit Kraft und Muth das schwere Schicksal zu ertragen. Mit ewiger Liebe und treuer Kindespflicht

Ihre ergebene Marianne."

Die trauernde Tochter ging zum erstenmal wieder unter Menschen, um der alten Fürstin Radziwill das letzte Geleite zu geben. „Es war zum Sterben, wär' es mein Vater gewesen," schreibt sie. Sie bewunderte die nächsten Angehörigen, die der ganzen Feier beigewohnt bis zum Versenken der Leiche in die Gruft — „in die ich auch einmal hinein kommen werde," fährt sie fort, „wann wird es sein? dachte ich immer ganz

zerknirscht von Todesgedanken war ich, ganz aufgelöst in Thränen und sehr angegriffen." — Die Mutter überlebte den Gemahl noch ein Jahr und acht Monate. Nach halbjährigem Krankenlager starb sie am 18. September 1821. Sie hatte ihr Leben auf fünfundsiebenzig und ein halbes Jahr gebracht. Ihren letzten Geburtstag hatte die Tochter in Berlin mit innigster Versenkung in das Leben der Mutter noch gefeiert. Sie hatte ihn begonnen, indem sie ein Gebet las, das für diesen Tag verfaßt war, sie hatte ihn beendigt, indem sie vor dem Bilde des Vaters ihr schrieb, wie viel Glückwünsche sie den Tag über für die Mutter empfangen. Am 1. Juni hatte sie ihren Besuch in Homburg angekündigt und die erste Arbeit der kleinen sechsjährigen Enkelin Elisabeth der Großmutter gesandt: „es ist dazu, daß Sie Ihr Glas darauf stellen, wenn Sie Ihre Marmortische nicht verderben wollen." Der Besuch kam zu Stande. Am 30. August schreibt sie auf der Rückreise von Marburg aus. „Meine sehr theure Mama, wie war ich traurig, und doppelt traurig, Sie zum erstenmal ohne Abschied verlassen zu müssen. Aber Wedekind*) hatte es gewollt. Zum Glück war Ihr Zimmer gestern dunkel, sonst hätten Sie es doch errathen. Adieu, adieu, meine vielgeliebte Mama, ich bitte den lieben Gott, daß Ihre gänzliche Wiederherstellung recht nahe sein möge und daß, wenn ich eines Tages in das geliebte Homburg zurückkehren werde, Sie sich so wohl wie sonst befinden. Ich danke Ihnen, theure Mama, für alle Ihre Güte, die mich so glücklich gemacht und ich küsse im Geist Ihre theuren Hände." Nachdem sie die Reiseerlebnisse erzählt hat, schließt sie den Brief: „Gute Nacht, meine theure Mama, ach, daß ich es nicht wie gestern und die andern Tage Ihnen am Bette wünschen kann. Ganz die Ihrige, für das Leben, sehr theure Mama. Ihre ganz

*) Der Arzt.

ergebene Marianne.“ Die Fortſetzung der Reiſebeſchreibung, die ſie am 15. September in Berlin giebt: von einer Begegnung Hufelands bei Jesberg und einem Geſpräch mit ihm über der Mutter Befinden bei ſtrömenden Regen, von der Freude an der Wilhelmshöhe und am Harz, dann die Mittheilungen von dem Beſuch des Erzherzogs Ferdinand, nachmaligen Kaiſers von Öſterreich, der ihr „einfach, gut und anſpruchslos“ vorkam, und von dem ganzen Berliner Leben, in das ſie wieder eingetreten — dieſer letzte Brief der treuen Tochter kam nicht mehr in die geliebten Hände der Mutter. „Ach! wie ſchrecklich trübe iſt der Gedanke: Homburg ohne Eltern!“ ſo ſchreibt ſie ihrem Bruder Ferdinand. „So wird von Jahr zu Jahr das Leben ernſter! Aber wohl Denen, die geendet haben und in Ruhe ſind und in ewiger Seligkeit! Mama ſehnte ſich ſo nach Papa; davon ſprach ſie immer: und nun ſind ſie ja vereint und mit Leopold!“

X.

Die Stille.

„Homburg ohne Eltern!“ So klingt es ſchmerzlich aus der Seele der Prinzeß. Noch immer bleibt es ihr der geliebte Ort der Heimath, der Jugenderinnerungen, der geſchwiſterlichen Gemeinſchaft. Und noch manches liebe Mal hat ſie Stadt und Schloß, Garten und Wald mit klopfendem Herzen wieder betreten. Aber ſo überwältigend wie bei Lebzeiten der Eltern wirkte hinfort die Sehnſucht nach Homburg nicht mehr auf ſie ein. Es iſt bezeichnend, daß ſie im Jahr nach der Eltern Heimgang mit ihrem Gemahl und den Kindern zum erſtenmal den Ort bezieht, der hinfort ihr jährlich die heißerſehnte Stille bietet — Fiſchbach in Schleſien. Wir laden die Leſer zum Mitbeſuch desſelben ein.

Wem Gott die Wohnung in der Unruhe der Hauptſtadt und dazu ein Herz beſcheert hat, das nach Stille ſich ſehnt, dem mag ein Ausflug ins Hirſchberger Thal empfohlen werden. Wir ſteigen am Sonnabend ſpät in den Wagen. Es iſt Sommerſonnenwende. Früh geht die Sonne auf und die Erde ſteht in ihrem ſchönſten Schmuck. Die Wonne, die der Blick ſchon vorher in ſich geſogen, dringt wie erquickender Bergesodem ans Herz, ſobald der Fuß in Jannowitz aus dem Wagen in den thaufriſchen Wieſengrund hinabſteigt. Wir fragen die

Bäuerin, die vor der Thür ihres Hauſes der Sonntagsfrühe ſich freut, nach dem Hauſe des Gaſtfreundes, und hören die Antwort in einer Mundart, die an ſüddeutſche Volksſprache erinnert. Der Gaſtfreund, der ſich dort links im lieblichen Thal angeſiedelt, heißt uns beim Frühmahl willkommen und giebt uns, damit wir des Weges nicht fehlen, eine Strecke das Geleit. Welch ein Weg! Rings umher bewaldete Kuppen, aus denen mächtige Felſen wie Altäre Gottes hervorragen; zur Rechten rauſcht der Bober wie ein Jüngling, der aus dem Gebirge mit friſcher Kraft in die Welt hinaus zieht; er rauſcht durch Wieſen, die mit dem bunteſten Blumenſchmuck in den lichteſten Farben bedeckt ſind. Wie wir den Bober verlaſſen und eine Höhe emporſteigen, ſpringt uns das fröhlichſte Bächlein entgegen und das Blühen will nicht enden — rother Klee und blaues Vergißmeinnicht, Glockenblumen und Nelken, Orchideen und Scabioſen wetteifern mit einander und am Wege ſind gerade die erſten wilden Roſen aufgeblüht. Wir haben die Höhe erreicht. Da liegt auf einmal das ganze Rieſengebirge in herrlichem Blau vor uns, in ſeiner Mitte die Schneekoppe; vor ihm ſtundenweit das Hirſchberger Thal im mannigfaltigſten und wärmſten Grün; in nächſter Nähe Fiſchbach, das eigentliche Ziel der Wanderung, der Sommeraufenthalt der Prinzeß Wilhelm. Zur Rechten, nur wenige Minuten entfernt, erheben ſich die Falkenberge, der vordere mit dem Kreuz, das die Prinzeß einſt hat errichten laſſen. Wie innig ſtimmen wir in das Wort ein, das wir längſt, ehe wir das Kreuz ſelbſt geſehen, kennen: „Des Kreuzes Segen über Wilhelm, ſeine Nachkommen und das ganze Thal.“ Drunten in Fiſchbach wird der Gottesdienſt bald beginnen, ſchon kommt von dem Schweizerhaus, welches der Prinz Wilhelm ſeiner Gemahlin einſt zum Geburtstag am Abhange des Falkenbergs hat bauen laſſen und in welchem ſie mit den Höchſten der Erde manche Stunde ländlich

festlich verlebt, der wackere Förster herab, der eine stattliche Zillerthalerin aus der benachbarten Ansiedelung sich zum Weibe genommen. Unter lebhaftem Gespräch über Einst und Jetzt, über Wald und Feld, über den Pastor und die Gemeinde treten wir ins Dorf. Der Geistliche spendet schon das heilige Mahl und unschicklich wär' es, in dieser Stunde an die Thür des Pfarrhauses zu klopfen, wie gern und gastlich sie sich öffnet. Wir legen das leichte Gepäck des Fußwanderers im „Gerichtskretscham" ab, dem Versammlungsorte nicht blos für die Männer, wenn sie eine Angelegenheit der Gemeinde zu berathen haben, sondern am Sonntag vor der Kirche wohl auch für Frauen, die über Feld zum Gottesdienst gekommen sind und mit einer Tasse Kaffee sich erquicken. Wir bitten um eine Erquickung mit dem alten Volksliederklang: „Bringt mir Weck und bringt mir Wein!" und beobachten das Leben des Volkes umher. Bald ist's Zeit zur Kirche. Nur langsam, noch unter dem langen Gesang sammelt sich die Gemeinde. An dem Altar, an welchem einst die Prinzeß Marie, jetzt verwittwete Königin von Bayern, in die Hand des Oberhofpredigers Strauß ihr evangelisches Gelübde abgelegt, steht ihr einstiger Lehrer für die Fischbacher Tage, seit vierzig Jahren der Hirte der Gemeinde. Sein Augenlicht ist fast erloschen. Aber sicher findet er den langgewohnten Weg zur Kanzel hinauf. Und wie er das Evangelium des Tages frei aus dem Herzen spricht und darin die Worte: „Mag auch ein Blinder einem Blinden den Weg weisen?" da wird's Einem zu Muthe, als sollte man dem Blinden zurufen: „Selig sind die Augen, die da sehen, das du siehst!" Denn aus dem Sehen der Herrlichkeit des Herrn voll Gnade und Wahrheit giebt er sein Zeugniß und weist der Gemeinde mit sicherer Führung den richtigen Weg. Die Gemeinde aber hört andächtig zu und wenn die Ermüdung der Woche sich geltend macht, nehmen die Frauen

das „Kirchenriechel“ und riechen den kräftigen Duft, auch dem Fremdling, der ſich unter ſie geſetzt, reichen ſie es freundlich dar. Als wir aus der Kirche traten, war das Gebirge völlig klar geworden und es war eine unausſprechliche Wonne, dort umher zu wandern, im Herzen und auf den Lippen das Lob: „Herr, mein Gott, du biſt ſehr herrlich, du biſt ſchön und prächtig geſchmückt, Licht iſt dein Kleid, das du anhaſt, und du breiteſt aus deinen Himmel wie einen Teppich! Du läſſeſt Brunnen quellen in den Gründen, daß die Waſſer zwiſchen den Bergen hinfließen, an denſelben ſitzen die Vögel des Himmels und ſingen unter den Zweigen!“ Wir treten ins gaſtliche Pfarrhaus; der liebe greiſe Pfarrherr thut ſeinen Schatz von Erinnerungen an die fromme Fürſtin auf, die auch ihm einſt eine treue Freundin geweſen.

Fiſchbach war der Lieblingsaufenthalt der Prinzeß, ſeit ſie in Homburg die geliebten Eltern nicht mehr finden konnte. Von dem Jahre 1822 an, in welchem ihr Gemahl Schloß und Park, Feld und Forſt erworben, wohnte ſie regelmäßig dort von der Zeit des ſommerlichen Schmuckes bis gegen Weihnachten, wenn längſt die Berge mit Schnee ſich bedeckt hatten. Sie hatte einen heißen Durſt nach Stille. Das Leben in Berlin war ihr wie eine Pflicht, der ſie ſich willig und fröhlich unterwarf. Aber die reizloſe Gegend, die Unruhe der großen Stadt, das Umherfahren zu Beſuchen und Feſten, wenn im Winter der Hof ſeine Schuldigkeit an Bällen an die Geſellſchaft bezahlte oder fürſtliche Perſonen beim königlichen Hauſe zu Gaſte waren, und die Nöthigung, ſich zu putzen, ward ihr ſchwer. Wie zur Nothwehr hielt ſie ſich darum in Berlin bis zur Mittagszeit verborgen und Abends nach zehn, wenn die Glieder der Familie ſich zurückzogen, ging erſt recht ihre ſtille Zeit zum Schreiben, Leſen und Beten an. „Wenn man nur Bäume hat und Luſt und Ruhe und Stille, ſo fließt doch

das Leben viel heiterer und lieblicher dahin," so konnte sie zum Ruhm Schönhausens sagen. Dies Alles hatte sie reichlich in Fischbach. Sie mochte in das Wort einstimmen, welches ein berühmter Gottesgelehrter unter sein Bild geschrieben: „Nicht nach Ruhe sehn' ich mich, sondern nach Stille." Es war ja Bewegung und Thätigkeit in der Stille: sie lebte ihrem Haus, sie empfing Gäste, sie widmete sich den Bewohnern des Dorfs, aber ihr Leben war einheitlicher, gesammelter, umschränkter, und wenn sie im Schlosse saß, an ihre Lieblingsbeschäftigungen hingegeben, wenn sie durchs Fenster in den Park und durch die Umrahmung mächtiger Bäume nach dem Gebirge schaute, wenn sie nach den Lieblingsstätten um das Schloß her mit dem Buch oder der Handarbeit sich begab — sie fühlte den Athem Gottes in dem Athemholen einer großen und schönen Natur, und man begreift, daß es allemal einen Entschluß kostete, wenn sie nach Berlin, nach ihrem „goldenen Käfig", wie sie sich ausdrückte, zurück mußte.

Der Sehnsucht nach Stille, welche in der Prinzeß von Jahr zu Jahr stärker sich regte, entspricht die Lage ihres Schlosses. Von dem Dorfe her sieht man's nicht. In der unmittelbarsten Nähe verbirgt sich's noch hinter landwirthschaftlichen Gebäuden. Durch den Hof derselben muß man hindurch: da erst stellt es sich dar, von einem wassergefüllten Graben, von einem frischen Park umgeben, der sich unmerklich in die Fluren und Wälder verliert. Ehe wir über die Brücke treten, wenden wir uns einen Augenblick zur Rechten, dort ist den ehemaligen Besitzern unter schönen Bäumen ein Denkmal errichtet: die Büste des Prinzen und der Prinzeß (von Rauch) sind dort aufgestellt. Wir setzen uns ein wenig auf der Bank nieder und erinnern uns des herrlichen Fürstenpaars, in dessen Lieblingswohnung wir eintreten sollen. Dann überschreiten wir die Brücke. Vor dem Thore rechts und links stehen zwei mächtige Geschütze, die

„Schlachtenſtütze“ und der „Schlachtenſieg“, welche von der brittiſchen Armee im Feldzug 1845—46 den Sikhs abgenommen und als Ehrengeſchenke wegen des rühmlichen Antheils an dem Kriege dem Prinzen Waldemar von Preußen gegeben wurden. Die Pforte wird geöffnet und wir ſtehen in dem inneren Hof des Schloſſes. Das urſprüngliche Gebäude iſt nach den Anordnungen des Prinzen Wilhelm durch Erker und Gallerien ausgeſchmückt. Im „Königszimmer“, in welchem Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. zu wohnen pflegten, zieht die Blicke der Schreibtiſch auf ſich, Familien- und landſchaftliche Bilder darüber. Am meiſten aber intereſſirt uns die Briefmappe, die aufliegt: ſie könnte nicht einfacher ſein, aber auch nicht inhaltsreicher. Auf das Löſchpapier haben die hohen Gäſte, darunter Kaiſer und Könige, beim Abſchied ihren Dank geſchrieben, und man ſpürt's den Worten an, daß die Scheidenden ſich im Schloß und in der Gegend, vor Allem in der Familie, innig wohl gefühlt. Die Kaiſerin Charlotte von Rußland nannte ihre Luſt an den Bergen Schleſiens „eine unglückliche Liebe“. „On pense à ces beaux jours qui n'ont ni veille ni lendemain. Die Melodie der Seelen tönt ewig, ewig fort.“ So ſchreibt ein Herrſcher, bei dem man ſo weiche Töne kaum vermuthet. Ein deutſcher Fürſt, der auch unter der Krone ein tiefforſchender Gelehrte blieb, ſagt dies Abſchiedswort: „Lebe wohl, herrliches Land, wo zwiſchen den Rieſengeſtalten der erhabenen Natur Kunſt und Geſchmack den Aufenthalt der freundlichſten Gaſtfreundſchaft verſchönern. Lang wird dir dankbar noch eine Erinnerung zugewendet bleiben.“ Wie gern ſtimmen wir in die Worte eines andern deutſchen Fürſten ein: „Es giebt keine größere Wonne im Leben, als wenn uns in paradieſiſcher Landſchaft verwandte Herzen begegnen. Solche Wonne ward mir in Fiſchbach.“ Wohlthuend iſt die Wehmuth, mit welcher am Abend ſeines Abſchieds (22. October 1836) Charles

de Bourbon, der Herzog von Lucca, seine Entzückung und seinen Dank begleitet: „Adieu, chère et tranquille vallée de Fischbach! Adieu site délicieuse où j'ai passé des jours calmes et heureux. Ici il semble être à couvert des orages, des tempêtes, ici il semble qu'on est entre le ciel et la terre, ici le bruit du monde expire, ici le cœur reprend son élan plus libre vers son créateur! Adieu charmante vallée bénie du Seigneur, de celui qui a créé le ciel et la terre. Oh! que des bénédictions soient éternelles pour ses possesseurs, qu'ils soient heureux!"*) Was Fischbach für die gesammte Königsfamilie bedeutete, entnehmen wir aus den einfachen Worten Friedrich Wilhelms III. vom 27. August 1835: „Die vier schönen und frohen Fischbacher Familienvereine in den Jahren 1824, 28, 30 und 35 (wozu ein fünfter kam 1838) werden mir stets unvergeßlich bleiben." — Wir verlangen am meisten nach den Räumen, in welchen die Prinzeß weilte und waltete: der Raum der bedeckten Gallerie, durch die man hindurchgeht, läßt uns sofort den christlich-deutschen Geist ihrer einstmaligen Bewohnerin athmen. Die Wände sind fast ganz mit den altdeutschen Bildern aus der Sammlung der Brüder Boisserée bedeckt. Wir treten ins „blaue Zimmer", den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Prinzeß: an der Wand sehen wir das Kölner Dombild von Meister Stephan von Köln, über dem Kamin ist die Büste des Prinzen aufgestellt und dar-

*) „Lebewohl, geliebtes und stilles Thal von Fischbach! Lebewohl, köstliche Ansiedelung, wo ich ruhige und glückliche Tage verbracht! Hier, scheint es, ist man geschützt gegen Sturm und Gewitter, hier scheint es, ist man zwischen Himmel und Erde, hier verliert das Geräusch der Welt seinen Athem, hier nimmt das Herz freieren Aufschwung nach seinem Schöpfer! Lebewohl, entzückendes, vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat, gesegnetes Thal! O daß die Segnungen für seine Besitzer ewig, daß sie glücklich sein möchten!

über, wie ein Sinnbild ſeiner Ritterlichkeit, St. Georg, der den Lindwurm unter ſeine Füße tritt. Andre Heiligenbilder ſchmücken die andern Wände. Den Schreibtiſch ſehen wir mit beſonderer erinnernder Verſenkung an. In der Mitte iſt eine Statue der Maria mit dem Kinde, ferner eine Veronika, die das Haupt des Herrn zeigt und auch hier ein St. Georg mit dem Lindwurm. Und in der Nähe des Schreibtiſches, wenn Hände und Augen müde geworden — und ſie wurden der Prinzeß in den letzten Jahren müde — eine Fenſterniſche mit zwei mächtigen ungepolſterten und unpolirten Holzſeſſeln und durchs Fenſter über dem Garten und Teich durch hohe Fichten ein entzückender Durchblick gradeaus auf die Schneekoppe. Wie gerne laſſen wir unſre Augen die Wege gehen, welche die ihren ſo oft gegangen ſind! — In einem andren Raum hat der große Berliner, für den Prinzen und die Prinzeß eingerichtete Schreibtiſch und der große Berliner Seſſel mit preußiſchem Adler und heſſiſchem Löwen Platz gefunden. Außerdem zieht uns ein Bild aus dem Indiſchen Krieg an, wie der Prinz Waldemar ſeinen ſterbenden Arzt treu und innig in den Armen hält. Wir treten in das eigentliche Heiligthum — in den Erinnerungserker mit den Reliquien aus dem Leben der Prinzeß, deſſen wir am Eingang dieſes Buchs ſchon Erwähnung gethan. Wie eine kleine Kapelle muthet der Raum uns an: er hat gemalte Glasfenſter, in der Mitte ein Chriſtusbild, rechts eine gekrönte Frau mit blauem Mantel, die heilige Eliſabeth, die Stammmutter der Prinzeß, der ſie ſo treulich nachgefolgt. Die beiden Seitenwände ſind mit Schränken beſetzt, deren Drahtgitter dem Biographen zurufen: Laß dich nicht gelüſten! Denn die Prinzeß hat verordnet, daß die Schätze, die hier geborgen ſind, erſt nach einer langen Reihe von Jahren gehoben werden dürfen — und daß es wirkliche Schätze ſind, davon dürfen wir uns überzeugen: Lieblingsbücher, Andenken aller Art, von treuen Händen geſtickt

und geſchrieben, in zierlichen Päcklein und Säcklein eine reiche Correſpondenz und in einer langen Reihe von Bänden die Aufzeichnungen der Prinzeß, die ſie in mitternächtigen Stunden gemacht — Zeugniſſe, wie ſie von den Beſten das Beſte nahm und in ihr innerſtes Leben einführte.

Der Segen der Stille in Fiſchbach war vor Allem die Sammlung, die Vertiefung, das Sichfinden in ihrem Gott und in den Gütern der Gnade. Hier konnte ſie nach Herzensluſt leſen und ſchreiben, beten und ſinnen. Als ob das Schloß noch nicht ſtille genug wäre, zog ſie ſich gerne in das kleine Haus zurück, das verborgen zwiſchen ernſten Fichten gelegen iſt. Und wenn der Sommer noch manche Zerſtreuung durch Empfang von Gäſten und Beſuche in der Nachbarſchaft brachte, ſie blieb ja den rauhen Herbſt hindurch in den Winter hinein. Der Gemahl theilte ganz ihren Geſchmack: auch er kannte keine liebere Beſchäftigung als ernſte Lectüre. Außerdem fiel ihm, als dem Schloßherrn, die beſondere Aufgabe zu, den erkauften Beſitz auszugeſtalten, und bei dieſer Ausgeſtaltung ſuchte er die leiſen Wünſche ſeiner Geliebten ritterlich mit Erfüllung zu krönen. Die Kinder aber — wie fröhlich waren ſie auf dem Lande! Da konnte Prinz Adalbert nicht blos wie im Schloß in Berlin Schiffe zeichnen, ſondern auf dem Teiche eine kleine Flotte ſich bauen, da konnte Prinz Waldemar nicht blos mit dem Stifte Thiergeſtalten zu Papier bringen, ſondern in Hof und Stall, in Wieſ' und Wald im unmittelbarſten Verkehr mit den Pferden leben und ſeine Gäſte mit dem Eſelsgeſpann fahren, Prinzeß Eliſabeth konnte hier früh am Vorbild der Mutter für den ernſten Dienſt der Liebe zu den Menſchen und des Verkehrs mit dem Volk ſich üben. Und welch' Entzücken für das jüngſte Kind, Prinzeß Marie, wenn ſie ſelbſt die Eier aus den Hühnerneſtern holen durfte, ſelbſt in ihrem kleinen Butterfaß buttern konnte! Frei durften die Kinder

des Königshauſes mit den Kindern des Dorfes ſich tummeln, und träumeriſch ſelig, ſo wie's die Märchen erzählen, wanderten die Geſchwiſter vom Schloß in den Park, vom Park in die Wieſe, von der Wieſe ins Gebüſch, blumenpflückend, neſterſuchend, weiter und weiter. Überglücklich fühlte ſich die Prinzeß als Gutsherrin. Dem großen Ernſt, in welchem ſie ſich für das Wohl und Heil ihrer Leute verantwortlich fühlte, miſchte ſich ein poetiſcher Zug bei. Sie liebte es, wenn Abends die Bauern auf Schalmeien blieſen, und beſchenkte ſie damit. Der Schäfer bekam ein Alphorn und mußte ſich üben, Choräle, aber auch ein echt ſchleſiſches Erzeugniß, das Mantellied, darauf zu blaſen. Aus dem Harz wurde ein wohl zuſammenklingendes Glockengeläute für alle Kühe des Gutes beſchafft. Kamen die Herrſchaften Abends heimgefahren, ſo wurden die Kühe in die Nähe des Weges getrieben, ihr Geläute hören zu laſſen. Beim Milchen ſangen die Mädchen Abendlieder: „Nun ruhen alle Wälder", „Herr, es iſt von meinem Leben wiederum ein Tag dahin", und die Prinzeß ergötzte ſich draußen luſtwandelnd an dem frommen Geſang, vielleicht im gottſeligen und wirthſchaftlichen Geſpräch mit der alten, erfahrenen Beſchließerin. Des Mittags haben Knechte und Mägde in der Geſindeſtube, oft in Gegenwart der Herrin, gebetet und geſungen. War ein Geburtstag, ſo kam der Chor der Kirchenſänger und ſang ein frommes Lied, es kamen die armen Leute in Menge mit Kränzen und wurden beſchenkt. Die Kinder hatten dann ihre Freude daran, ſie in ihrer Laube an geſpannten Leinen aufzuhängen. Am Erntefeſt nahmen die Herrſchaften den Erntekranz in Empfang, der Cantor ſang mit ſeinen Kindern, ſpielte mit ſeinen Choriſten, unter den Linden wurde gegeſſen und getrunken, und die Herrſchaften nahmen, den Tanz nicht ausgeſchloſſen, an der Freude des Volkes Theil. Dann aber fehlte auch wieder der ganze Ernſt nicht. Ehe die Prinzeß nach Berlin zurück-

kehrte, ließ ſie jedes einzelne dienende Mädchen kommen und gab ihr eine mütterliche Vermahnung. Erſchien ſie im Sommer wieder in dem geliebten Thal, ſo ſchaute ſie beim erſten Kirchgang nach dem Sitze der Dienſtleute, ob neue darunter wären: der Wechſel war ihr ein ſchmerzliches Zeichen. Sie trat gern in die Bauernhäuſer und nahm an Freud' und Leid Antheil. Ihre Neigung, volksthümlich mit dem Volk zu verkehren, bekundete ſie ſonntäglich durch das Blumenſträußchen, das „Kirchenriechel", das ſie in den Gottesdienſt mitbrachte. Auch aus der Eigenthümlichkeit jener Gegend, daß Leichenbegängniſſe ſelbſt der Kinder mit vielen Geſängen und der Verleſung eines Lebenslaufes gefeiert werden, zog ſie Erbauung. Sie hatte dem Begräbniß eines achttägigen Kindes beigewohnt und ſeinen Lebenslauf gehört. „Können Sie ſich eine Vorſtellung machen," ſchreibt ſie einer Freundin, „von der Vortrefflichkeit unſeres Predigers, der Einen ſo rühren konnte über ein Kind von acht Tagen?"

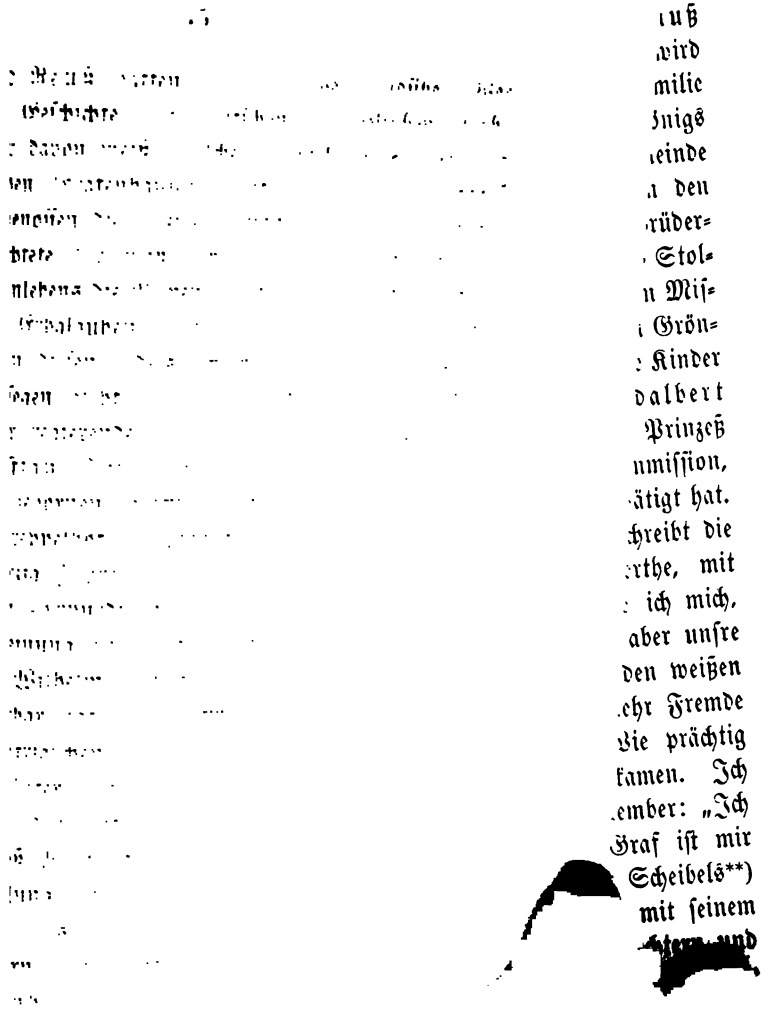
Giebt Gott dem Menſchen ſolch eine Anſiedelung in der Stille — dann und wann ſieht er doch gern Gäſte, wenn es nur, wie die fürſtliche Hand in die Briefmappe geſchrieben, „verwandte Herzen" ſind. Es war ein gutes Zeichen, daß als erſter Gaſt in die neuerworbene Beſitzung der Freiherr vom Stein einzog. Er kannte die Gegend aus der ernſteſten Zeit ſeines Lebens. Als er, von Napoleon in den Bann gethan, im Januar 1809 aus Preußen fliehen mußte und ſich nach Böhmen zu wenden gedachte, überraſchte er ſeine Freunde, den Grafen und die Gräfin Reden in Buchwald, mit ſeiner Erſcheinung. Sie geleiteten ihn bis zur nahen öſterreichiſchen Grenze. Im Jahre 1822 kam der alte Held wieder ins Hirſchberger Thal. Es war, als ob die ſtarken Herzen, die ſich einſt in Schmach und Banden in Königsberg zuſammengefunden, nun im Frieden in dem wunderſchönen ſchleſiſchen Lande ſich ein Stelldichein gegeben hätten. Eine kleine Stunde von Buchwald liegt Erdmannsdorf, das

damals Gneiſenau gehörte. Nicht entfernter liegt Fiſchbach, wo eben das ſo hochgeliebte Paar eingezogen war. Die Prinzeß Luiſe Radziwill, einſt mit der Königin Luiſe und der Prinzeß Wilhelm das Kleeblatt unvergleichlich hoher deutſcher Frauen bildend, hatte ihr Schloß in dem nahen Ruhberg. Die alten Zeiten wachten im lebendigen Geſpräch wieder auf. „General Gneiſenau und General Clauſewitz," ſo erzählt die Erzieherin, die mit dabei geſeſſen, „kämpften einen Abend im Pavillon zu Buchwald mit unſerm gnädigſten Herrn und Miniſter Stein den Befreiungskrieg wieder durch, zuletzt im hellen Mondenſchein. Wie konnte man ſich trennen?" Und dieſelben Geſpräche wurden in Fiſchbach geführt und die alte, bewährte Freundſchaft gewann neue Innigkeit. — Ein großes Ereigniß war für das Thal allemal der Einzug der königlichen Herrſchaften und der kaiſerlichen aus Rußland. Das Zeugniß Friedrich Wilhelms III. haben wir gehört. Nicht weniger bewegt als der Gaſt war beim Abſchied die Wirthin: „Ich erwarte die Buchwälderinnen," ſchreibt ſie, „um mit ihnen zur Teichhütte zu fahren, zu Adalbert's Flotte. Wir werden bald einſam ſein nach der Belebtheit. Es war trotz der Unruhe eine ſchöne Zeit, dieſes friedliche Zuſammenleben. Mir beſonders merkwürdig und unvergeßlich durch des Königs Weſen und Art. Ich kann es gar nicht ſo ausſprechen, wie gut er war, wie tief er mich gerührt hat. Vortrefflich war er, mit Allem zufrieden, immer mit uns, nie geſtört durchs Wetter — nie ſah ich ihn ſo. Am Ende hab' ich ihm und er mir die Hand geküßt — es war gewiß unerhört, wer uns ſonſt gekannt hat. — Rochow hat als Hofmarſchall ſich ſehr ausgezeichnet." Es mochte für dieſen keine kleine Aufgabe aus dem hohen Beſuch im verhältnißmäßig engen Raum entſtehen. Auch die benachbarten Schlöſſer wurden als Herbergen mit herangezogen. Zu den Bergpartien bedurfte es Vorrichtungen, Zelte wurden aufgeſchlagen, Träger und Pferde

mußten beſchafft werden. Aber die Erinnerung, wo ſie noch laut wird, iſt ſonnenhell.

Nicht die Sammlung der Seele in Gott und die Vereinigung des Familienlebens war es allein, der die Stille in Fiſchbach diente. Das Hirſchberger Thal barg in dem zweiten Viertel des Jahrhunderts einen Schatz, wie er kaum ſonſtwo in deutſchen Landen damals gefunden werden mochte: eine Gemeinſchaft der Gläubigen, zunächſt aus Gliedern des dort anſäſſigen Adels beſtehend, aber in das Leben des Volks mit wärmſter brüderlicher und ſchweſterlicher Liebe hineinwirkend. Die Elemente des geiſtlichen Lebens, die uns das damalige Berlin zeigt, finden ſich in der ſchönen Ländlichkeit friſcher und einfacher wieder: fromme Ueberlieferung der Häuſer, neue Erweckung in der Zeit der Befreiungskriege, fortwährende Anregung durch die zahlreicher werdende lebendige gläubige Geiſtlichkeit. Das Eine, das noth thut: Chriſtus, ſein Evangelium, ſeine Gnade, ſein Werk, ſein Reich, war der Kern des Verkehrs. Jeder gab mit Wärme, Jeder nahm mit Dank. Briefe wurden gewechſelt, die von den ſtillen Siegen des Herrn in den einzelnen Seelen berichteten. Was fernwohnende begnadigte Menſchen dem Freunde geſchrieben, theilte dieſer einem andern Freunde mit. Man ſchenkte ſich gegenſeitig Lied und Spruch. Man lauſchte auf den Gang des Herrn durch die Völker. — Aus dem Park von Fiſchbach führt den Fußwanderer in kaum einer Stunde der Weg über das Dorf Sodrich, immer im Angeſichte des Rieſengebirges, nach dem grünen Buchwald, Dort lebte von 1815 bis 1854 mit ihrer gleichgeſinnten Schweſter Karoline, die ſchon erwähnte Gräfin Reden, geb. von Riedeſel, als Wittwe in ihrem Hauſe mit edelſter Gaſtlichkeit, mitten in einem weitausgedehnten Parke, der Hunderte von Morgen umfaßt, mit ſaftigen Wieſen und großen Teichen, mächtigen Baumgruppen und entzückenden Durchblicken nach

der Schneekoppe und der ganzen Bergkette. Sie war nicht der Meinung, daß ſie in dem paradieſiſchen Lande wohnen dürfe, ohne das geiſtliche Ackerfeld zu bebauen, ſie war der Mittelpunkt des Chriſtenlebens im Thal. Ihr Haus war wie ein Feuerherd, auf welchem Kohle an Kohle ſich entzündete. Das Buchwalder Bibelfeſt giebt bis heute Zeugniß von der Bibelgeſellſchaft, die ſie gegründet — eine der erſten und fruchtbringendſten auf deutſchem Boden. Miſſionare, namentlich aus der Brüdergemeinde, gingen bei ihr ein und aus. Auch die innere Miſſion fand in ihr eine Pflegerin und das Rettungshaus zu Schreiberhau hat ſie gründen helfen, und ihr war es zu danken, daß Eliſabeth Fry in die Gegend kam und die Frauen für die Pflege ihrer entarteten Schweſtern entzündete. Als es galt, den Zillerthalern im dortigen Thale eine neue Heimath zu ſchaffen, traute der König ganz beſonders auf die Pflege, welche die Anſiedelung durch die Gräfin Reden finden würde. Sie war es auch, welche dem für ſolche Unternehmungen ſehr empfänglichen König Friedrich Wilhelm IV. den Gedanken nahe legte, die Reſte einer uralten norwegſchen Holzkirche, durch neue Stücke ergänzt, auf dem Aufſteig zur Schneekoppe aufzuſtellen, als Pfarrkirche des dortigen Bergvolks, und im Kirch- und Pfarrhof von Wang ſprudelt ein Quell zum Andenken an die edle Chriſtenfrau, welche dem Volke ſo gern lebendiges Waſſer bot. Auf einem Denkmal, das ihr königlicher Freund ihr dort errichten ließ, wird ſie gerühmt als „eine treue und demüthige Jüngerin Gottes, ihres Heilandes, treu im Kleinſten, klar und beharrlich im Schwierigſten, immer ſich gleich vor Hohen wie vor Niedern, eine Mutter der Armen, eine Zuflucht Aller für Rath und Hilfe.“ Die Luft von Buchwald war Geiſtesodem des Glaubens und der Liebe, des Dankes gegen die Gnade und des Eifers im Werk, ein geſundes, warmes, lebendiges Chriſtenthum. — Die Familien



ſeine Erbauungs- und Singſtunden. — In Ruhberg bei Schmiedeberg wohnte die Familie Radziwill: der Fürſt unter Anderm als genialer Componiſt bekannt, die Prinzeß, geb. Prinzeß Luiſe von Preußen, die wir als patriotiſche und chriſtliche Frau längſt kennen, die frommen Prinzeſſen Eliſe und Wanda. — Erdmannsdorf ward nach Gneiſenaus Tod königlicher Beſitz: rings umher durften ſich 1838 die Zillerthaler anſiedeln. — Wie innig die Prinzeß Wilhelm in all dieſer Gemeinſchaft der Gläubigen lebte und webte, davon ſollen uns Briefe und Tagebücher einige urſprünglichſte Zeugniſſe bringen.

Die Prinzeß hat von Jugend auf ſich gerne an den Geiſtlichen gehalten, der ihr je nach der Gemeinde, in der ſie wohnte, verordnet war. Sie konnte es nicht genug rühmen, daß ſie Gott in Fiſchbach ſo freundlich bedachte. Paſtor Siegert, den ſie dort vorfand, war ein gläubiger, treuer und begabter Mann. Sie trat ihm nicht allein als Zuhörerin unter der Kanzel nahe. Sie verkehrte mit ihm in Angelegenheiten der Pfarrkinder und da er ein wohlunterrichteter, namentlich auch mit der Geſchichte und Literatur vertrauter Mann war, ſo ward er zum Unterricht der Kinder mit herangezogen. Öfter rühmt die Prinzeß ſeine Reformationspredigten, von denen ſie ſich Abſchriften geben ließ und durch ſie ſich in der Erkenntniß der evangeliſchen Wahrheit vertiefte. Als er nach Liegnitz als Conſiſtorialrath verſetzt ward, that ihr der Abſchied um ihrer Familie und der Gemeinde willen ſehr weh. Mit ihrem Gebete trat ſie bei dem Herrn der Kirche für eine gute Neuwahl ein. Sie fiel auf Götſchmann, der mehr als vierzig Jahre, zuletzt ohne leibliches Augenlicht, die Gemeinde aufs treuſte verſorgte, mit den Bewohnern des Schloſſes den innigſten Verkehr hatte und in ſo wichtigen Stunden, wie die Einſegnung der Prinzeß Marie, als ein wahrhaftiger Diener Chriſti ſich erwies. Außer dieſen beiden, die ſich als Ortspfarrer einander folgten, treten

je und je andre Geiſtliche in den Fiſchbacher Kreis. Strauß kommt von Berlin. An der Bergkirche von Wang wird Warenthin, „eine Johannesſeele“ angeſtellt, den die Familie von Heinitz als Hauslehrer entläßt, damit er nach des Königs Wunſche am Abhange der Schneekoppe ſich die Gemeinde ſammle. Goßner erſcheint vom Jahre 1826 öfter in den Schlöſſern und Gemeinden des Hirſchberger Thals. Die Brüdergemeinde, mit welcher namentlich die Familien Reuß und Stolberg in naher Verbindung ſtehen, ſenden ihre ehemaligen Miſſionare Haſting, der in Labrador, Kohlmeier, der in Grönland gearbeitet. Aus ihren Erzählungen, denen auch die Kinder des Fiſchbacher Schloſſes lauſchten, mochten die Prinzen Adalbert und Waldamar Luſt zu Seefahrten ſchöpfen. Die Prinzeß Eliſabeth gewann durch ſie ein Intereſſe an der Heidenmiſſion, welches ſie bis zu ihrem Heimgang aufs wärmſte bethätigt hat.

Schon bei ihrem erſten Aufenthalt in Fiſchbach ſchreibt die Prinzeß (8. Auguſt 1822) an eine ihr beſonders werthe, mit ihr im Glauben verbundene Freundin. „Wie freue ich mich, Sie unter meinem Dache zu ſehen! Leider ſind aber unſre Zimmer noch nicht fertig. So ſitzen wir denn in den weißen Wänden, was unangenehm iſt, jetzt grade, wo mehr Fremde zu uns kommen. Die Rehden ſehen wir viel. Wie prächtig iſt Buchwald. Stein war bei ihr, als wir ankamen. Ich hatte die Freude, ihn viel zu ſehen.“ — Im September: „Ich lernte Frau von Schönberg kennen. Der alte Graf iſt mir eine wahre Erbauung, ſo auch Erneſtine, auch Luiſe*). Scheibels**) Schwager iſt der Prediger in Jannowitz. — Er war mit ſeinem Schwager bei mir: er ſieht ſo mild aus und ſchüchtern und iſt doch grade das Gegentheil, ſagt man. — Ich muß heute

*) Schwiegertöchter des Grafen.

**) Des Breslauer ſeparierten Lutheraners.

exacter ſein, weil wir mit Schaffgotſchs einen Grafen Kalowrath aus Prag haben, da muß ſich auch beſſer geputzt werden, was mir ganz unausſtehlich iſt nach der hieſigen Entwöhnung — wenn ich nun gar denken muß wieder auf Bälle zu gehn, wird mir's ſchwul — es lächert mich ordentlich wenn ich jetzt als ſchon von Bällen da und dort reden höre." Im October: „So ſchön hatte ich lang meinen Geburtstag nicht zugebracht. Und wie freut mich Grund und Boden, den mir der Prinz ſchenkte, worauf einſt das Schweizerhaus ſtehen wird mit der Ausſicht auf die zwei Thäler, die ich ſo liebe. Und dann habe ich einen Felſenſitz, auf den müſſen Sie mit mir künftig Jahr. herrlich iſt er, unter mir fließt der Bober, neben mir die ungeheuren Felſen des Falkenbergs, ganz umgeben alles mit dunkeln Tannen um mich her, alles ſtille, nur die Glocken der Heerden höre ich — es iſt ganz herrlich! Dort ſoll als nach dem Thee geleſen werden." — An eine andre Freundin ſchreibt ſie (5. November 1822): „Ich habe nun ſchon recht das liebe ſchöne Schleſien kennen lernen — nur die Koppe habe ich noch nicht beſtiegen, was mir leid thut. — Kürzlich waren wir auch in Peterswaldau (von da auch in Gnadenfrei, wo ich Ihrer gedachte, es gefiel mir wohl da — der liebliche Geſang!) bei dem vortrefflichen alten Gr. Stolberg — wie ein Patriarch oder Apoſtel ſpricht er — noch mit ſolcher Kraft, daß es einen recht durchdringt — und dabei mit ſolcher Demuth und Milde und Freundlichkeit. Geſtern brachte ich auch einen halben Tag zu, wie ich ihn Ihnen, liebe Bertha, mit gewünſcht hätte, es beſuchte uns der Miſſionar Haſting mit ſeiner Frau, der 32 Jahr in Labrador war unter den Eskimos — es iſt gar herrlich ihn zu hören mit dieſer Demuth und Liebe. Er las mir vor aus ſo herrlichen Briefen dieſer bekehrten Menſchen. Gar wohl gefällt es mir hier in der ſchönen Natur umgeben von ſo guten Menſchen — ja wohl haben Sie Recht, daß unſer Prediger auch

ein großes Glück für uns und unsere Mitmenschen ist: ich liebe ihn sehr, er giebt auch Adalbert Religionsunterricht. Die Kinder sind gar glücklich hier auf Bergen und Felsen und sind alle dicker geworden."

Im November ging das fürstliche Paar noch zum Abendmahl: „wie schön war es unter den einfachen Menschen — wie schön die Beichte in der Sacristei." Der Schnee lag schon auf den Bergen, Adalbert und Waldemar ergötzten sich, in kleinen Schlitten die Berge herabzufahren. Im December erst ward die Rückreise nach Berlin angetreten. Wir greifen aus den späteren Besuchen nur Einzelnes heraus. Am 27. Sept. 1824 berichtet die Prinzeß von einer Taufe in Jannowitz an Frau von Schönberg: „Eben von Jannowitz von der Taufe der kleinen Friedrike kommend, sind Sie, liebe Freundin, mein erster Gedanke, und ich muß Ihnen gleich Nachricht von der Feier geben, die sehr schön und erbaulich war. Fries hielt keine Rede, las nur aus der Kirchenagende vor, aus Luthers Taufbüchlein entnommen, sagte er mir. Die Verse, die wir sangen, will ich Ihnen abschreiben.*) Mir ward die Freude, das Kind zu halten für die andern Pathen. Leider war Graf Ferdinand nicht zugegen, der Brief hatte ihn verfehlt. Prinzeß Radziwill und Elise, Fürst und der liebe alte Graf Reuß (der ganz besonders munter und gesprächig war), Georg und Leonore, Gräfin Reden und ihre Schwester, der Prinz, Egloffstein, Zahn und die Schlatter waren die anwesenden Taufzeugen, auch Scheibel, den ich bald nicht genannt hätte. Jenny brachte mir die hübsche, kleine, dicke, gesunde Schwester zu. Nun ich bin eine schöne Nennerin, wohl just weil es mich besonders beschäftigt, glaubte ich es zuerst gesagt zu haben — Ihre liebe Schwester Dohna und der

*) Es war das Schmolkſche Tauflied: „Liebster Jesu, wir sind hier deinem Worte nachzuleben."

des Königshauſes mit den Kindern des Dorfes ſich tummeln, und träumeriſch ſelig, ſo wie's die Märchen erzählen, wanderten die Geſchwiſter vom Schloß in den Park, vom Park in die Wieſe, von der Wieſe ins Gebüſch, blumenpflückend, neſterſuchend, weiter und weiter. Überglücklich fühlte ſich die Prinzeß als Gutsherrin. Dem großen Ernſt, in welchem ſie ſich für das Wohl und Heil ihrer Leute verantwortlich fühlte, miſchte ſich ein poetiſcher Zug bei. Sie liebte es, wenn Abends die Bauern auf Schalmeien blieſen, und beſchenkte ſie damit. Der Schäfer bekam ein Alphorn und mußte ſich üben, Choräle, aber auch ein echt ſchleſiſches Erzeugniß, das Mantellied, darauf zu blaſen. Aus dem Harz wurde ein wohl zuſammenklingendes Glockengeläute für alle Kühe des Gutes beſchafft. Kamen die Herrſchaften Abends heimgefahren, ſo wurden die Kühe in die Nähe des Weges getrieben, ihr Geläute hören zu laſſen. Beim Milchen ſangen die Mädchen Abendlieder: „Nun ruhen alle Wälder", „Herr, es iſt von meinem Leben wiederum ein Tag dahin", und die Prinzeß ergötzte ſich draußen luſtwandelnd an dem frommen Geſang, vielleicht im gottſeligen und wirthſchaftlichen Geſpräch mit der alten, erfahrenen Beſchließerin. Des Mittags haben Knechte und Mägde in der Geſindeſtube, oft in Gegenwart der Herrin, gebetet und geſungen. War ein Geburtstag, ſo kam der Chor der Kirchenſänger und ſang ein frommes Lied, es kamen die armen Leute in Menge mit Kränzen und wurden beſchenkt. Die Kinder hatten dann ihre Freude daran, ſie in ihrer Laube an geſpannten Leinen aufzuhängen. Am Erntefeſt nahmen die Herrſchaften den Erntekranz in Empfang, der Cantor ſang mit ſeinen Kindern, ſpielte mit ſeinen Choriſten, unter den Linden wurde gegeſſen und getrunken, und die Herrſchaften nahmen, den Tanz nicht ausgeſchloſſen, an der Freude des Volkes Theil. Dann aber fehlte auch wieder der ganze Ernſt nicht. Ehe die Prinzeß nach Berlin zurück-

kehrte, ließ ſie jedes einzelne dienende Mädchen kommen und gab ihr eine mütterliche Vermahnung. Erſchien ſie im Sommer wieder in dem geliebten Thal, ſo ſchaute ſie beim erſten Kirchgang nach dem Sitze der Dienſtleute, ob neue darunter wären: der Wechſel war ihr ein ſchmerzliches Zeichen. Sie trat gern in die Bauernhäuſer und nahm an Freud' und Leid Antheil. Ihre Neigung, volksthümlich mit dem Volk zu verkehren, bekundete ſie ſonntäglich durch das Blumenſträußchen, das „Kirchenriechel", das ſie in den Gottesdienſt mitbrachte. Auch aus der Eigenthümlichkeit jener Gegend, daß Leichenbegängniſſe ſelbſt der Kinder mit vielen Geſängen und der Verleſung eines Lebenslaufes gefeiert werden, zog ſie Erbauung. Sie hatte dem Begräbniß eines achttägigen Kindes beigewohnt und ſeinen Lebenslauf gehört. „Können Sie ſich eine Vorſtellung machen," ſchreibt ſie einer Freundin, „von der Vortrefflichkeit unſeres Predigers, der Einen ſo rühren konnte über ein Kind von acht Tagen?"

Giebt Gott dem Menſchen ſolch eine Anſiedelung in der Stille — dann und wann ſieht er doch gern Gäſte, wenn es nur, wie die fürſtliche Hand in die Briefmappe geſchrieben, „verwandte Herzen" ſind. Es war ein gutes Zeichen, daß als erſter Gaſt in die neuerworbene Beſitzung der Freiherr vom Stein einzog. Er kannte die Gegend aus der ernſteſten Zeit ſeines Lebens. Als er, von Napoleon in den Bann gethan, im Januar 1809 aus Preußen fliehen mußte und ſich nach Böhmen zu wenden gedachte, überraſchte er ſeine Freunde, den Grafen und die Gräfin Reden in Buchwald, mit ſeiner Erſcheinung. Sie geleiteten ihn bis zur nahen öſterreichiſchen Grenze. Im Jahre 1822 kam der alte Held wieder ins Hirſchberger Thal. Es war, als ob die ſtarken Herzen, die ſich einſt in Schmach und Banden in Königsberg zuſammengefunden, nun im Frieden in dem wunderſchönen ſchleſiſchen Lande ſich ein Stelldichein gegeben hätten. Eine kleine Stunde von Buchwald liegt Erdmannsdorf, das

damals Gneiſenau gehörte. Nicht entfernter liegt Fiſchbach, wo eben das ſo hochgeliebte Paar eingezogen war. Die Prinzeß Luiſe Radziwill, einſt mit der Königin Luiſe und der Prinzeß Wilhelm das Kleeblatt unvergleichlich hoher deutſcher Frauen bildend, hatte ihr Schloß in dem nahen Ruhberg. Die alten Zeiten wachten im lebendigen Geſpräch wieder auf. „General Gneiſenau und General Clauſewitz," ſo erzählt die Erzieherin, die mit dabei geſeſſen, „kämpften einen Abend im Pavillon zu Buchwald mit unſerm gnädigſten Herrn und Miniſter Stein den Befreiungskrieg wieder durch, zuletzt im hellen Mondenſchein. Wie konnte man ſich trennen?" Und dieſelben Geſpräche wurden in Fiſchbach geführt und die alte, bewährte Freundſchaft gewann neue Innigkeit. — Ein großes Ereigniß war für das Thal allemal der Einzug der königlichen Herrſchaften und der kaiſerlichen aus Rußland. Das Zeugniß Friedrich Wilhelms III. haben wir gehört. Nicht weniger bewegt als der Gaſt war beim Abſchied die Wirthin: „Ich erwarte die Buchwälderinnen," ſchreibt ſie, „um mit ihnen zur Teichhütte zu fahren, zu Adalbert's Flotte. Wir werden bald einſam ſein nach der Belebtheit. Es war trotz der Unruhe eine ſchöne Zeit, dieſes friedliche Zuſammenleben. Mir beſonders merkwürdig und unvergeßlich durch des Königs Weſen und Art. Ich kann es gar nicht ſo ausſprechen, wie gut er war, wie tief er mich gerührt hat. Vortrefflich war er, mit Allem zufrieden, immer mit uns, nie geſtört durchs Wetter — nie ſah ich ihn ſo. Am Ende hab' ich ihm und er mir die Hand geküßt — es war gewiß unerhört, wer uns ſonſt gekannt hat. — Rochow hat als Hofmarſchall ſich ſehr ausgezeichnet." Es mochte für dieſen keine kleine Aufgabe aus dem hohen Beſuch im verhältnißmäßig engen Raum entſtehen. Auch die benachbarten Schlöſſer wurden als Herbergen mit herangezogen. Zu den Bergpartien bedurfte es Vorrichtungen, Zelte wurden aufgeſchlagen, Träger und Pferde

mußten beſchafft werden. Aber die Erinnerung, wo ſie noch laut wird, iſt ſonnenhell.

Nicht die Sammlung der Seele in Gott und die Vereinigung des Familienlebens war es allein, der die Stille in Fiſchbach diente. Das Hirſchberger Thal barg in dem zweiten Viertel des Jahrhunderts einen Schatz, wie er kaum ſonſtwo in deutſchen Landen damals gefunden werden mochte: eine Gemeinſchaft der Gläubigen, zunächſt aus Gliedern des dort anſäſſigen Adels beſtehend, aber in das Leben des Volks mit wärmſter brüderlicher und ſchweſterlicher Liebe hineinwirkend. Die Elemente des geiſtlichen Lebens, die uns das damalige Berlin zeigt, finden ſich in der ſchönen Ländlichkeit friſcher und einfacher wieder: fromme Ueberlieferung der Häuſer, neue Erweckung in der Zeit der Befreiungskriege, fortwährende Anregung durch die zahlreicher werdende lebendige gläubige Geiſtlichkeit. Das Eine, das noth thut: Chriſtus, ſein Evangelium, ſeine Gnade, ſein Werk, ſein Reich, war der Kern des Verkehrs. Jeder gab mit Wärme, Jeder nahm mit Dank. Briefe wurden gewechſelt, die von den ſtillen Siegen des Herrn in den einzelnen Seelen berichteten. Was fernwohnende begnadigte Menſchen dem Freunde geſchrieben, theilte dieſer einem andern Freunde mit. Man ſchenkte ſich gegenſeitig Lied und Spruch. Man lauſchte auf den Gang des Herrn durch die Völker. — Aus dem Park von Fiſchbach führt den Fußwanderer in kaum einer Stunde der Weg über das Dorf Sodrich, immer im Angeſichte des Rieſengebirges, nach dem grünen Buchwald, Dort lebte von 1815 bis 1854 mit ihrer gleichgeſinnten Schweſter Karoline, die ſchon erwähnte Gräfin Reden, geb. von Riedeſel, als Wittwe in ihrem Hauſe mit edelſter Gaſtlichkeit, mitten in einem weitausgedehnten Parke, der Hunderte von Morgen umfaßt, mit ſaftigen Wieſen und großen Teichen, mächtigen Baumgruppen und entzückenden Durchblicken nach

der Schneekoppe und der ganzen Bergkette. Sie war nicht der Meinung, daß ſie in dem paradieſiſchen Lande wohnen dürfe, ohne das geiſtliche Ackerfeld zu bebauen, ſie war der Mittelpunkt des Chriſtenlebens im Thal. Ihr Haus war wie ein Feuerherd, auf welchem Kohle an Kohle ſich entzündete. Das Buchwalder Bibelfeſt giebt bis heute Zeugniß von der Bibelgeſellſchaft, die ſie gegründet — eine der erſten und fruchtbringendſten auf deutſchem Boden. Miſſionare, namentlich aus der Brüdergemeinde, gingen bei ihr ein und aus. Auch die innere Miſſion fand in ihr eine Pflegerin und das Rettungshaus zu Schreiberhau hat ſie gründen helfen, und ihr war es zu danken, daß Eliſabeth Fry in die Gegend kam und die Frauen für die Pflege ihrer entarteten Schweſtern entzündete. Als es galt, den Zillerthalern im dortigen Thale eine neue Heimath zu ſchaffen, traute der König ganz beſonders auf die Pflege, welche die Anſiedelung durch die Gräfin Reden finden würde. Sie war es auch, welche dem für ſolche Unternehmungen ſehr empfänglichen König Friedrich Wilhelm IV. den Gedanken nahe legte, die Reſte einer uralten norwegſchen Holzkirche, durch neue Stücke ergänzt, auf dem Aufſteig zur Schneekoppe aufzuſtellen, als Pfarrkirche des dortigen Bergvolks, und im Kirch- und Pfarrhof von Wang ſprudelt ein Quell zum Andenken an die edle Chriſtenfrau, welche dem Volke ſo gern lebendiges Waſſer bot. Auf einem Denkmal, das ihr königlicher Freund ihr dort errichten ließ, wird ſie gerühmt als „eine treue und demüthige Jüngerin Gottes, ihres Heilandes, treu im Kleinſten, klar und beharrlich im Schwierigſten, immer ſich gleich vor Hohen wie vor Niedern, eine Mutter der Armen, eine Zuflucht Aller für Rath und Hilfe.“ Die Luft von Buchwald war Geiſtesodem des Glaubens und der Liebe, des Dankes gegen die Gnade und des Eifers im Werk, ein geſundes, warmes, lebendiges Chriſtenthum. — Die Familien

Stolberg und Reuß hatten in der Nähe Landsitze. Wer in der innern Geschichte der deutschen evangelischen Kirche daheim ist, wer davon weiß, welche Einwirkung Spener einst auf die deutschen Grafenhäuser geübt und wie Zinzendorf seinen Standesgenossen die einzige Passion, die er selbst gehabt, mitzutheilen trachtete, der weiß auch, was auf dem Gebiete des deutschen Christenlebens die Namen Stolberg und Reuß bedeuten. Es giebt keinen Erbglauben, aber eine Erbsünde. Die fromme Ueberlieferung in diesen Adelsgeschlechtern zeigt uns, daß es auch einen Erbsegen giebt. Der Patriarch der Stolbergschen Familie war der regierende Graf von Stolberg-Wernigerode, Christian Friedrich, mit der Gräfin Auguste Eleonore, einer gebornen Gräfin Stolberg-Stolberg, vermählt. Peterswaldau, Kreppelhof, Jannowitz waren die Stolbergschen Güter. Fast vierzig Jahre jünger als der Graf, sich ein Kind im Glauben dem ehrwürdigen Vater gegenüber fühlend, und durch seine Erscheinung an ihren leiblichen Vater erinnert, gab sich die Prinzeß Wilhelm seinem erbaulichen Einfluß hin, demüthig und dankbar hat die Fürstin von wahrhaft fürstlicher Haltung dem Patriarchen wie ein Kind oft die geheiligten Hände geküßt. Unter den Kindern des Grafen zeichnete sich Graf Anton aus, der spätere Oberpräsident und Minister, mit Prinz und Prinzeß Wilhelm innigst befreundet, die lebendigste persönliche Darstellung jener heiligen Glaubensgluth, welche die edelsten Kämpfer aus den Befreiungskriegen heimgebracht. Unter den Töchtern des Grafen Christian Friedrich war die Frau von Schönberg, die wir als die langjährige Freundin und geistliche Beratherin der Prinzeß noch genauer werden kennen lernen. Eine andere Schwester von tiefer Gläubigkeit war jene Gräfin Dohna, die aus dem Leben des sächsischen Originals, des Pastors Roller in Lausa wohlbekannt ist. — In Stonsdorf hielt der Graf Reuß, ein hochbetagter Greis,

ſeine Erbauungs- und Singſtunden. — In Ruhberg bei Schmiedeberg wohnte die Familie Radziwill: der Fürſt unter Anderm als genialer Componiſt bekannt, die Prinzeß, geb. Prinzeß Luiſe von Preußen, die wir als patriotiſche und chriſtliche Frau längſt kennen, die frommen Prinzeſſen Eliſe und Wanda. — Erdmannsdorf ward nach Gneiſenaus Tod königlicher Beſitz: rings umher durften ſich 1838 die Zillerthaler anſiedeln. — Wie innig die Prinzeß Wilhelm in all dieſer Gemeinſchaft der Gläubigen lebte und webte, davon ſollen uns Briefe und Tagebücher einige urſprünglichſte Zeugniſſe bringen.

Die Prinzeß hat von Jugend auf ſich gerne an den Geiſtlichen gehalten, der ihr je nach der Gemeinde, in der ſie wohnte, verordnet war. Sie konnte es nicht genug rühmen, daß ſie Gott in Fiſchbach ſo freundlich bedachte. Paſtor Siegert, den ſie dort vorfand, war ein gläubiger, treuer und begabter Mann. Sie trat ihm nicht allein als Zuhörerin unter der Kanzel nahe. Sie verkehrte mit ihm in Angelegenheiten der Pfarrkinder und da er ein wohlunterrichteter, namentlich auch mit der Geſchichte und Literatur vertrauter Mann war, ſo ward er zum Unterricht der Kinder mit herangezogen. Öfter rühmt die Prinzeß ſeine Reformationspredigten, von denen ſie ſich Abſchriften geben ließ und durch ſie ſich in der Erkenntniß der evangeliſchen Wahrheit vertiefte. Als er nach Liegnitz als Conſiſtorialrath verſetzt ward, that ihr der Abſchied um ihrer Familie und der Gemeinde willen ſehr weh. Mit ihrem Gebete trat ſie bei dem Herrn der Kirche für eine gute Neuwahl ein. Sie fiel auf Götſchmann, der mehr als vierzig Jahre, zuletzt ohne leibliches Augenlicht, die Gemeinde aufs treuſte verſorgte, mit den Bewohnern des Schloſſes den innigſten Verkehr hatte und in ſo wichtigen Stunden, wie die Einſegnung der Prinzeß Marie, als ein wahrhaftiger Diener Chriſti ſich erwies. Außer dieſen beiden, die ſich als Ortspfarrer einander folgten, treten

je und je andre Geistliche in den Fischbacher Kreis. Strauß kommt von Berlin. An der Bergkirche von Wang wird Warenthin, „eine Johannesseele“ angestellt, den die Familie von Heinitz als Hauslehrer entläßt, damit er nach des Königs Wunsche am Abhange der Schneekoppe sich die Gemeinde sammle. Goßner erscheint vom Jahre 1826 öfter in den Schlössern und Gemeinden des Hirschberger Thals. Die Brüdergemeinde, mit welcher namentlich die Familien Reuß und Stolberg in naher Verbindung stehen, senden ihre ehemaligen Missionare Hasting, der in Labrador, Kohlmeier, der in Grönland gearbeitet. Aus ihren Erzählungen, denen auch die Kinder des Fischbacher Schlosses lauschten, mochten die Prinzen Adalbert und Waldamar Lust zu Seefahrten schöpfen. Die Prinzeß Elisabeth gewann durch sie ein Interesse an der Heidenmission, welches sie bis zu ihrem Heimgang aufs wärmste bethätigt hat.

Schon bei ihrem ersten Aufenthalt in Fischbach schreibt die Prinzeß (8. August 1822) an eine ihr besonders werthe, mit ihr im Glauben verbundene Freundin. „Wie freue ich mich, Sie unter meinem Dache zu sehen! Leider sind aber unsre Zimmer noch nicht fertig. So sitzen wir denn in den weißen Wänden, was unangenehm ist, jetzt grade, wo mehr Fremde zu uns kommen. Die Rehden sehen wir viel. Wie prächtig ist Buchwald. Stein war bei ihr, als wir ankamen. Ich hatte die Freude, ihn viel zu sehen.“ — Im September: „Ich lernte Frau von Schönberg kennen. Der alte Graf ist mir eine wahre Erbauung, so auch Ernestine, auch Luise*). Scheibels**) Schwager ist der Prediger in Jannowitz. — Er war mit seinem Schwager bei mir: er sieht so mild aus und schüchtern und ist doch grade das Gegentheil, sagt man. — Ich muß heute

*) Schwiegertöchter des Grafen.

**) Des Breslauer separierten Lutheraners.

exacter ſein, weil wir mit Schaffgotſchs einen Grafen Kalowrath aus Prag haben, da muß ſich auch beſſer geputzt werden, was mir ganz unausſtehlich iſt nach der hieſigen Entwöhnung — wenn ich nun gar denken muß wieder auf Bälle zu gehn, wird mir's ſchwul — es lächert mich ordentlich wenn ich jetzt als ſchon von Bällen da und dort reden höre." Im October: „So ſchön hatte ich lang meinen Geburtstag nicht zugebracht. Und wie freut mich Grund und Boden, den mir der Prinz ſchenkte, worauf einſt das Schweizerhaus ſtehen wird mit der Ausſicht auf die zwei Thäler, die ich ſo liebe. Und dann habe ich einen Felſenſitz, auf den müſſen Sie mit mir künftig Jahr, herrlich iſt er, unter mir fließt der Bober, neben mir die ungeheuren Felſen des Falkenbergs, ganz umgeben alles mit dunkeln Tannen um mich her, alles ſtille, nur die Glocken der Heerden höre ich — es iſt ganz herrlich! Dort ſoll als nach dem Thee geleſen werden." — An eine andre Freundin ſchreibt ſie (5. November 1822): „Ich habe nun ſchon recht das liebe ſchöne Schleſien kennen lernen — nur die Koppe habe ich noch nicht beſtiegen, was mir leid thut. — Kürzlich waren wir auch in Peterswaldau (von da auch in Gnadenfrei, wo ich Ihrer gedachte, es gefiel mir wohl da — der liebliche Geſang!) bei dem vortrefflichen alten Gr. Stolberg — wie ein Patriarch oder Apoſtel ſpricht er — noch mit ſolcher Kraft, daß es einen recht durchdringt — und dabei mit ſolcher Demuth und Milde und Freundlichkeit. Geſtern brachte ich auch einen halben Tag zu, wie ich ihn Ihnen, liebe Bertha, mit gewünſcht hätte, es beſuchte uns der Miſſionar Haſting mit ſeiner Frau, der 32 Jahr in Labrador war unter den Eskimos — es iſt gar herrlich ihn zu hören mit dieſer Demuth und Liebe. Er las mir vor aus ſo herrlichen Briefen dieſer bekehrten Menſchen. Gar wohl gefällt es mir hier in der ſchönen Natur umgeben von ſo guten Menſchen — ja wohl haben Sie Recht, daß unſer Prediger auch

ein großes Glück für uns und unsere Mitmenschen ist: ich liebe ihn sehr, er giebt auch Adalbert Religionsunterricht. Die Kinder sind gar glücklich hier auf Bergen und Felsen und sind alle dicker geworden."

Im November ging das fürstliche Paar noch zum Abendmahl: „wie schön war es unter den einfachen Menschen — wie schön die Beichte in der Sacristei." Der Schnee lag schon auf den Bergen, Adalbert und Waldemar ergötzten sich, in kleinen Schlitten die Berge herabzufahren. Im December erst ward die Rückreise nach Berlin angetreten. Wir greifen aus den späteren Besuchen nur Einzelnes heraus. Am 27. Sept. 1824 berichtet die Prinzeß von einer Taufe in Jannowitz an Frau von Schönberg: „Eben von Jannowitz von der Taufe der kleinen Friedrike kommend, sind Sie, liebe Freundin, mein erster Gedanke, und ich muß Ihnen gleich Nachricht von der Feier geben, die sehr schön und erbaulich war. Fries hielt keine Rede, las nur aus der Kirchenagende vor, aus Luthers Taufbüchlein entnommen, sagte er mir. Die Verse, die wir sangen, will ich Ihnen abschreiben.*) Mir ward die Freude, das Kind zu halten für die andern Pathen. Leider war Graf Ferdinand nicht zugegen, der Brief hatte ihn verfehlt. Prinzeß Radziwill und Elise, Fürst und der liebe alte Graf Reuß (der ganz besonders munter und gesprächig war), Georg und Leonore, Gräfin Reden und ihre Schwester, der Prinz, Egloffstein, Zahn und die Schlatter waren die anwesenden Taufzeugen, auch Scheibel, den ich bald nicht genannt hätte. Jenny brachte mir die hübsche, kleine, dicke, gesunde Schwester zu. Nun ich bin eine schöne Nennerin, wohl just weil es mich besonders beschäftigt, glaubte ich es zuerst gesagt zu haben — Ihre liebe Schwester Dohna und der

*) Es war das Schmolkſche Tauflied: „Liebſter Jeſu, wir ſind hier deinem Worte nachzuleben."

Graf Dohna, deſſen Bekanntſchaft ich mich heut endlich erfreute — wie iſt er durchdrungen von dem Einen Wahren — wie fühlt man's ihm an, daß er ſo einzig darin lebt, mit welcher Begeiſterung ſpricht er davon und mit welcher Liebe!" Da war faſt die ganze Gemeinde zuſammen. Kaum hatte im Herbſt 1826 Goßner das Hirſchberger Thal verlaſſen, „der zum Segen wird durch Belehrung und Wärme für Alle, die mit ihm ſind und ihn hören, deſſen Umgang erhebend und wegreißend iſt von der Erde hinauf", ſo hat die Prinzeß durch die Einweihung der nach einem Brande neu erbauten Kirche in Kupferberg neuen Segen. „Wir waren bei großer Kälte von zehn bis drei Uhr in der Kirche, aber es war ſo erhebend und ſchön, daß es mir ſehr kurz vorkam — nie werde ich den mich ſo unausſprechlich ergreifenden und rührenden Augenblick vergeſſen, wie der Prediger Balke die Weihe beginnen ſollte und ſo von ſeiner Unwürdigkeit durchdrungen ward, daß er erſt lange nicht mehr ſprechen konnte — es war mehr wie alle Worte." In Ruhberg ſtirbt der junge Prinz Radziwill. „Am 8. (September 1827) gegen Mitternacht iſt er endlich eingegangen in die ewige Seligkeit, der liebe Ferdinand — der in dieſer Krankheit ſchon ganz zum Himmel gereift war — er hat uns Allen ein großes Beiſpiel gegeben auf ſeinem Todtenbette — einen unausſprechlichen Eindruck hab' ich davon erhalten, als er am 1. September nach dem Abendmahl und der letzten Ölung mich zum Abſchiednehmen zu ſich rufen ließ — nie vergeſſe ich den Ausdruck der Verklärung in ſeinen Augen, und wie er betete, meine Hand auf ſeine Bruſt haltend — es war einer der größten und erhebendſten Augenblicke meines Lebens. Als ich zu ihm ſagte, lieber Ferdinand, Gottlob, daß du heut beſſer biſt, Gott wird dir weiter helfen — ſagte er mir: „aber er ſchickt noch nicht," ſeine Mutter ſagte darauf zu ihm „den Engel?" da wies er auf das Bild von Chriſtus, wie

er mit Petrus am Meer abgebildet iſt. — Wie vortrefflich die treue Mutter und Eliſe und Alle ſind in ihrem Schmerz, iſt nicht auszudrücken, auch ſie Alle geben uns ein großes Beiſpiel der frommſten Ergebung und Faſſung — ja wohl dieſe Zeit war reich an Erfahrungen, viel hat man gelernt, der Herr gebe ſeinen Segen dazu!" In einem Briefe an eine andere Freundin berichtet ſie: „Am 13. September war das Leichenbegängniß, die Beiſetzung in der Anna-Kapelle in Schmiedeberg, ich holte dazu in meinem Wagen die Mutter und die Schweſtern ab, es war gar ſchön und ergreifend beim prächtigen Tag. Der ſchöne Fleck, das Harren dort oben auf den Sarg, er kam blumenbekränzt, das feierliche rührende Todtenamt, es war recht ergreifend und wie viel ſchöner als in einer großen Stadt, hier nahm Alles Antheil, alle Menſchen ſtrömten wallfahrend hinauf. Von der Innigkeit der Glaubens- und Liebesgemeinſchaft, in welcher die Prinzeß auch mit den Radziwillſchen Kindern ſtand, giebt ein Brief Zeugniß, den die Prinzeß Eliſa zum Geburtstag (13. October) ſchrieb: „An derſelben Stelle, wo ich Sie in der Nacht ſitzen ſah, wie Sie im Gebet bei mir wachten, ſchreibe ich an dem Tage, an welchem Sie uns geſchenkt wurden. — Mein Herz iſt voll, meine Feder iſt ſchwach, kann Ihnen aber doch ſagen, mit welchen Gedanken ich beſchäftigt bin und mit welcher erhöhten Dankbarkeit gegen den Herrn und ich kann ja auch hinzuſetzen gegen Sie ich dieſen Tag begonnen habe." Am 27. November. „So verſchieden wie die Jahreszeiten iſt unſre Stimmung — wie in ein Leichentuch gehüllt iſt das Gemüth wie die Gegend — aber der Herr bleibt derſelbe — o wohl uns Glücklichen, die wir Ihn immer in die Arme ziehen können — alle Augenblicke denke ich Ihrer, des Prinzen, aller Bewohner Fiſchbachs und Kreppelhofs. — Nun zu 1000 gute Nacht! Ihre Eliſe wird betend für Sie einſchlafen!"

Groß war die freudige Erregung der Prinzeß, als im Jahre 1839 die vertriebenen Zillerthaler, denen Friedrich Wilhelm III. Aufnahme in seinen Landen versprochen, in Fischbachs Nähe ankamen. „Ach, was ist das für ein Segen für dieses Thal, diese Missionare!“ so schreibt sie an Frau von Schönberg. „Am Sonntag dachte ich viel an Sie, habe Sie nach Schmiedeberg gewünscht — wir gingen zum Abendmahl mit diesen lieben Seelen. Den Augenblick besonders, als Fleidel das Glaubensbekenntniß im Namen Aller vorlas und Alle um den Altar und ihn gedrängt standen, werde ich nie, nie vergessen, so lang ich lebe, es war unaussprechlich schön und erhebend und erbaulich. Fleidel war so tief bewegt und so auch Alle, und dieser Ausdruck von Inbrunst, den sie haben, wie erquickt der! Siegert — der Pastor von Fischbach — sagt, wie viel er schon an seiner Seele gewonnen hat durch den Unterricht, den er ihnen giebt — ich wohnte ihm auch schon bei und viele Schmiedeberger waren dabei. — Ich habe schon viele Bekanntschaften gemacht unter den Zillerthalern und muß nur danken, wie das herrlich ist, daß man jetzt nur von ihnen spricht, mit ihnen beschäftigt ist — weil dadurch ja unwillkürlich Alles dahin geführt wird, warum sie Heimath und Alles verließen um den Glauben — von dem ja jetzt so wenig die Rede ist, schon das allein ist ja ein großer Segen.“ — In die letzten Jahre des Fischbacher Aufenthalts fällt die Aufrichtung der norwegschen Kirche von Wang. Bei der Abreise des Königs nach Schlesien am 26. Juli 1844 hatte der ehemalige Bürgermeister Tschech auf ihn geschossen — Gottlob, ohne ihn zu verletzen. Die erste Kirche, die er nach dem Attentat besuchte, war die von Wang. Die Prinzeß schreibt. „2. August (1844) Grundsteinlegung der Kirche zu Wang durch den König. Er forderte Strauß auf, einige Worte zu sagen und die Stelle, die Schwelle der Kirche zu weihen, — es war bewundrungs-

würdig, wie er es that, so passend, so schön. Gedrängt stand das Landvolk umher, es war eine würdige Feier. Drin in der Kirche knieeten König und Königin vor dem Altar nieder, dort ihr stilles Dankgebet unter Thränen zu verrichten. Es war auch hübsch, oben die eben eingezogene junge hübsche Pastorsfrau zu finden." An eine Freundin schreibt sie: „Da oben bei der Einweihung des Kirchleins am 28. Juli war's, wo das Königspaar die erste Kirche betreten, nach dem schrecklichen Ereigniß vom 26. in Berlin. Beim Eintritt fielen beide nieder auf die Kniee vor dem Altar und wir mit ihnen — als sie sich in Thränen erhoben, fielen sie sich in die Arme — es war ein unvergeßlicher Augenblick — welche Einweihungsfeier war das!" — Wir geben aus dem Fischbacher Aufenthalt noch einen Brief, der ebenfalls von der Kirche von Wang spricht, aber zugleich die Einsegnung der Prinzeß Marie erwähnt und uns ein Gesammtbild des warmen Lebens bietet, dessen die edle Fürstin jährlich in ländlicher Stille sich erfreuen durfte, und zwar im Glanze des reichsten Glücks. Er ist, bezeichnend für die Innigkeit, mit welcher sie den Genossinnen des Glaubens und des Werks zugethan war, an die Vorsteherin des Elisabethkrankenhauses in Berlin, Julie von Hochwächter, gerichtet: „Ja, das waren schöne Tage, — wenn ich davon schreibe, muß ich mich immer wiederholen, — weil ich es immer just so beschreibe: die Confirmandin war so gesammelt, daß weder die Ankunft des Bräutigams noch die Anwesenheit so vieler Personen, die in der kleinen Dorfkirche zusammengedrängt waren — sie im Mindesten störte — sie war als wie ganz allein mit ihrem Herrn und Gott vor dem Altar — o es war eine große Gnadengabe! — Allen Anwesenden war das erbauend. Auch bestand sie sehr gut. Strauß seine Reden waren herrlich — die Lieder waren schön — Alles war befriedigend — den andern Tag das Abendmahl mit dem lieben Königspaar, deren Liebe

ſie exprès zu uns ins Gebirge geführt hatte — es war gar ſchön von ihnen, da ſie ſchon auf der Reiſe ohne Ruhe waren. — Wie bewegend, ja rührend war es mir, den lieben König unter den Bauern knieen zu ſehen bei dem Abendmahl! — Der Miniſter Eichhorn nahm auch Theil am Abendmahl — ich liebe ihn ſo — und wie war er von den zwei Tagen erbaut und erfreut! Dann hatten wir noch treffliche Abendſtunden in Buchwald und eine Einweihung einer alten norwegſchen Kirche, wobei Strauß auch gar ſchön ſprach — es war auch ſo prächtig, das Landvolk umringte den Platz und ein Jeder war tief ergriffen. — — Ja es war eine unvergeßliche Zeit — eine ſtärkende im Hinblick auf die ſo ſchwere Trennung, die mir bevorſteht. Doch ich ſehe ſie ja jeden Tag vor mir, ſo glückſelig mit ihrem Bräutigam, der noch bei uns iſt, daß ich mich nur freuen ſollte. Meine liebe Eliſabeth mit den Ihren iſt auch noch bei uns — der Prinz kam mit Waldemar ſo zufrieden herein aus Italien fünf Tage vor der Confirmation, und von Adalbert haben wir bis zum 4. Auguſt aus Madeira Gottlob gute Nachricht, alſo in Allem nur zu loben und zu preiſen. Ja ich fühle es auch wie Sie, daß das Landleben einem ſehr wohlthätig iſt, wenn das Herz bewegt iſt. Dann hab' ich auch lieben kräftigen Zuſpruch hier durch die Buchwalder Schweſtern — die liebe Frau von Schönberg war auch hier bei der Confirmation und noch viele Lieben."

So war die Stille von Fiſchbach — ein Preis Gottes, des Vaters, der in den Werken der Schöpfung ſich offenbart, des Sohnes, der uns erlöſt, und des heiligen Geiſtes, der die Gläubigen zur ſeligen Gemeinſchaft verbindet.

XI.

Die Fülle.

Von Jahr zu Jahr wuchs die Fülle, mit welcher Gott das Leben der Prinzeß begnadigte. Wir werden in den letzten Capiteln dieses Buches, ohne die Zeitfolge streng einzuhalten, die wesentlichen Elemente dieser Lebensfülle zur Darstellung bringen. Wenn zunächst die Hauptereignisse des äußern Lebensganges uns vor die Augen getreten sind, wird uns das reiche Innenleben der edlen Fürstin, ihre Frömmigkeit, ihre Barmherzigkeit und ihre Vollendung zum ewigen Leben erbauen.

Am 16. November 1823 vermählte sich der Kronprinz mit der Prinzeß Elisabeth von Bayern. Durch tiefe Anfechtungen waren sie zu dem schönsten Glück durchgedrungen. Die herzliche Neigung, in welcher sie sich zugethan waren, hatte zu einer Verwicklung geführt, die doch kein tragisches Ende hatte. Denn Gott läßt es den Aufrichtigen gelingen. Aufrichtig war der Widerwille Friedrich Wilhelms III., des bewußt protestantischen Herrschers, gegen die Verbindung seines Thronerben mit einer katholischen Prinzeß; aufrichtig die Liebe des hochsinnigen, warmherzigen und zartfühlenden Kronprinzen zu der feingebildeten, innigfrommen und einfach weiblichen Prinzeß; aufrichtig die Weigerung derselben, das Bekenntniß zu wechseln, ehe sie vom Irrthum der katholischen und der Wahrheit der

evangeliſchen Kirche überzeugt war; aufrichtig die Frömmigkeit, mit welcher der Kronprinz ſeiner Gemahlin — nach ihrer ſpätern Ausſprache vor Pius IX. — „das Evangelium vorgelebt“, und die Willigkeit der Kronprinzeß, das Evangelium auf ſich wirken zu laſſen. Und um ſolcher Aufrichtigkeit willen iſt der Gnade das Werk gelungen, daß die Kronprinzeſſin in ſtillem Reifwerden zum evangeliſchen Glauben und Bekenntniß durchdrang. Ihr Eintritt in Berlin war nicht leicht. Ein Segen war's, daß ſie am Hofe in der Tante, der Prinzeß Wilhelm, eine mütterliche Freundin fand. Die Anſpruchsloſigkeit, mit welcher dieſe aus der nie geſuchten, aber von Gott ihr zugewieſenen Stellung der erſten Frau im Lande heraustrat, um die junge Kronprinzeß vorzuſchieben, erleichterte von vornherein das Verhältniß der beiden Frauen. Es iſt zu vermuthen, daß die Glaubensfrage, welche das Kronprinzliche Paar bewegte, wenn ſie mit irgend Jemanden außer dem Hofprediger Strauß beſprochen wurde, gelegentlich zur vertrauten Beſprechung mit der glaubensinnigen Prinzeß Wilhelm führte. Dieſe Vermuthung wird durch die Thatſache beſtätigt, daß bei dem Übertritt der Kronprinzeß zur evangeliſchen Kirche außer ihrem Gemahl, ihrer Oberhofmeiſterin und dem Hofprediger Strauß nur die Prinzeß Wilhelm zugegen war und vor dem Altar betend niederkniete. Wir ſtellen aus Tagebüchern und Briefen einige Äußerungen der Prinzeß Wilhelm über die Kronprinzeß zuſammen. Schon am 22. Januar 1824 ſchreibt ſie einer Freundin: „Recht viel Freude habe ich an dem neuen Zuwachs der Familie durch die Kronprinzeß: ſie iſt ſo einfach, anſpruchslos, ſo natürlich offen und gut, daß ſie mir gleich keine Fremde war.“ Im Mai 1824: „Am 15. reiſen wir nach Homburg. Eliſe macht mir das Scheiden von Berlin weniger leicht — ſonſt iſt mir das ſehr leicht — ich nehme ja alles mit — und meine andern Nichten habe ich ja nicht mehr hier, aber ſie verlaſſe ich ungern,

auch wird ſie die Nachbarin vermiſſen, ich weiß es. Fritz ſagte geſtern: „ich bin desperat, daß Sie gehen und Eliſe weint ſchon jetzt“, ſie hatte ſich recht an mich gewöhnt. Und eben ſagte ich es noch an den Prinzen: es iſt gewiß viel geſagt, wenn man zwanzig Jahre an einem Ort war, in einer neuen nicht nur keine Störung, ſondern Erhöhung der Annehmlichkeit zu bekommen. Der Prinz liebt ſie auch ſo, daß wir oft ſagen, es wäre, als hätte ſie Fritz für uns beide geheirathet.“ Zehn Jahre ſpäter erſcheint das Verhältniß noch ganz dasſelbe (Mai 1834): „Wir brachten einen gar hübſchen Tag zu bei dem lieben Kronprinzen und Kronprinzeß. Nach der Kirche fuhren wir hier fort und kamen $^1/_2$12 erſt heim. Wir aßen und tranken Thee in Siam,*) fuhren viel ſpazieren und gingen dann nach Sansſouci. Der Tag war wie dazu gemacht, ganz herrlich und es war ſo gemüthlich — nur wir zuſammen und Karl Gröben, Karl Röder und Bunſen. So rührend gut ſind ſie immer für uns, Fritz und Eliſe. Der Prinz ſagt auch immer: bei ihnen wäre es wie in der alten Familie.“ Die tiefe Gemeinſchaft, in welcher die beiden Familien ſtanden, offenbarte ſich bei der Thronbeſteigung des Kronprinzen. Friedrich Wilhelm III. hatte ſeine „Zeit in Unruhe“ zu Pfingſten 1840 mit der ewigen Ruhe des Gottesvolks vertauſcht. „Ja, meine Liebe“, ſo ſchreibt die Prinzeß (15. Juli 1840), „wir haben eine ſchwere ſchreckliche Zeit erlebt und dennoch eine erhebende herrliche Zeit! — O wie viel haben wir den Herrn zu preiſen für dieſes geſegnete Todtenbett unſers lieben Königs — es war wie das Todtenbett eines Patriarchen. — O es bleibt für uns alle eine unvergeßliche Zeit.“ „Es waren ſchwere Tage“, ſo ergießt ſich die Prinzeß im Brief an eine andre Freundin, „die Einen ordentlich zermalmten an Seele und Leib, aber dennoch

*) Charlottenhof.

war auch viel Herrliches dabei. Ordentlich darüber zu ſchreiben, vermag ich nicht, bin noch ſo hingenommen und angegriffen von allem Erlebten. Ja wohl hat Strauß die Leiche eingeſegnet. Nie vergeſſe ich den Moment, als Strauß Stimme erſcholl mit den Worten beginnend „Wenn ich einmal ſoll ſcheiden, ſo ſcheide nicht von mir“. Dann war der Schluß von allem Schweren, Schrecklichen, als wir vor der geſchloſſenen Thür der Gruft ſaßen, wo er nun mit ſeiner Gemahlin wieder vereint ward nach dreißig Jahren. — Die Vögel ſangen ſo fröhlich über der Gruft. Die Thüren ſtanden auf, wo wir die Bäume und Blumen ſehen konnten am ſchönen Morgen — es war ſo verſöhnend nach den ſchrecklichen Stunden der Beiſetzung in der Nacht. — Strauß Predigt in der Capelle wenig Stunden vor ſeinem Heimgang war gar erhebend und dann die Liturgie für die Sterbenden. So geliebt wie er war, iſt doch wohl ſelten, wie ſchön iſt das!“ Und ſchön war es auch, wie der neue König die Liebe der beſten Herzen gewann. Die Prinzeß giebt in ihren Briefen davon Zeugniß. Im October 1840: „Wie trefflich ſprach der König in Königsberg, wo er ſo viel der Kinderzeit gedacht, wie mir die Königin ſchreibt; und in Berlin — es wird ihm aber ſchwer ſein, immer alles ſo fortzuſetzen, wie er es angefangen hat — ich fürchte, die Leute werden dadurch auch immer mehr haben wollen.“ Am 4. November 1840: „Die Zeit der Huldigung war herrlich erhebend, ja begeiſternd für alle, denn alle lernten ihren König lieben von ganzem Herzen — auch die Feſte bekamen dadurch einen ganz andern Charakter, ſie waren wie aus einer andern Zeit. Auch die vielen Bekannten machten die Feſte gemüthlich, denn überall wurden Wiederſehen gefeiert. Aber Ruhe und Einkehr iſt recht noth nach all der vielfältigen Unruhe.“ Durch das ſommerliche Wohnen des Königspaars in Potsdam ward die Prinzeß zuweilen auch wieder dorthin geführt. „Ich bin ſehr

gern hier", ſchreibt ſie im Mai 1844, „ſo auf einige Tage als, König und Königin ſind ſo unendlich gütig für uns, man ſieht, es iſt ihnen leid, wenn wir gehen und wollen uns auch bald wieder haben. Es iſt dabei auch immer viel Intereſſantes, was ſich um den König verſammelt. Freilich meine Söhne haben ihre Geſchäfte in Berlin, kommen nur ab und zu. — In Frühlingszeit iſt es doppelt hübſch hier und wohlthuend die Luft zu genießen. Die Fröſche accompagnieren mein Schreiben und das erinnert mich oft an die alte Zeit." Wie tiefen Antheil die Prinzeß an dem Attentat gegen den König, das in demſelben Sommer erfolgte, nahm, haben wir aus der Erzählung von der Einweihung der Kirche von Wang ſchon vernommen. Bei der Rückkehr des Königs war ſie nicht in Berlin. „Die Königin kann mir nicht genug den tiefen Eindruck ſchildern, den es auf ſie gemacht hat — ſie ſagt, ſie hätte nichts mehr um ſie herum geſehen, ſo ergriffen war ſie geweſen, ſo voll Dank gegen den Herrn." Das Schlußurtheil der Prinzeß war: „Der Menſch gedachte es böſe zu machen, aber Gott machte es gut. Denn es hat allenthalben die beſte Wirkung für den lieben König wieder hervorgebracht, was nöthig war."

Der Aufenthalt in Fiſchbach im Sommer 1828 brachte wieder die erſehnte Stille, der es doch an erfreulichem Leben nicht fehlte. Im September fand die Einſegnung der Prinzeß Wanda Radziwill ſtatt, „die gar herrlich und einfach war." Der Freiherr vom Stein war wieder zum Beſuche bei der Gräfin Reden in Buchwald. „In dieſem Schmiedeberger Thal iſt ein ſeltener Verein edler und ausgezeichneter Menſchen," ſo lautete auch diesmal ſein Urtheil. Der ſchöne Verkehr, den der Freund von Buchwald aus mit der Schloßherrin von Fiſchbach pflegte, klingt in einem Briefwechſel nach. Die Prinzeß Wilhelm überſandte dem Freunde zum Andenken an die verlebten frohen Stunden ein von ihr geſticktes Schreibbuch mit

den Zeilen (Fiſchbach, 5. November 1828): „Schon ſo lang liegt das Schreibbuch da, und wartet darauf, zu Ihnen zu gehen, lieber Herr von Stein — morgen verläßt uns Adalbert (es iſt das erſte Mal im Leben und wird mir ſchwer deshalb), um ſich in Berlin bei Sack zur ſeiner Confirmation vorzubereiten; der ſoll es nun bis Berlin mitnehmen — nehmen Sie meine Arbeit gütig auf und denken Sie dabei, mit welcher Freude und Andenken an Ihnen ich ſie gemacht habe. So lang iſt es nun ſchon, daß Sie uns verlaſſen haben, doch lebten wir fort mit Ihnen durch Ihre Briefe nach Buchwald. . . . Viel Unruhe hat es gegeben in unſern ſtillen Bergen, ſeit Sie fort ſind, beſonders nach der Manöver-Zeit; der König war aber hier ſo freundlich und zufrieden, daß es mich noch rührt, wenn ich daran gedenke. . . . Es iſt heut ein prächtiger, wirklich glanzvoller Tag — Schnee nur auf dem hohen Gebirge, aber doch kalt trotz der ſtrahlenden Sonne — wäre es doch ſo hell geweſen, als wir in der Hütte am Teich ſaßen! Der Prinz hat mir zum 13. October die Freude gemacht, mir auf einer anderen Seite noch gar hübſche Wege machen zu laſſen und eine Hütte auf einem Berg dazu.

„Nun fängt das ſtille Winterleben wieder an, was ich auch ſo liebe auf dem Lande — es mahnt an Einkehr in ſich. — O und wie noth thut Sammlung dem Gemüthe, nur dadurch bekommt es Aufſchwung nach Oben, zu der alleinigen Heimath. Leben ſie wohl, mein lieber Freund, erhalten Sie Ihr Andenken und Ihr Gebet Ihrer Freundin Marianne.

„Der Prinz und die Kinder empfehlen ſich Ihnen ſehr."

Stein antwortete (Cappenberg, 20. November):

„E. K. H. gnädiges Schreiben d. d. 5. l. M. und das es begleitende Geſchenk iſt mir erfreulich und ein koſtbarer Beweis der Fortdauer Höchſtdero wohlwollender Geſinnungen, die ſich in den verhängnißvollſten Zeiten meines Lebens auf ſo

mannichfaltige und überzeugende Art bethätigten, und durch die mein Aufenthalt in dem ſchönen Schmiedeberger Thal im vorigen Sommer einen erhöhten Werth erhielt. Ich werde dies ſchöne Geſchenk mit Sorgfalt aufbewahren, und ſein Gebrauch wird mich an die hochverehrte Geberin mit ehrfurchtsvollem Dank erinnern.

„Das Andenken an die glücklichen am Fuß der Schneekoppe zugebrachten Tage begleitete mich auf meiner Zurückreiſe und iſt mir in meiner Einſamkeit ungeſtört gegenwärtig. — Nichts übertrifft an Vollkommenheit das Bild des auf inneren Frieden, religiöſen Sinn, geiſtige Bildung gegründeten Familienglücks der Beſitzer von Fiſchbach; möge es lange wohlthätig, Heil verbreitend auf alle, die mit ihnen in Beziehung ſtehen, ungetrübt fortdauern, unter dem Schutz der göttlichen Vorſehung, die dieſes Glück erhalten wird, da ſie es ſo ſorgfältig und väterlich gründete.

„Der gegenwärtige Abſchnitt des Lebens, in den Prinz Adalbert eintritt, iſt für ſein religiöſes ſittliches Weſen von der höchſten Wichtigkeit; er iſt durch ſeine frühere Erziehung und durch die Geſinnungen, die ſie in ihm erweckt und befeſtigt, vorbereitet, um den Ernſt und die folgereiche Bedeutendheit der Handlung, die er vorzunehmen beabſichtigt, zu erkennen und zu würdigen, und ſie wird gewiß ſegensvoll und veredelnd für ihn ſein."

Von der ſilbernen Hochzeit, welche die Prinzeß mit ihrem Gemahl am 12. Januar 1829 feierte, und von der Einſegnung des Prinzen Adalbert, welche am 23. Januar ſtatt fand, hören wir aus Briefen an Freundinnen. „Ja, der Herr hat große Gnade an mir gethan — wie habe ich ihn zu loben und zu danken für alles was Er an mir gethan in dieſem langen Zeitraum von 25 Jahren — und ſelbſt der Schmerz (ich muß dies immer wiederholen) den ich erfuhr, iſt zum Danke

geworden in meinem Herzen. Am 23. war Adalberts Confirmation — es war eine herrliche Feier — Er war so gesammelt mitten in der großen Versammlung — er war so fest, so ergriffen, daß es sehr erbaulich war und gewiß viele der Anwesenden erbaute. Am 24. hielt uns Strauß eine vortreffliche Vorbereitung — nie im Leben hörte ich ihn so erschütternd reden." Am 25. gingen wir dann zum Abendmahl — zu dem allen kommt noch, daß Elisabeth jetzt Religionsunterricht von Strauß in meinem Zimmer nimmt — herrliche Stunden sind das! — Und ich kann wohl sagen: Der Herr hat viel an mir gearbeitet in dieser letzten Zeit durch alles dieses. Unser lieber Pastor aus Fischbach war auch hier, vom 11. an bis vorigen Dienstag und ging reich an Erfahrungen wieder in sein stilles Dorf zurück." An eine andre Freundin schreibt sie über dieselben Begebenheiten. „Ich danke so für Ihre liebevolle Theilnahme an unsrer silbernen Hochzeit. Viel Liebe ist mir von nah und fern bewiesen worden. Leute schrieben mir, die längst nicht mehr schrieben und so ist es denn gut, daß ich unwohl und das Zimmer hüten muß, um es möglich zu machen zu antworten. Ich war am Tage selbst heiser, sprach mich aber doch mit 200 Menschen durch. — Fünfundzwanzig Jahre — ein langer Zeitraum voll lauter Gnade — selbst der Schmerz ist mir zum Danke geworden, und ich habe nur zu loben und zu preisen." Ihr ältester Bruder war zu Homburg gestorben. Man kann aus der tiefen Geschwisterliebe auf die Innigkeit ihres Schmerzes schließen. „Doch ist dieser Schmerz durch Gottes Gnade mir sehr gemildert, weil ich mich freuen kann, daß der geliebte Bruder in Seligkeit ist, daß das tapfere Herz nun ausgekämpft hat und sich der süßen Ruhe erfreut. Wohl ihm! — Ich gehe nach Homburg. Es ist mir lieb, da ich weiß, daß ich diesmal alle erfreuen und aufheitern werde, da sie es garnicht erwarten.

Wir gehn über Rudolſtadt. Die Kinder laſſe ich da, das thut mir weh, aber es iſt beſſer. Strauß Unterricht zu verlaſſen, iſt mir auch ſchwer, aber es iſt gut ſo. — Eine herrliche Sache für mich iſt Strauß Unterricht von E. in meinem Zimmer, welche Fülle, welch warmes Leben — ich hoffe für mich ſo viel davon wie ſie — ich fange auch wieder an dadurch — welch ein Unterſchied mit meinem Unterricht, welch eine Wohlthat ein ſolcher!"

Von Homburg aus ſah die Prinzeß auch ihren geliebten Rhein wieder. Sie ahnte noch nicht, daß ihr Gott beſchieden habe, ſich bald an ſeinen Ufern anzuſiedeln. In Frankreich war die Julirevolution ausgebrochen und bedrohte die Welt mit neuen Stürmen. Noch genoß die Prinzeß in Fiſchbach der erquickendſten Ruhe. Zum Geburtstage des Gemahls hatte ſie mit ihren Kindern auf dem Falkenſtein ein hochaufragendes Kreuz mit der Inſchrift aufrichten laſſen: „Des Kreuzes Segen über Wilhelm, ſeine Nachkommen und das ganze Thal!" Noch am 9. September ſchreibt ſie aus Fiſchbach: „Der Herr wolle doch von unſerm lieben Deutſchland die Gefahr eines Krieges abwenden; wie es ſcheint beruhigen ſich auch die Gemüther allenthalben wieder." Zur Beruhigung der Gemüther ſollte auch die Sendung dienen, welche in dieſer Zeit Prinz Wilhelm empfing: ſein königlicher Bruder ernannte ihn zum Generalgouverneur von Rheinland und Weſtfalen mit dem Wohnſitz in Köln. Stein, der alte müde Held, der ſich nach ſeinem Heimgang ſehnte, hatte bei der Nachricht von der Revolution ausgerufen: „Alſo noch einmal ſoll das böſe Volk Verwirrung über Europa bringen! Wenn ſie einmal losbrechen wollten und mußten, ſo wollte ich doch, ſie hätten gewartet bis ich todt wäre!" Die Ernennung des Prinzen begrüßte er mit den beſten Hoffnungen: „Hoffentlich wird Prinz Wilhelm bald nach Köln kommen", ſo ſchreibt er dem dortigen Erz-

biſchof, „er iſt ein frommer, edler, unterrichteter, liebenswürdiger Prinz, den man in Schleſien ſehr verehrt.“ Stein lud den Prinzen ein, ſeinen Weg über Münſter zu nehmen, wo um dieſe Zeit der Weſtfäliſche Landtag um ihn, ſeinen Marſchall, verſammelt war. Aber der Prinz, der durch ein Nervenfieber Wochen lang von der Reiſe zurückgehalten war, eilte auf dem nächſten Weg nach Köln. Er reiſte über Iſerlohn, wo er von einer ſtändiſchen Deputation empfangen wurde. Für die Prinzeß hatte der kurze Aufenthalt in der Weſtfäliſchen Stadt Freude und Segen. Dort lebte der Vater ihres Hofpredigers Strauß, der alte Paſtor Johannes Abraham Strauß. Sie wollte dem Sohn durch den Beſuch des Vaters wohlthun, wie ſie durch den Sohn die Salbung des Vaters geſpürt. Und ſie mochte den Zuſpruch eines erfahrenen Gottesmannes in ihrer Lage gerade jetzt brauchen. Sie ſprach davon, wie ſchwer es ihr geworden, aus dem Reichthum Berlins zu ſcheiden, während ſie nicht wiſſe, was in Köln ihrer harre. Da fragte Strauß: „Kennen Ew. K. H. die Looſungen der Brüdergemeinde?“ „Ja.“ „Haben Sie auch die heutigen geleſen?“ „Nein.“ „Hab' ich mir's doch gedacht, denn ſonſt würde wohl keine Furcht im Herzen meiner gnädigen Prinzeſſin geweſen ſein. Die Looſung heißt: Jeſus Chriſtus geſtern und heute und derſelbige auch in Ewigkeit. Das heißt zu deutſch: Jeſus Chriſtus geſtern, nämlich in Berlin, und heute: beim alten Strauß in Iſerlohn, und derſelbige in Ewigkeit: in Köln morgen und ſo weiter, immer derſelbige.“ Dann rühmte er ihr leuchtenden Auges die Gnade des Herrn, betete und erhob zuletzt beide Hände über die hohe Frau zum Segen. Sie aber ergriff die Hände des ehrwürdigen Greiſes und legte ſie, ſich beugend, auf ihr Haupt. So geſegnet zog ſie weiter nach Köln.*) Dort war der Einzug am Sylveſterabend, bei

*) Joh. Abr. Strauß. Ein weſtfäliſches Pfarroriginal, von Emil Frommel. Stuttgart 1879.

abgefahrner Brücke zu Schiff über den Rhein, unter Glockengeläute und unendlichem Jubel des Volkes, welches die Pferde ausspannte und den Wagen selbst zog. Die nach Stille durstige Frau, welche sich selbst schüchtern und steif nannte, mußte wieder in die Öffentlichkeit. „Täglich haben wir viele Gäste, aus der Umgegend die Gutsbesitzer und Deputationen der Städte," so schreibt sie am 27. Januar 1831 der Kronprinzeß. „Ich bin ganz eingeschustert auf couren, applaudissements, daß mir's gar nicht mehr ansicht. — Im Theater wurden wir beklatscht, besprochen und besungen. . . . Das Haus ist eng, aber hübsch, der Garten wird mich im Frühjahr entzücken, aber viel lieber sähe ich Dich im Frühjahr in unsern lieben Bergen wieder. Ach ja, mein Herz, ich sehne mich oft nach Dir." „Mir geht es Gottlob über alles Verdienst wohl," heißt es im Brief an eine Freundin, „ach! ich verdiene ja nichts, gar nichts und doch giebt mir der Herr so viel, daß ich nie aufhören kann, genug zu danken und zu preisen — so war es mit der schweren Krankheit des Prinzen — und es endete sich in lauter Gnade. — Er hat auch jetzt alle Anstrengungen der Reise und der hiesigen ersten Unruhe gut überstanden. Graf Reck*) war heut zum Essen bei uns, auch war er am Vormittag eine Stunde bei mir, ich freute mich recht, ihn wieder zu sehen und zu hören — er war im Sommer so krank, daß er noch recht blaß aussieht. Er hat noch immer viel Sorge bei seinem schweren Wirkungskreis, doch ist er voll Freudigkeit. Das hoffe ich gewiß, daß Strauß mein Elschen doch einsegnen wird — aber die Unterbrechung des Unterrichts thut mir weh — aber auch dafür sorgt der Herr, Hengstenberg**), der ihn hier fort-

*) Der Begründer der Düsselthaler Anstalten.

**) Der nachmalige Oberhofprediger, damals Erzieher im Hause des Prinzen.

ſetzen wird — wird es mit großer Treue thun und ſo bin ich ruhig. Wir bekommen bald einen neuen Prediger hierher, von dem man ſich viel Gutes verſpricht — möge er ſich bewähren.“ Am 11. März kann ſie berichten: „Wir haben jetzt einen neuen Prediger an der Stelle des ſeligen Kraft hierher bekommen, er heißt Engels, er predigte den letzten Sonntag ganz vortrefflich und eindringlich über Petri Verleugnung — ein Capitel, das ja überhaupt ſo tief der Menſchen Herzen trifft. Der Garniſonsprediger Prey, aus Berlin gebürtig, iſt auch ein lieber frommer Mann, ich hörte ihn Mittwoch vor 8 Tagen Abends — dieſe Gottesdienſte in der Faſtenzeit ſind hier recht ſchön — am Abend iſt man faſt noch geſammelter, meine ich, weil man weniger von außen zerſtreut werden kann — und ſeine Predigt erbaute mich ſehr, ich finde auch, daß er einen ganz beſonders guten Eindruck auf Eliſabeth macht, ſie nimmt zwar nur deutſchen Sprachunterricht bei ihm, aber er ſpricht nachher viel mit ihr und ich finde, daß ſie nie ſich ſo entſchieden ausgeſprochen hat über das Eine was Noth iſt, wie ſeit dem ſie dieſen Umgang genießt — wie erfreulich das für mich iſt können Sie denken — ich möchte es nicht Strauß ſagen, es könnte ihm weh thun — und wohl mag auch nur das jetzt aus ihr hervordringen, was er auf ſie gewirkt hat — wer kann das entſcheiden?“ Wir ſehen, was ihr einen Ort heimiſch macht: die Predigt des Worts und die Gemeinſchaft am Wort, und wo ſie das findet, da iſt ſie bald zu Hauſe. Die Wohnung, die ſie bezog, war im Vergleich mit dem Schloß in Berlin, enge. Aber grade aus der Enge ſchaute ſie gern ins Weite — in die Kirche auf Erden und das himmliſche Reich. Hören wir, wie ſie in Köln ſich äußerlich angeſiedelt und innerlich zurecht gefunden hat. „Ich haßte immer das Hervortreten, und nun ich ſo darin bin, thut mir ſchon der bloße Gedanke ſo wohl in die Verborgenheit. Wann werde ich wieder in Ruhe ſitzen

im lieben Fiſchbach? . . . Ich wünſchte, daß wir den Sommer in der Nähe von Bonn zubringen könnten, hier iſt's doch ſehr kahl und man hat nur den Rhein und die Kirchen — man hat freilich freundliche gute Menſchen gegen einen, das iſt wohl die Hauptſache und dieſe erleichtert viel. — Der Carneval, war intereſſant, weil er ſo volksthümlich iſt — alles lacht mit und freut ſich auf den Straßen und ſo ordentlich ging es zu. Die Kinder intereſſierte es auch ſehr, auch Mariechen, die auch ihr Theil abbekam, denn zu ihr kamen auch verkleidete Kinder, ihr vorſpielend, ſingend und tanzend . . . Ich will Ihnen das Plätzchen beſchreiben, wo ich oben ſitze und Ihnen ſchreibe. Ich ſitze auf einem Grasplätzchen bei ein Paar Bäumen, vor mir ein blühendes Kaſtanien-Berceauchen, links über den Hof des Hauſes der Domthurm mit ſeinem Krahn, rechts am Ende des Gärtchens die Jeſuitenkirche. Die Reben des Gärtchens ſchlingen ſich hinauf an die kleinen gothiſchen Fenſter, aus denen oft ein herrlicher Geſang und die Orgel ins Gärtchen tönt — und dann ein andermal, wie eben jetzt — läuten die herrlichen Glocken des Doms von der einen und die der Jeſuitenkirche auf der anderen Seite. Prächtig blüht der Flieder und all die Blüthen und Blumen und das Laub ſchon ſo dicht — und die Nachtigallen ſingen in unſerem Garten am Rhein, die Maiblumen duften ſo herrlich — da läuten abermals die Glocken links und rechts — die werd' ich einmal recht vermiſſen, die melancholiſchen Glocken. Nach dem Abendeſſen hatten wir einen gar ſchönen Geſang vor dem Fenſter, weil morgen 1. Mai iſt — Handwerker ſangen und gar ſchön, noch jetzt — es iſt gleich zwölf — geht Alles hin und her auf der Straße ſpazieren . . . Viel Schönes, Merkwürdiges haben wir auf der Reiſe in der Provinz geſehen — einen Schatz geſammelt für die Erinnerung, auch viele Erfahrungen gemacht — todmüde wird man davon. — Gottlob wegen aller Güte und Freundlichkeit

macht man uns so müde — das ist die schöne Seite davon ... Gar herrliche Gegenden sah ich auch — besonders lieb ist mir das Thal von Altena — die Lage von Arnsberg und einige Stellen an der Saar, die Aussicht von Cappenberg herunter. Ja wohl war es eine große Freude für mich, Herrn von Stein noch vor seinem Tode in Cappenberg gesehen zu haben. Wie herrlich ist es droben — und wie war er munter und erfreut über unsern Besuch!"

Es war mitte Mai 1831, als der Prinz mit seiner Gemahlin und den drei ältesten Kindern, begleitet vom Grafen Anton Stolberg über Düsseldorf und Elberfeld nach Westfalen reisten und auch auf Steins Schloß Cappenberg, das herrlich auf einer Höhe bei Lünen in Westfalen gelegen ist, Einkehr hielten. „Viel Merkwürdiges habe ich gesehen und erfahren," schreibt die Prinzeß, die Eindrücke dieser und andrer Reisen zusammenfassend, auf den Reisen über Bonn, Coblenz, Trier, Saarbrücken, Aachen und Münster — „und mir einen Erinnerungsschatz mehr gesammelt auf die lieben stillen Tage von Fischbach, auf die der Prinz und ich und wir alle uns von Herzen sehnen. Denken Sie sich, ich war in Cappenberg bei Stein, er sah wohl aus und war sehr munter. Herrlich ist der Blick aus dem hohen Schloß hinab in die Waldgegend. In Elberfeld lernte ich Strauß Verwandte und alle Prediger kennen. In Iserlohn lernte ich den lieben alten Vater von Strauß kennen. Arnsberg und Altena sind herrliche Gegenden. Der Oberpräsident von Vinck machte die Fahrt mit uns auf dem Bock durch diese prachtvollen Thäler .... Wollte gern von meinem Gärtchen aus Ihnen schreiben, doch dazu fehlt mir eben wieder die Zeit, nur schnell beschreiben muß ich Ihnen den hübschen Platz. Links sehe ich über den Hof unsers Hauses den Dom, rechts am Ende des Gärtchens ist die Jesuitenkirche, berankt mit den Reben unsers Gärtchens.

Schlanke schöne klare gothische Fenster streben hoch hinauf und da heraus höre ich oft herrlichen Choralgesang: auch das Läuten der beiden Kirchen erfreut mich, wenn ich hier sitze. — Wir gehen viel in den Straßen spazieren, suchen die Kirchen auf und erfreuen uns an all den Alterthümern und Verzierungen und dergleichen, was Einem bei jedem Schritt aufstößt, den Einwohnern macht es Freude, daß wir daran Freude haben."

Im Herbst ward der Prinzeß ein Aufenthalt von vier Wochen in Homburg beschеert. Sie konnte zum zweitenmal seit ihrer Verheirathung — das erstemal geschah es zur goldenen Hochzeit ihres Vaters — ihren Geburtstag dort feiern. Daß ihre liebe Heimathstadt durch Vermittlung ihrer Schwester Auguste jetzt einen gläubigen Prediger besaß, Pfeiffer, einen Freund Schuberts, gereichte ihr zur großen Freude. „Kürzlich," fährt sie fort, „auf einer Reise nach Cleve wurde mir die große Freude in Cleve den Mennoniten-Prediger Molenaar kennen zu lernen, den ich schon lange liebte durch eine herrliche Predigt, die mir der liebe alte Pr. Reuß einmal mittheilte über die Worte: „Maria — Rabbuni". Leider ist er sehr kränklich, aber ganz Liebe, Milde und Demuth — und so einfach." Auf dieser Reise war es auch, wo sie ein Gut der Stolbergschen Familie, mit der sie durch so viele Bande verbunden war, Diersfordt, besucht hat. Wer selbst, etwa von Wesel aus, durch die Ebene, deren einziger Schmuck schöne Baumalleen und saftige Wiesen zu sein scheinen, hinfahrend, den Ort besucht hat mit seinem herrlichen bewaldeten Hügelland und wasserreichen Thalgrund, der begreift die Überraschung und Freude, welche die Prinzeß dort empfunden hat. „Denken Sie sich," so schreibt sie 4. November an Frau von Schönberg, geb. Gräfin Stolberg, ich war in Diersfordt, am 31. October, wie mich das überrascht hat, kann ich nicht genug beschreiben, ich hatte es mir gar nicht schön gedacht und finde es einen

prächtigen Ort, wir aßen da mit Ihrem Bruder zu Mittag — — hier eine Blume daher; welche Blumen giebt es da, herrlich! Eine recht ſchöne Vorbereitung hatte ich auf dem Wege dahin, Ihr Bruder gab mir Ihren gar zu lieben Geburtstagsbrief, um ihn zu leſen, und auf den Weg dahin las ich ihn, es war ſo recht paſſend — o welch eine Gnade Gottes eine ſolche Geſchwiſter- und Elternliebe! — Ihr Brief an mich zum 13. October war auch ſo lieb — ſo lieb! — Wie glücklich war ich an dem Tag bey meinen Brüdern in der alten Heimath, beim herrlichſten Sommerwetter. . . . Abends vorher kam der Prinz an mit meinen Söhnen und Ihrem Bruder*) — wir fuhren nach Falkenſtein und Königſtein, letzteres gehörte einſt Ihrer Familie. — Wir ziehen, wills Gott, übermorgen in die Stadt, da es in dieſem Haus am Rhein keine Öfen giebt — oder nur 2. Es wird mir aber ſchwer, den Garten zu verlaſſen — die andern Nachbarn ſind alle längſt heimgegangen."

Zu Weihnachten kehrte die Prinzeß nach Berlin zurück. Die Nacht vom 19. auf den 20. December war ſie noch in Homburg. Dann ging die Reiſe über Gotha, Weimar, Merſeburg. In Halle ſah ſie A. J. Franckes „edles, anſpruchloſes Monument," in Wittenberg brachte ſie ihre Kinder zu Luthers Grab. „Wie ſchwer war es mir ſo ſchnell vom lieben Rhein zu ſcheiden. Wie gerne wäre ich bis zum Frühjahr in der milden Luft geblieben und in der Ruhe. Dem Prinzen und Eliſabeth und den Damen war es wie mir, den Söhnen und den Herren war es lieber hinzugehen, Hengſtenberg ausgenommen." Soviel als möglich ward die gewöhnliche Häuslichkeit gepflegt. Als Lectüre wählte der Prinz zunächſt Goethes „Dichtung und Wahrheit". Strauß ſetzte den Confirmandenunterricht der Prinzeß Eliſabeth fort. In Köln hatte ſie nicht

*) Graf Anton Stolberg.

allein Hengſtenbergs Unterricht genoſſen, ſondern auch in der Predigt ſo tiefe Eindrücke empfangen, daß die Mutter, wie wir gehört, in ihrem Zartgefühl ſich ſcheute, dem treuen Hofprediger davon zu ſagen. Dieſer vollendete nun die Unterweiſung. Und am 27. April 1832 fand die Einſegnung Statt. „Es war ein ſchöner Tag", ſo ſchreibt die Mutter einer Freundin, welche Segenswünſche geſandt, „und wirklich Eliſabeth war ordentlich erbaulich — ſie war ſo geſammelt und doch ſo tief innerlich bewegt, ſo freudig und feſt im Bekennen ihres Glaubens — Strauß ſprach ſo ſchön, war auch ſelbſt ſo ſehr bewegt, denn er hat uns lieb — ich hatte die Freude zu ſehen, daß die meiſten Anweſenden ergriffen waren. Der Herr wolle es geſegnet ſein laſſen! — Geſtern gingen wir zum Abendmahl, der l. Kronprinz und deſſen Gemahlin auch mit und Strauß hielt die Predigt. . . . Den Nachmittag ging ich in unſre liebe kleine Spittelkirche, ich gedachte Lisco zu hören, den ich in ſeiner einfachen Klarheit ſo gern vernehme, er war aber krank geworden. Morgen gehe ich zum lieben Goßner." Mehr finden wir von der Einſegnung ſelbſt nicht berichtet. Aber viel wäre von dem fortdauernden Segen zu ſagen, den die Confirmandin von der Unterweiſung des Seelſorgers und dem Vorbild der Mutter gehabt, denn ſelten mag ein Gelübde bis in den Tod treuer gehalten worden ſein als das Confirmationsgelübde der Prinzeß Eliſabeth.

Im Jahre 1832 machte Prinz Adalbert eine Reiſe nach Holland und England. 1834 ward Prinz Adalbert von Theremin confirmirt. 1835 ging der Prinz als Gouverneur für eine Zeitlang nach Mainz. Die Prinzeß hatte eine unbefangene Freude auch am Leben der katholiſchen Kirche. Sie traf grade zu der Biſchofsweihe des Biſchofs Kaiſer und hörte das Geläute der Glocken am Vorabend. Sie hörte die alten lieben Töne wieder, die ſie einſt in Köln gehört, die Pſalmen, das veni creator und das fac salvum regem.

Der Aufenthalt am Rhein ſollte die Freude an Fiſchbach nicht beeinträchtigen. Und dieſe Freude war diesmal eine neue und überaus große. Ein Bräutigam war in langen Herbſt- und Wintertagen dort eingekehrt, der mit ſeinem ſinnigen Weſen zu dem innigen Stillleben gar wohl paßte: der Prinz Karl von Heſſen-Darmſtadt hatte das Herz der zwanzigjährigen Prinzeß Eliſabeth gewonnen. „Des Herrn Gnade war wieder ſehr groß für uns und bei dieſer Veranlaſſung“, ſo rühmt die Mutter (30. December 1835), „wie ſie ja ſtets groß war über uns — ja Er iſt lauter Gnade. Er hat uns den geſchickt für Eliſabeth, der für ſie ſo wie für uns der paſſendſte war — das Brautpaar liebt ſich herzlichſt und dieſe Liebe iſt auf den wahren Grund gebaut gottlob — ſo weiß ich denn auch, daß es immer ſo bleiben wird unter ihnen wies jetzt iſt. O es iſt eine unausſprechlich große Beruhigung. Ihm ſei Lob und Dank dafür! Der liebe Carl war bey uns in Fiſchbach im ſtillen Winterleben ſo heimiſch als wäre er immer mit uns geweſen, und wir alle fühlten einen ſolchen Frieden, eine ſolche Zufriedenheit, wie es wohl ſelten bei ſolchen Heirathen der Fall iſt — er iſt ein trefflicher frommer beſcheidener Menſch. Elschen zu verlieren iſt zwar ſchrecklich für mich, die halbe Freude des Lebens geht mit ihr dahin, aber ich weiß es, es iſt für des geliebten Kindes Glück, alſo bin ich froh.“ Noch faſt ein Jahr durfte die Mutter an ihres Kindes Nähe ſich ergötzen. Am 2. November 1836 ſchreibt ſie aus Berlin: „geſtern iſt mein liebes Elschen abgereiſt und ich bin nun in Einſamkeit — ich liebte immer ſehr Einſamkeit, aber da war ſie mit mir — — jetzt iſt es anders geworden. Es iſt als hätte ich mein halbes Leben verloren, als wäre ſie geſtorben — aber nur in Augenblicken iſts mir ſo, ich weiß, ſie lebt und wird glücklich werden, ich bin zufrieden damit — und es iſt alles, alles gut, wie es der Herr gemacht — Er ließ ſie mir ja ſehr lang in ſeiner großen

Gnade und dieſe letzte ungeſtörte Friedenszeit in Fiſchbach bleibt mir ja auf immer unvergeßlich und nie werde ich aufhören, dem Herrn dafür zu danken — dort war eigentlich meine Trennungszeit von ihr — denn hier in der großen Welt und ihrer Oberflächlichkeit hat man ja nichts als ſein tiefſtes Innere — es war auch ſo gut, ſonſt würde mir Faſſung ſo ſchwer geworden ſein, und bei der Weltart konnte ich ſie leicht behalten — nur wo Sammlung war wie am letzten Sonntag bei Arndt — da konnten wir uns beide nicht mehr halten.“ Die Tochter zog dann ins Heimathland der Mutter, nach Heſſen, und die Bewohner Darmſtadts nahmen ſie mit Jubel auf und beinahe fünfzig Jahre war die „Prinzeß Karl“ für die Stadt und das Land ein ſtill wirkender Segen. Ein halbes Leben glaubte die Mutter verloren zu haben, aber ein doppeltes Leben ward ihr geſchenkt. Am 16. October des folgenden Jahres hörte die Freundin, der ſie ihren Abſchiedsſchmerz ausgeſprochen, aus Darmſtadt den Jubelton der Großmutter: „Ich habe eine Gnadenzeit gehabt, dieſen ganzen Sommer hindurch bis jetzt lauter Glück und Segen. — O Ihm ſey Preis und Dank! Welch glückliches Wochenbett war das! Nie ſah ich ſo etwas, Eliſabeth war gleich am andern Morgen ſo wohl wie in geſunden Tagen immer. Ihr Kleiner iſt groß und geſund und hübſch und macht uns alle froh und zufrieden, beſonders auch die kleine Tante Marie, die ihn immer herum ſchleppt.“

Und die „kleine Tante Marie“ ſollte auch zur Braut erblühen. Die Verlobung geſchah 1842 in dem ſtillen Fiſchbach. Es war wenigſtens im Schooß der Familie, im Laufe der Jahre viel ſtiller geworden. Die Prinzeß hatte nur noch ihr Mariechen um ſich. Prinz Adalbert war zum kräftigen Mann, zum tüchtigen General herangereift. Wie zur Vorbereitung auf ſeinen künftigen Beruf, der Führer der Preußiſchen Flotte zu werden, hatte er viele Reiſen gemacht, nach

Holland und Großbritannien, nach St. Petersburg und Moskau, nach dem südlichen Rußland und der Krim, nach der Türkei und Griechenland. Im Jahre 1842 trat er seine große Reise ins Innere von Brasilien an, deren Ergebnisse er in seinem „Reisetagebuche" niederlegte. Heimgekehrt ward er, nach dem Tode seines Großoheims, des Prinzen August, zum ersten Generalinspecteur der gesammten Artillerie ernannt. Später (1854) ward er Admiral und Oberbefehlshaber der Marine. — Prinz Waldemar diente nach einander in den drei Waffengattungen. Zwischen dem Dienst machte auch er viele Reisen — nach der Schweiz, Tyrol und Italien, nach der Türkei, Griechenland und Ägypten. Am bedeutendsten war seine Reise nach Ostindien. Er besuchte die Urwälder Ceylons und die Hochgebirge des Himalaya auf einer viermonatlichen Fußwanderung. Er nahm an dem Feldzug der Engländer gegen die Sikhs (1845) rühmlichen Antheil. Wir haben der Kanonen Erwähnung gethan, die ihm dafür England als Ehrengabe geschenkt und die vor dem Thor des Fischbacher Schlosses aufgestellt sind, auch des Bildes, das im Schloß aufgehängt ist: wie sein treuer Begleiter und Leibarzt, von einer Kartätschenkugel getroffen, in seinen Armen verscheidet. Über seine Reise nach Indien erschien durch die Liebe seiner Geschwister ein Prachtwerk, welches Alexander von Humboldt mit einer Einleitung versah. Ein schön belaubter und blühender Strauch, den der Prinz in Ostindien entdeckte, erhielt den Namen Waldemaria argentea.

Die Prinzeß Elisabeth war dem Gemahl gefolgt. Die Prinzen Adalbert und Waldemar waren durch Dienst und Reisen von den Eltern fern gehalten. Nur Prinzeß Marie lebte in der beständigen Nähe der Mutter. Aber auch sie, noch ein Kind von Gemüth, ward als Gemahlin eines deutschen Prinzen, eines künftigen Königs begehrt. Der Kronprinz Maximilian von Bayern, mit den trefflichsten Eigenschaften

des Geistes und Gemüthes, der Bildung und des Willens ausgestattet, bewarb sich um die Prinzeß Marie. Ehe sie am Altar ihrem himmlischen Bräutigam sich angelobt, winkte ihr schon der irdische Brautkranz. „Ja, das ist ein ernstes Ereigniß, das schon so früh ins Leben tritt dieses jungen Kindes", schreibt die Mutter, „aber in allem, was geschah in dieser Sache, war des Herrn Führung und Leitung so deutlich, daß ich mich deshalb beruhigt fühle, so entsetzlich schwer es mir auch wird, zu denken, daß ich das liebe Kind nicht mehr um mich haben werde — nicht ihren Umgang werde ich so schwer vermissen, wie den von Elschen, sondern das „sie um mich haben", was so friedlich war." Im Sommer 1842 reiste die Prinzeß über Gnadenberg, wo sie an einer Erbauungsstunde der Brüdergemeinde viele Freude hatte, nach Fischbach. Dort fand am 30. Juli die Einsegnung in der Dorfkirche durch Pastor Götschmann Statt. Die Lieder, die gesungen wurden: „Mir ist Erbarmung widerfahren" und „Ach bleib mit deiner Gnade" drückten die Grundstimmung der familienhaften Gemeinde, vor allem der Mutter aus. „Ach bleib mit deiner Gnade", so klangs noch einmal am Abschiedsabend. Die Mutter geleitete ihr Kind nach der neuen Heimath. In Bayreuth schreibt sie am 8. October: „Recht bewegend war überall der festliche und herzliche Empfang in den kleinen Örtern und hier, von der Dämmerung an überall Illuminationen. Das arme Hof war so besonders laut in seiner Freude und so geschmückt. Und hier war die Illumination prächtig und Kopf an Kopf vor dem Schloß. Morgen, Sonntag, gehn wir erst in die Kirche und nachher die feierliche Uebergabe hier im Schloß." In Landshut empfing der Kronprinz seine Braut. Die Vermählung fand am 12. October in München Statt. Die Walhalla ward eingeweiht, in Hohenschwangau ein Aufenhalt genommen. Bis nach Partenkirchen drang die Prinzeß in Kälte

und Schnee vor, um die Zugſpitz zu ſehen. Am 29. November ſchreibt ſie in Berlin: „Gottlob, daß die lange ſchwere Reiſe überſtanden iſt und ſo ganz glücklich alles ging. Dafür habe ich dem Herrn recht zu loben und zu danken.“

In all der Fülle des Lebens, welche der Prinzeß im Laufe der Jahre zuwuchs, verlor ſie den Reichthum nicht, der ſchon ihre Wiege umgab: die innigſte Gemeinſchaft mit einem großen Geſchwiſterkreiſe. Elf Kinder der ehrwürdigen Eltern ſind zum Segen Deutſchlands herangewachſen. Am frühſten ward Prinz Leopold in die Ewigkeit gerufen, das „Abelsopfer“, der Held von Großgörſchen, der uns in den Briefen der Schweſter oft begegnet iſt, den ſie heiß liebt, tief beklagt und ſelig preiſt. Vier Brüder haben in hervorragenden Stellungen als Heerführer die Siege über Napoleon mit erfochten. Man erzählt, daß Napoleon in der Leipziger Schlacht verzweifelt ausgerufen habe: „überall ein Prinz von Homburg!“ Der Erbprinz Friedrich (geb. 1769), am 18. October bei Leipzig ſchwer verwundet, bei ſeiner Schweſter, der Erbprinzeß Amalie von Deſſau, verpflegt, im December zum Heere zurückgekehrt, ward im Feldzug von 1814 commandirender General der fünften Colonne, die gegen den Marſchall Augereau im ſüdlichen Frankreich den Kampf aufnahm. Nach manchem glücklichen Gefecht zog er am 22. März ſiegreich in Lyon ein und beendigte damit den Krieg in Südfrankreich. Nach hergeſtelltem Frieden vermählte er ſich im Alter von neunundvierzig Jahren mit der achtundvierzigjährigen Prinzeß Eliſabeth von England. Er folgte ſeinem Vater als regierender Landgraf (1820) und ſtarb 1829: „groß als Feldherr, größer als Fürſt, am größten als Vater ſeiner Unterthanen“, wie ihm nachgerühmt ward. — Ihm folgte Prinz Ludwig (geb. 1770), der im preußiſchen Dienſte ſeine Lorbeeren erfochten. Nach der Scheidung von ſeiner Gemahlin, der Prinzeß Auguſte von Naſſau-Uſingen,

welche vor der Vermählung mit dem Prinzen dem Lieutenant von Bismarck ihr Herz und nach der Auflösung der Ehe demselben auch die Hand gereicht hatte, blieb er unverheirathet. Auch er ward in der Leipziger Schlacht verwundet und mit dem Bruder zugleich in Dessau gepflegt. Nach beendigtem Krieg war er Gouverneuer von Luxemburg. Die Regierung der Landgrafschaft führte er von 1829 bis 1839. — Prinz Philipp (geb. 1779) brachte es als österreichischer General bis zum Rang eines Feldmarschalls. Unmittelbar nach dem Sieg bei Leipzig ward er zum Generalgouverneuer der den Franzosen wieder abgerungenen Provinzen, des Großherzogthums Frankfurt und der Isenburgischen Länder ernannt — für ihn selbst und die Familie eine große Freude, daß er in nächster Nähe des väterlichen Schlosses und der geliebten Heimath zu Ehre und Macht gekommen war. Doch verließ er bald diesen Posten, um unter seinem ältesten Bruder mit den zwei jüngern Brüdern, Gustav und Ferdinand, und zwei Neffen, Günther von Schwarzburg und Leopold von Dessau, im Südheer gegen Napoleon zu kämpfen. Er war morganatisch mit der Gräfin Schaumburg, die aus bürgerliche Familie stammte, vermählt. Regierender Landgraf war er von 1839 bis zu seinem Tode 1846. — Ihm folgte Prinz Gustav (geb. 1781), der in österreichischen Diensten zu der Höhe eines Generals der Cavallerie aufgestiegen ist. Er war unter den stattlichen Brüdern der schönste. Und in eben so treuer als schwärmerischer Liebe warb er um seine Nichte, Prinzeß Luise von Dessau. Im Jahre 1818 ward ihm die zwanzigjährige, mit dem süßesten Liebreiz ausgestattete Braut angetraut. Das Paar ließ sich in Homburg nieder. Von allen Brüdern hatte dieser allein Nachkommen. Das erstgeborne Töchterlein, Karoline, nachmalige Fürstin Reuß, bot dem Lebensabend der Großeltern noch freundlichen Sonnenschein. Die andre Tochter, Prinzeß Elisabeth, blieb unvermählt.

Erſchütternd nicht bloß für die Eltern und Verwandten, ſondern auch für das kleine Land und ſogar für die Hohe Schule zu Bonn, wo er ſtudierte, war der frühe Tod des achtzehnjährigen, hoffnungsvollen Prinzen Friedrich (1848), mit deſſen Heimgang die Ausſicht, daß das Homburger Haus fortdauern werde, erloſch. Der tiefgebeugte Vater ſtarb 8. Septbr. 1848. — Mitten in dem neuerungsſüchtigen Jahr, unmittelbar vor dem Ausbruch revolutionären Feuers im benachbarten Frankfurt a/M. ergriff der treu am Alten hängende letzte Homburger Prinz, Ferdinand (geb. 1783), ein fünfundſechzigjähriger Greis die Zügel der Regierung. Er blieb in einem Nebenhauſe des Schloſſes, wo ſich längſt der öſterreichiſche General der Cavallerie aufs beſcheidenſte eingerichtet hatte, auch als regierender Landgraf wohnen. Von dort ſuchte er ſo verborgen wie möglich die Wälder auf, in denen er dem Waidwerk oblag. Die „Spielhölle“, die leider ſein Bruder Philipp, gedrängt von den intereſſierten Homburgern, zugelaſſen hatte, und die aus den Erträgniſſen des Spiels errichteten Prachtbauten mied er wie die Peſt. Er gab eine Verordnung, in welcher er dem Unfug ſteuerte, daß man ſein liebes altes Homburg anfing „Bad Homburg“ zu nennen, als ob das Bad mit ſeinem Weltleben dort die Hauptſache wäre, und in welcher er auf den alten Namen „Homburg von der Höhe“ drang, der an das bewaldete Gebirge erinnerte. In ſeinem einſiedleriſchen Leben ließ er ſich auch durch den vornehmſten Beſuch nicht ſtören. Der Kaiſer von Öſterreich, der 1863 auf dem Fürſtencongreß zu Frankfurt a/M. den öſterreichiſchen General der Cavallerie, Landgrafen von Heſſen, obgleich er der kleinſte unter Deuſchlands Fürſten war, ungern vermißte, kam mit einem andern öſterreichiſchen General, dem Prinzen Alexander von Heſſen, nach Homburg, vermochte aber zu dem alten Herrn nicht durchzudringen. Und als die kaiſerliche Majeſtät ſich zum Troſte eine Cigarre

anſteckte, rief der Poſten: „Hier wird nicht geraucht!“ „Doch nicht grob geweſen?“ fragte nachher der Landgraf den Poſten. „Bloß nach der Inſtruction gehandelt,“ antwortete der Soldat. „So, ſo! Schon gut, ſind vornehme Herren!“ mit dieſer Bemerkung that der achtzigjährige Greis den Zwiſchenfall ab. Schon im Jahre 1850 fing es die Schweſter des Landgrafen, die Königin von Baiern, klüger an, um den geliebten Oheim zu ſprechen. Sie meldete ſich überhaupt nicht, ſondern ſtellte ſich, weidmänniſch zu reden, im Garten auf den „Wechſel“, an welchem der Landgraf vorbei kommen mußte. Dort traf ſie ihn mit dem Geſchoß ihrer Liebe. Und er ließ ſichs gefallen und war für die Nichte ganz Freundlichkeit und Leutſeligkeit. Im Jahre 1866 im März ſank der letzte Sproß des edlen Stamms ins Grab. Ein Paar Monate war die Landgraffchaft mit dem Großherzogthum Heſſen, dem es nach dem Erbrecht zufiel, vereinigt. Der Krieg von 1866 hatte unter andern Folgen auch dieſe, daß Homburg preußiſch ward.

Die Schweſtern der Prinzeß Wilhelm waren im Bereiche des weiblichen Seins und Handelns nicht minder bedeutend als die Brüder auf dem Felde mannhaften Kämpfens und Siegens. Prinzeß Karoline, (geb. 1771) die älteſte, vermählte ſich im Alter von neunzehn Jahren mit dem Prinzen Ludwig Friedrich von Schwarzburg-Rudolſtadt. Sie fand in der neuen Heimath viel von den Gütern wieder, die ſie in Homburg verlaſſen hatte: ſchöne Natur, warmen Familienverkehr, geiſtiges Leben. Die Oberhofmeiſterin am fürſtlichen Hofe war die Schwiegermutter Schillers. Und dem Leben in Rudolſtadt fehlte nicht der Hauch der Idealität, der von des Dichters Werken ſo erfriſchend und veredelnd ausging. Früh (1793) ward ihr Gemahl regierender Fürſt, früh (1807) ließ er ſie als Wittwe zurück. Sie mußte nun ſelbſt als Vormünderin ihres Sohnes Günther die Regierung übernehmen. Und dies in

der Zeit des Napoleonſchen Übermuths. Eine ächte Tochter ihres deutſch und fürſtlich geſinnten Vaters hat ſie ſich dem Gewaltherrn innerlich nicht gebeugt. Der Äußerung, welche dieſer im Geſpräch mit Goethe gethan: „Was will man jetzt mit dem Schickſal? die Politik iſt das Schickſal", ſtellte ſie das Bekenntniß des Glaubens an den ſtarken, gerechten, weiſen, liebenden Gott entgegen, der auch das Werk des dunkeln Zerſtörers der Welt zum Segen lenken werde. In der Fürſorge für ihr Land nahm die Förderung der Kirche und der Schule eine vorzügliche Stelle ein. Mit den bedeutendſten Geiſtern wie Goethe, Schiller, Wilhelm von Humboldt, pflog ſie anregenden Verkehr. Als ihr der Sohn die Regierungsgeſchäfte abgenommen hatte, benutzte ſie das Stillleben zu eingehender wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung. Sie ſtarb im Jahre 1854 und ließ uns das Bild einer überaus edel und hochgeſinnten deutſchen Fürſtin zurück. — Faſt die ganze Zeit von dem Ausgang aus der irdiſchen bis zum Eingang in die himmliſche Heimath lebte mit der Fürſtin Karoline ihre Schweſter, Prinzeß Luiſe, (geb. 1772) in Rudolſtadt zuſammen. Denn zwei Jahre nach der Vermählung der älteren Schweſter gab ſie dem Prinzen Karl von Schwarzburg-Rudolſtadt ihre Hand zum Ehebunde, und drei Monate nach dem Heimgang der Fürſtin hat auch die Prinzeß das Zeitliche geſegnet. Und dies Zuſammenleben war nicht bloß ein äußerliches: die Schweſtern waren in den tiefſten Intereſſen des frommen Gemüthes und des hochgerichteten Geiſtes einig. — Die Prinzeß Amalie (geb. 1774) gereichte dem Hof zu Deſſau zur Zier, ſeit der Erbprinz Friedrich ſie dorthin heimgeführt hatte. An Gartenluſt fehlte es in der Anhaltſchen Reſidenz und in der Umgebung nicht. Wie die andern Geſchwiſter widmete ſie aber in verſtändigem Sinn und warmer Liebe Zeit und Kraft nicht bloß der anmuthigen Geſtaltung des eignen Lebens, ſondern vor

allem der Wohlfahrt des Landes. Sie ſtarb am 3. Februar 1846, zwei Monate vor dem Heimgang ihrer Schweſter Marianne. — In der Länge der irdiſchen Wallfahrt übertrifft alle Geſchwiſter die Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Prinzeß Auguſte von Heſſen-Homburg (geb. 1776, geſtorben 1871), in Tiefe und chriſtlicher Frömmigkeit und geiſtlicher Einwirkung auf andre kommt ihr nur die Prinzeß Wilhelm gleich. Sie blieb am längſten in Homburg. Als alle Brüder ihren männlichen Beruf im Dienſte des Vaterlandes, die Einen im Preußiſchen, die andern im öſterreichiſchen Heere ergriffen hatten, als alle Schweſtern edlen Fürſten in ihre Schlöſſer gefolgt waren, blieb Prinzeß Auguſte bei den Eltern und ſchien ihnen unentbehrlich. Zumal dem Vater, mit dem ſie die innigſte kindliche Liebe und die Gemeinſchaft geiſtiger Intereſſen verband, dem ſie nach dem Ausdruck, der Friederike Brun „milde Sonne“ und „holder Abendſtern“ geworden war, ſchien es durch die ſüße Gewohnheit des Zuſammenlebens ſelbſtverſtändlich, daß Niemand ihm dieſe Tochter von der Seite nehmen dürfe. Und nachdem ſie, immer in der unmittelbarſten Nähe des Vaters, ins zweiundvierzigſte Jahr getreten war, was für eine Gefahr ſollte dem Zuſammenleben noch drohen — wenn nicht der Tod? Da wirbt der Erbgroßherzog Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin um die Tochter, die des Vaters Freundin war. Wir haben ſchon gehört, zu welcher Anfechtung dieſe Bewerbung dem Vater gereichte. Er gab die Einwilligung mit Widerwillen. Die Geſchwiſter wetteiferten, dem Vater freundlicher zu ſtimmen. Und die fernhin gezogene Tochter wirbt mit der ganzen Liebe, die ſich nicht erbittern läßt, um das Herz des Vaters. Dem Gemahl und ſeinen Kindern ward ſie zum größten Segen. Die Ehe dauerte nicht zwei Jahre, aber die Sorge für des Gemahls Kinder und Kindeskinder über ein

halbes Jahrhundert. Was ſie für die Herzogin Helene von Orleans geweſen iſt, hat uns Schubert, mit welchem die Erbgroßherzogin durch ihren lebendigen Chriſtenglauben aufs Innigſte verbunden war, erzählt. Nach Vermählung der Herzogin Helene hatte die Mutter ſich in Rudolſtadt niedergelaſſen, wo ihre beiden Schweſtern wohnten. Als ſie dieſelben überlebte, kehrte ſie nach ihrer „Friedensburg", nach Ludwigsluſt zurück. Das Chriſtenleben in Mecklenburg verdankt ihr viel Weckung und Nahrung. Sie lebte länger als ihre Geſchwiſter. Überlebt hat ſie nur ihre Nichte, die letzte des Homburgiſchen Stammes, die Fürſtin Karoline von Reuß-Greiz, Tochter des Landgrafen Guſtav.

Wir durften, wenn wir die der Prinzeß Wilhelm geſchenkte Lebensfülle ins Auge faſſen wollten, den Blick auf die ſtolze Reihe der Geſchwiſter nicht unterlaſſen. Als ſie ſtarb, lebten noch drei Brüder und vier Schweſtern. Die ſtarke Geſchwiſterliebe, die ſie aus Homburg mitgenommen, iſt bis ans Ende nicht matter geworden. Der Zauber, der für ſie Homburg umwob, hatte ſeine Kraft zum guten Theil aus der Erinnerung an ein ſeliges geſchwiſterliches Zuſammenleben im Schloß und Garten, auf den Bergen und in den Wäldern. Einen Bruder, eine Schweſter in Berlin beherbergen, mit ihnen bis Mitternacht alles, alles durchſprechen zu können, war paradieſiſches Entzücken. Der hellſte Freudenſtrahl durchzuckte ſie auch, wenn die Fahrt zu einer Reſidenz der Schweſtern ging. Die tapfern Brüder begleitete ſie mit Gebet auf ihren Kriegszügen. Wo es galt, in ſchwerer Bedrängniß einem Bruder oder einer Schweſter beizuſtehen, ſelbſt dem Vater gegenüber, wie 1813 dem Bruder Leopold, 1818 der Schweſter Auguſte, da fand ihre Liebe in Herzenseinfalt die Weisheit, zugleich Kind und Schweſter zu ſein. Wir ergänzen die Äußerungen ihrer ſchweſterlichen Liebe, die wir früher ſchon mitgetheilt, durch einige Ergüſſe aus ihrem Tagebuch während ihrer Homburger Reiſe,

im Frühling und Sommer 1810. Durch die Tagebuchblätter zieht als ein warmer Hauch Heimathliebe und Geschwisterliebe. Geht's der Heimath zu, wird die Welt immer schöner. Ist sie mit den Geschwistern vereint, geht das Herz in Sprüngen. An ihres Bruders Ferdinand Geburtstag verläßt sie Dessau, wo ihr, der kinderlosen, die kinderreiche Schwester Amalie wie eine Cornelia vorkommt. Der Weg führt gen Süden. „Nie erschien mir das Wort Klima deutlicher, wie bei dieser Reise. Kurz vorher kam ich aus dem kalten Norden*), und nun, wie die ersten Weiden grünten in Berlin, verließ ich es. In Dessau fand ich schon mehr Blätter; an den Spalieren blühten die Pfirsiche. In den ersten Bergen, bei Naumburg, fand ich die erste warme Luft, bei Berka den ersten Blüthenbaum; bei Fulda grünten die Birken, Kastanien und Linden im hellsten Frühlingsschmucke. Wie ich von Schlüchtern ausfuhr am letzten Morgen vor Homburg kam ich wie in ein Feenland. Alle Arten von Bäumen ohne Ausnahme fand ich grün, die Fruchtbäume wie mit rosenfarbigen Schneeflocken bedeckt. Allmächtiger, wie war dieser lebendige Psalm geeignet, mein Herz zu stimmen für alles Liebe und Gute, was an diesem Tage mein Herz noch erfreuen und erheben sollte! Die Vögel in der Natur feierten mit mir den schönen Tag!" Das ist das Eingangslied zu der Feier geschwisterlichen Zusammenseins. „Nachdem ich gestern in Frankfurt die goldene Bulle gesehen hatte und wieder beim Papa war, kommt Karoline mit allen ihren Kindern und Luise mit ihrem Adolf an. So viel Glück, wohl zu viel Glück einmal wieder! — Wie angegriffen ist meine Seele und mein Körper, seit dem ich hier bin. Neulich in Frankfurt, wo der alte Gontard anfängt, von den Dingen zu reden, von denen ich schweige, mußte ich so weinen, daß Auguste mich

*) Aus Königsberg.

fortführen mußte. Ehe ich mich noch ausgeweint, muß ich heraus, weil eine Art von Cour meiner wartet. Nach den Stürmen thut ſich die Thür auf — mein Philipp tritt herein — welche freudige Erſchütterung!“ — Einige Tage ſpäter: „Schweſter Louiſe habe ich mich mehr diesmal genähert — Mein Gott, was iſt das für ein ſanfter himmliſcher Charakter! Wie intereſſant iſt Schweſter Karoline — auf wie viel hilft ſie mir hinauf — überhaupt lernen wir viel, wenn wir uns ſo eintheilen, daß immer einmal der mit der und die mit dem geht.“ Wieder nach ein Paar Tagen: „Das waren wieder ſchöne Tage! Iſt das nicht ein Paradies! Geſtern in Frankfurt macht mein Vater anſcheinend ganz ruhig die Thür auf und Guſtav und Ferdinand fliegen uns entgegen. Gott, Gott, wie ſoll ich dich loben für deine große Gnade! Sie ſind beide männlicher geworden. Wie glücklich bin ich, umgeben von meinen beiden Jugendgenoſſen! — Am 15. kam mein Wilhelm mit Leopold an, grade an dem Tage, als ich ihn vor ſieben Jahre kennen lernte. Am 16. erſchien Papa im Schloß. Es war ein rührender Augenblick. Seit dem 20. Januar 1808 war es das erſte Mal, daß er es wieder betrat. — Wie frappirt mich jetzt von neuem meines älteſten Bruders reine, heitere Natur und dieſer lebhafte Heldengeiſt! Ach, einer wie der andre, ein jeder hat ſeine ſchöne Eigenthümlichkeit!“ Vor dem nahen Abſchied: „Wäre ich doch ſchon fort und der Abſchied überſtanden! Und dennoch nach dem ſchönen paradieſiſchen Leben unter den Meinen bleibt noch Raum in meinem Herzen für die Freude, wieder ruhig mit Wilhelm zu leben. Gott, ich danke dir, daß du mir ſo viel Glück gabſt! Wann werde ich ſie wiederſehen, die Geliebten meines Herzens? — Der Abſchied war ſchrecklich! Noch immer denke ich an Ferdinand. Die hellen Thränen rannen ihm die Wangen herab. So hatte ich ihn nicht geſehen ſeit der Confirmation und Abreiſe zum Kriege 1800.

Der Arme geht bald weit ins Banat. — Hinter Frankfurt ſtand ein Regenbogen; da ſprach meine Seele: Friede ſei mit ihm und Glück!“

Die Geſchwiſterliebe, welche die junge kinderloſe Frau erfüllte, blieb auch im Herzen der Mutter und Großmutter. Es giebt eine Familienliebe, die im Grunde Familienegoismus iſt. Nur für die Familie hat ſie Intereſſe und Bewunderung. Jenſeits der nächſten Verwandtſchaft iſt ihre Wärme zu Ende. So war es mit der Liebe der Prinzeß zu den Geſchwiſtern nicht. Sie liebte auch ihr Volk und in dem Volke jeden, der ihr nahe trat und oder ihrer bedurfte, ob im Schloß oder in der Hütte. Ihre Liebe war Fülle des Lebens. Und dieſer Fülle Kern und Stern war der Heiland, der alles mit ſeinem Leben füllen will und den ſie in lebendigem Glauben ergriffen hatte.

XII.

Die Frömmigkeit.

Was der Ausspruch eines Kirchenvaters sagen will, daß die Seele des Menschen von Natur eine Christin sei, läßt sich aus dem Leben der Prinzeß Wilhelm leicht erkennen. Von Kind auf war ihr Gemüth für die seligmachende Wahrheit geöffnet. Sie war, um mit dem Heiland zu reden, aus der Wahrheit. Was ihr zum Wandel vor Gott geboten ward, nahm sie dankbar hin. Die geringe Gabe, die sie durch den christlichen Unterricht in ihrer Jugend empfing, ward groß durch die Treue, mit welcher sie das empfangene Pfund für ihr geistliches Leben bewahrte. Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe. Der Christ ist nicht im Gewordensein, sondern im Werden. Eine treffliche Vorschule für das Frommwerden der Prinzeß war ihre Pietät gegen die Eltern. Ihre Kindlichkeit gegen Vater und Mutter förderte ihre Gotteskindschaft. Der Vater war, wie wie wir gesehen, ein christgläubiger Mann. Weniger eigenthümlich christlichen Gehalt hatte der Geistliche. Die kirchliche Sitte war in der Jugend der Prinzeß noch im Sinken. Von neuem Lebenshauch ließ sich noch nichts spüren. Dennoch nahm die Prinzeß, als sie von Homburg nach Berlin übersiedelte, einen Schatz frommen Lebens mit: innigen Glauben an die väterliche Liebe Gottes, Ehrfurcht vor dem Heiland, in

welchem die Liebe Gottes ihr nahe getreten, das Verlangen, seines Vorbildes sich würdig zu erweisen, getroste Hoffnung auf das ewige Leben und das Wiedersehen geliebter Menschen. So tritt sie ins Leben des Hofes und der Hauptstadt. Sie lauscht mit Andacht der Predigt, sie wird von dem einfachen und warmen Wort, von der würdigen und edlen Erscheinung des Predigers ergriffen. In Berlin stört sie wohl beim Abendmahl die Unruhe und das Gaffen der Menschen. Aber der Segen bleibt nicht aus, weil sie die heilige Handlung mit Heilsbegier begeht. Wenn der Tag ihrer Einsegnung wiederkehrt, liest sie das Bekenntniß und Gelübde, das sie einst abgelegt, wieder durch. Das Treubleiben bis in den Tod war ihr Sache des wachen Gewissens.

Nachdem Jugend und Heimath entschwunden war, führte sie Gott mit ihrem Volke zugleich in die rechte Christenschule. Kaum dürfte die Geschichte der christlichen Völker ein zweites Beispiel zeigen, in welchem ein ganzes Volk den dem Einzelnen verordneten Prozeß des Heils in Buße, Glaube und Heiligung durchlebt hätte wie das deutsche, namentlich das norddeutsche Volk, in den Jahren zwischen 1806 und 1815. Und wiederum dürfte keine Seele diesen Prozeß mit dem Volke so gründlich durchgemacht haben als die Prinzeß. Sie hat mit Deutschland über seine Sünde und seinen Abfall tief getrauert, zu dem gerechten, starken und barmherzigen Gott die Augen des Glaubens emporgehoben und in den Tagen der wiedererlangten Freiheit und Größe an der Erneuerung des Lebens gearbeitet. Daß die Erschütterungen des Vaterlandes mit den schmerzlichsten Ereignissen in der Familie zusammenfielen, förderte nur den Ernst und die Tiefe ihrer Lebensauffassung. In den Wettern des Volksgeschickes wie in den Schauern, welche durch ihr häusliches Leben zogen, vernahm sie die Stimme Gottes. Dadurch, daß ihr in den Tagen der Volksnoth und Volkserhebung die Herrlichkeit Christi und die Herrlichkeit des Vater-

landes zugleich aufgegangen, bietet ihr Lebensbild eine vorbildliche Vermählung des Christlichen und Deutschen.

Ein freies Gotteskind hat sie von keinem Menschen sich in ihrem Christenleben abhängig gemacht, aber den Dienst der Diener Gottes ließ sie sich, wo sie länger oder kürzer sich ansiedelte, dankbar gefallen. Ihr Verhältniß zu den Geistlichen war gesund. Wie hören nicht, daß sie irgend einen Prediger, wenn er nur Gottes Wort herzmäßig predigte, etwa wegen einer Unvollkommenheit im Vortrag gering geachtet oder daß sie an Einen mit schwärmerischer Ausschließlichkeit sich gehängt oder naschhaft von Kirche zu Kirche ihren Lauf gerichtet hätte. Sie besuchte freilich viele Kirchen Berlins, aber mit gesundem Hunger nach Gottes Wort. Gründlich erweckt suchte sie die Erleuchtung, wo das Licht des Evangeliums brannte, und die Erleuchtung diente ihr nicht etwa nur zur geistlichen Ergötzlichkeit, sondern zur Bekehrung. Das ganze Bild der Wiederbelebung unsrer deutschen evangelischen Kirche, in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts tritt uns in den Namen der geistlichen Führer entgegen, welche uns in den Aufzeichnungen der Prinzeß begegnen. Es sind zunächst französische Namen der Berliner Colonie, die sie uns nennt: Pischon, Palmié, Theremin. Dieser letztere machte durch seine tief geschöpften, sorgfältig vorbereiteten und trefflich vorgetragenen Predigten ihr den Dom, ihre Pfarrkirche, lieb, Predigten, welche die von ihm selbst aufgestellte Behauptung, daß die Beredsamkeit eine Tugend sei und von dem Vollgewicht der Persönlichkeit nicht getrennt werden dürfe, an ihrem Theil bestätigten. Ein neues Element brachte der aus dem Wupperthal gerufene Strauß in den Dom, in die Stadt: die erweckliche Predigt, das lebhafte Betonen der Kernlehre von Sünde und Versöhnung, Gnade und Glaube, die warme Unmittelbarkeit begeisterter Aussprache, das seelsorgerliche Andringen auf der Kanzel und

die Fortsetzung der Kanzelwirksamkeit durch seelsorgerlichen Hausbesuch. Seit Strauß in Berlin war, verdankte die Prinzeß ihm die stetigste Führung ihrer Seele. Den Äußerungen der Dankbarkeit gegen den treuen Geistlichen, die wir gelegentlich von der Prinzeß vernommen haben, entspricht die warme Erinnerung, welche er seinen Confirmandenstunden im Zimmer der fürstlichen Mutter widmet. „Unsre Katechesen gewannen dadurch eine ungewöhnliche Gestalt, daß die Mutter jedesmal von Anfang bis zu Ende gegenwärtig war. Was in einer Woche in Kirche, Staat, Gesellschaft Neues sich begeben, wurde zunächst namentlich in christlicher Beziehung durchgesprochen und das Ziel war die kirchliche Seite. In keiner andern Katechese habe ich so viel gelernt, als in dieser, die sich von 1827 bis 1832, also durch 5 Jahre hinzog. Man hätte es eine pastorale Encyklopädie nennen können." Es liegt die Befürchtung nahe, daß von einer solchen Art des Unterrichts die Mutter mehr Frucht gehabt als die Tochter. Aber der Katechet war auch von seiner Schülerin aufs Höchste befriedigt: „Es war die reine, klare, von Gott aber erbetene Erkenntniß dessen, was ihr Herz erfüllte, sie war so recht Confirmatin. Prinzessin Elisabeth antwortete so besonnen und deutlich, so einfach und doch auch so stark, daß wir erstaunten." — Einfachere aber nicht geringere Speise boten der Prinzeß Hermes an der Spittelkirche, Jänicke an der Bethlehemskirche. Schleiermacher, der die christliche Wahrheit aus dem frommen Bewußtsein seiner Gemeinde zu entwickeln und nicht mit vollem Ton das einfache Gotteswort in die Gemeinde zu rufen pflegte, sagte ihr Anfangs nicht zu: ihr war eine unmittelbare, warmherzige, gerade auf das Herz gehende Verkündigung der Kernlehre lieber. Aber in den Jahren, da nicht ohne tiefgehende Mitarbeit Schleiermachers die Erhebung des Volks durch die Macht der Frömmigkeit vorbereitet ward, gefiel ihr der tapfere Mann sehr wohl. Und sein frommer

Heimgang ward als ein herrliches Ereigniß in dem Kreiſe der Prinzeß erzählt. Auch Marheineke erbaute ſie in jenen Tagen. Sonſt lockte ſie Lisco in die Spittelkirche, Couard in die St. Georgenkirche, Arndt in die Parochialkirche. Snethlage war ihr als jüngerer College von Theremin und Strauß am Dom ſehr willkommen. Goßner trat ihr zuerſt in Fiſchbach und befreundeten Häuſern der Umgegend nahe. Als er in Berlin, nicht ohne ihre Mitwirkung, endlich zur feſten Anſtellung kam, hat er neben Strauß wohl den bedeutendſten Einfluß auf ſie gehabt. Wie oft finden wir ſeinen Namen in ihren Aufzeichnungen! Gewiß hat ſeine Art, gerade weil ſie von der Berliner ſo grundverſchieden war, bei der doch beſtehenden Gemeinſchaft des Glaubens auf die Empfänglichen doppelt gewirkt. Eine durch die Gnade geheiligte Natur, wie Luther nicht auf dem Wege der Gelehrſamkeit, ſondern ganz unmittelbar durch die Schrift zum Glauben an die freie Gnade, an die Gerechtigkeit durch das Blut Chriſti gebracht, voll Erfahrung und ganz einfältig, bairiſch derb und heiligen Humors, vom Centrum des Glaubens den ganzen Kreis der Werke ins Gewiſſen faſſend — ſo war er bei ſeiner Ankunft in Berlin Hauch und Flamme und bis an ſein Ende ſtilles Säuſeln und nachhaltige Gluth. — Auch von dem Durchreiſenden nahm die Prinzeß gern die Gabe, die er brachte. Es kam im Januar 1827 aus Haggerstown in Penſylvanien der Prediger Benjamin Kurtz nach Deutſchland, um für ein lutheriſches Predigerſeminar zu collectiren, ein ernſter, gläubiger, vorwiegend nüchterner Mann. Er predigte unter großem Zulauf im Dom, in der Nikolai-, Marien- und Dreifaltigkeitskirche. Ohne ſeine Perſon hervorzuſtellen, ohne auf Aufregung zu zielen, drängte er auf Selbſterkenntniß, und eine Predigt, in welcher er auf die Frage: was fehlt mir noch? eine achtfältige Antwort gab, machte tiefen Eindruck. Auch die Prinzeß hörte ihn. Kam ein Miſſionar nach Berlin,

ſo verlangte die Prinzeß herzlich, ihn zu ſehen und zu hören. Stobwaſſer durfte ihr Bilder aus der Heidenwelt zeigen und ſie unterſtützte das Werk durch Subſcriptionen. Wo immer ſie ſich aufhielt, kam für die Luſt an dem Aufenthalt der Geiſtliche in Betracht. Was ihr Siegert und Götſchmann in Fiſchbach war, haben wir gehört. In Köln war ihr Engels und Prey von Segen, in Mainz, wo ſie mehrmals wohnte, wenn ihr Gemahl Gouverneur der Feſtung war, König. In Homburg freut ſie ſich über den durch Schubert gewonnenen lutheriſchen Pfarrer Pfeifer. Den Frankfurter Bonnet lernt ſie in Dornholzhauſen bei Homburg in der franzöſiſchen Gemeinde kennen — einen tiefgegründeten Chriſten und eindringlichen Prediger von dem liebenswürdigſten Verkehr. Valette, früher in Neapel, ſpäter in Paris, hier bis an ſein Ende ein treuer Freund der armen evangeliſchen Deutſchen, begegnet ihr in Homburg und Schleſien. Tholuck tritt ihr nahe und man hört auch von dem geiſtlichen Vater desſelben, dem Baron Kottwitz. Andre Laien, denen ſie großes Intereſſe ſchenkt, ſind Nicolovius und Steffens. Eine Wolke von Zeugen umgiebt ſie mit triefenden Segen.

Im Gebrauch der Mittel, welche die Frömmigkeit fördern, war die Prinzeß eifrig und weitherzig, frei und innig zugleich. Der regelmäßige Beſuch des Gottesdienſtes verſtand ſich ihr von ſelbſt. Wie andre fromme Wöchnerinnen hielt ſie am ſechſten Sonntag ihren Kirchgang. Daß ſie das heilige Abendmahl in der erſten Zeit nicht im Dom feierte, ſondern in der Nikolaikirche, das muß nicht etwa aus der Treue gegen die Königin Luiſe, die es auch dort genommen, erklärt werden, ſondern aus ihrem Bekenntniß: die Prinzeß war lutheriſch von ihrer Mutter her, wie die Königin Luiſe, und beide haben vor Einführung der Union die lutheriſche Kirche aufgeſucht. Erquicklich iſt zu erfahren, wie vor, bei und nach dem Abend-

mahlsgenuß innerhalb der großen Gemeinde die im Glauben nächſt Verbundenen ſich mit einem heiligen Gruße grüßten. Überhaupt diente der Kirchgang zur Verinnigung des Kirchleins in der Kirche: man ſah ſich, man freute ſich der Gemeinſchaft, man ſandte ſich einen liebevollen Blick, man drückte ſich verſtändnißinnig die Hand. — Was die Kirche an Gottes Wort bot, war nicht Alles. Vom zuſammenhängenden Leſen ganzer bibliſcher Bücher im Hauſe erhalten wir freilich weniger Kunde. Es mag dies Leſen nach Bibelzetteln geſchehen ſein. Aber überaus treulich und reichlich wird der Brauch geübt, daß die Gläubigen bei Geburtstagen und anderen Veranlaſſungen ſich ein Bibelwort einander ſchenken, und neben dieſem iſt es das geiſtliche Lied, von welchem die Prinzeß zu ihrer Erbauung den vollſten Gebrauch gemacht. Ein Gedenkbuch, das die Prinzeß einer chriſtlichen Jungfrau geſchenkt und das vor uns liegt, läßt uns in die Quellen ihrer geiſtlichen Nahrung einen klaren Blick thun. Die Decke iſt von ihrer eigenen Hand mit Nadel und Pinſel geſchmückt. Der Inhalt ſind Bibelworte, Stellen aus Goßners Schatzkäſtlein, die den Kern des Chriſtenlebens, Buße, Glaube, Heiligung, in muſterhafter Klarheit zeigen, und geiſtliche Lieder. Daß ihre Lieblingslieder geweſen: „Ach bleib' mit deiner Gnade“ und „Ich habe nun den Grund gefunden“, beſtätigt das Buch, denn in der That ſind die beiden Lieder die erſten, die in demſelben ſtehen. Sonſt finden wir „Zur Ewigkeit die Blicke, von dort ſtrahlt wahres Licht“, „O Haupt voll Blut und Wunden“, „Sei Lob und Ehr dem höchſten Gut“, „Befiehl du deine Wege“, „Kommt, Kinder, laßt uns gehen“, welches Goßner einſt der kleinen Prinzeß Eliſabeth aufgegeben, „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, „Ein feſte Burg“, „O Gott, du frommer Gott“, „Hier legt mein Sinn vor dir ſich nieder“, „Rüſtet euch, ihr Chriſtenleute“, „O Durchbrecher aller Bande“, Ermuntere dich, beklemmter Geiſt“, „Es

ist noch eine Ruh vorhanden", „Seele, was ermüdst du dich", aus andern einzelne Verse, die sehr bezeichnend gewählt sind, zum Schluß „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende" und das Kreuz, darunter „Marianne".

Die Lieder, die wir genannt, bezeugen, daß die Frömmigkeit der Prinzeß evangelisch war, daß ihr die Signatur „sola": „allein durch den Glauben", welche ihr Seelsorger Strauß seinen Predigten gegeben, nicht fehlte. Diese Signatur bewahrte vor jeder Neigung zur katholischen Kirche, die mit Gottes Wort sich nicht verträgt, verbot aber die Gemeinschaft mit solchen Katholiken nicht, denen Christus das eine Nothwendige war. Die Zeit, in welcher die Prinzeß die Ausgestaltung ihres Glaubens erfahren durfte, hat in ihrem Bild einen vorwaltenden Zug: den Glauben an eine heilige allgemeine Kirche, an die Gemeinschaft der Heiligen. Sie ist darum reich an innigen Berührungen zwischen frommen Katholiken und frommen Protestanten. Auch die Prinzeß versteht es, des Guten, was die römische Kirche hat, sich zu freuen. Sie liest gerne von dem Großen, was die Geschichte des Mittelalters bietet. In Köln und Mainz giebt sie sich dem Eindruck, den die Kirchenbauten und die Glockentöne machen, einfältig hin. Aber sie ist und bleibt evangelisch durch und durch. Je weiter ihr Blick ist, desto weniger läuft sie Gefahr, das Gute der andern Kirche mit dem Krankhaften der eigenen zu vergleichen, desto gerechter sieht sie das Gute der eigenen Kirche, das volle Bekenntniß zum Evangelium, im Gegensatz gegen die Verdunkelung des Evangeliums, welcher die römische Kirche sich schuldig macht. Über Stolbergs Katholicismus hat sie ein ruhiges, richtiges Urtheil. Als Voß lange nach dem Übertritt seine heftige Schrift gegen den alten Freund in die Welt geschleudert, meinte sie auch unter dem fanatischen Poltern des alten Kämpen der Aufklärung etwas von „wirklicher, echter Religiosität" zu erkennen, nur der Spott that ihr

leid, „Spott iſt mir über Alles am widrigſten," ſchrieb ſie. „Wäre Stolberg jetzt katholiſch geworden," fuhr ſie fort, „wär' er viel mehr zu tadeln, ja es wäre viel unbegreiflicher wie damals, wo man wohl gern ſich hinwegflüchten mochte von dem entheiligten Proteſtantismus — freilich wohl hätte er in ſein eigenes ſtilles Herz ſich einflüchten können — aber vielleicht war ihm die wahre Erkenntniß noch nicht aufgegangen und er ſuchte nach ferner — beſſer ſuchen, als gar nicht daran denken — einem frommen, feurigen, wohl auch ſchwärmeriſchen Mann kann man es wohl nachfühlen, daß er ſich verleiten ließ, nur um aus dem Kalten der damaligen Zeit in ein Wärmeres zu kommen." Je lebendiger ſie am eigenen Herzen die Gnade Gottes erfahren hat, je leuchtender Chriſti Name und Kreuz allein in ihrem Herzen funkelt, je gewiſſer ſie im eignen Geiſt durch das Zeugniß des heiligen Geiſtes der Kindſchaft Gottes in Vergebung der Sünden ſich tröſtet, deſto weniger bedarf ſie des Surrogats der Gewißheit, mit welchem Rom ſeine Gläubigen bewirthet. Und je ſtärker in ihr der ſittliche Trieb iſt, Gutes zu wirken ohn' Unterlaß im lebendigen, geſchäftigen, mächtigen Glauben, deſto weniger braucht ſie ſich durch die Menge der katholiſchen Werke imponiren zu laſſen. In ihrer evangeliſchen Einfalt begehrt ſie nicht nach den Herrlichkeiten der Römiſchen Kirche, nach der farbenhellen Sinnlichkeit ihres Cultus oder der trügeriſchen Einheit ihrer Lehre oder der fürſtlichen Hoheit ihrer Biſchöfe. Goßner, der aus der Kirche ausgetreten, um das Evangelium von der Gnade allein frei predigen zu können, wiegt ihr ſchwerer als die Prieſter, die in der Kirche geblieben ſind, weil ihnen der Muth der Wahrheit fehlt. Gnade allein, Chriſtus allein, Glaube allein — der Dank eines chriſtgläubigen Herzens für die heilſame Gnade Gottes, das iſt der Grundton ihrer Frömmigkeit.

Im vertrauten Briefwechsel mit einer christlichen Freudin belauschen wir den Athem dieses ihres innern Lebens. Namentlich wenn sie Segenswünsche zu ihrem Geburtstag empfangen hat, geht ihr das Herz auf in Dank für Gottes Gnade, in der Klage über die eigene Unvollkommenheit, in der Bitte um die Fürbitte. 7. November 1821: „O daß Gott sie (die frommen Wünsche) erhörte und ich Ihm recht wohlgefällig sein könnte! Aber ich bin noch allzu schwach, der ernste feste Wille, Gott allein zu dienen, wird mir noch schwer. Aber Gott ist langmüthig und voll Nachsicht in seiner Liebe — die soll man nicht mißbrauchen, ich weiß das wohl und bin darum doppelt strafbar. — Er wird doch helfen." Die Freundin wünscht zu Neujahr, daß Gott den Willen stärken möge. „Ja wohl," so lautet die Antwort (2. Januar 1824) das ist recht, was mir so oft gebricht, ich meine, ich habe ihn — mag ihn auch wohl eine ganze Zeit haben — alsdann wird er wieder so schwach — daß es nur Gottes Gnade und Erbarmen ist, das mich hinüber zieht über die Abgründe — nicht mein Wille. Darum beten Sie ferner für mich, daß der Herr ihn mir täglich mehr stärke. Das Geräusch der Welt ist es eben nicht mehr, was mich hemmt, denn das ist mir so lästig, daß es mir vielleicht auch just gut ist — weil doch alles, was schwer ist, übt, aber es sind andre Dinge, über die ich noch nicht hinüber komme." Sie war aus Fischbach nach Berlin zurückgekommen, es war ihr recht schwer geworden, „die lieben Berge und die Ruhe und Stille dort zu verlassen für den Lärm und die Mauern der großen Stadt", aber sie fährt fort: „Nicht allein die Natur ists, welche das Leben dort so lieb macht — auch die Menschen — so viele fromme Menschen umgeben unser Thal — und es ist recht dazu gemacht, um recht in Frieden zu kommen — wäre das störrische Herz nicht schuld, daß es oft das Gute was ihm wird vom Herrn nicht so in sich auf-

nimmt wie es wohl ſollte — doch auch dieß wird noch werden, des Herrn Erbarmen wird dieß Herz mit Seiner großen Liebe überwinden, daß es endlich nur in Ihm allein ſein Heil ſuche — o daß es recht bald ſo wäre!" Nach ein Paar Jahren klingts beim Abſchied aus Fiſchbach noch in ähnlichem Ton (6. December 1828): „Wie unbegreiflich iſts, daß wir ſo oft die Gnaden Hand, die uns der Herr darreicht, wieder gehen laſſen, ſtatt uns immer feſter und feſter an ſie anzuklammern — wir wiſſen es, daß wir ohnedem nicht beſtehen können — und doch reißt ſich unſre Schwachheit oft wieder los von ihm — aber doch nur, um es nachher noch tiefer zu fühlen, daß wir ohne Ihm nichts vermögen, keinen Kampf beſtehen — ach! und da fühlen wir erſt recht unſer Elend und ſehnen uns dann erſt ganz die Hand wieder zu faſſen, die allein uns behütet vor allem Übel — doch ich ſpreche von mir, Sie, meine Liebe, waren ja ſchon als Sie noch ſehr jung waren, viel weiter gefördert als ich — der Herr wolle Sie in Gnaden ſo weiter geführt haben und immerdar führen! — O Gottes Gnade muß ja endlich zur Buße führen — denn wie beſchämend iſt mir immer ſeine Geduld und ſein Erbarmen!" Bei dieſem Gefühl der Beſchämung iſt ſie empfänglich für den Mahnruf einer gedruckten Predigt von Strauß, der in der Stille eines Unwohlſeins ſie findet: „Rede, Herr, dein Knecht hört. Vielleicht habt ihr noch nie ſo geantwortet, o verſucht es jetzt! Schiebts nicht hinaus! Denkt nicht: wenn ich älter werde, nach einem Jahre oder morgen will ichs thun. Jetzt, jetzt, ſterbliche Menſchen! Dieſer Augenblick kommt nicht ſo wieder — nie!"

Wir ſehen, daß die Frömmigkeit dieſer chriſtlichen Frauen die einfältigſten Wege geht, welche die bibliſche Wahrheit zeigt. Eigenthümliche Fragen blieben gleichwohl nicht aus. Die Schweſter Auguſte in Ludwigsluſt ging in dem Ernſte, mit welchem ſie die Gewißheit ihres Heiles ſuchte, ſo weit, daß ſie

das Gebet um Gottes Strafe zur Züchtigung des alten Menſchen empfahl. Die Prinzeß Wilhelm hatte in ihrer maßhaltenden Nüchternheit Bedenken gegen ſolches Gebet, aber in ihrer Demuth geſtand ſie der Schweſter tiefere Weisheit zu. Sie begleitet die Briefe der Schweſter, welche ſie an Frau von Schönberg ſendet, mit dieſen Worten: „Ich hatte immer nicht begriffen, was ſie ſchreibt, daß man um Strafe bitten ſollte, da ich mir das Verhältniß des Menſchen zu Gott, wie das der Kinder zu den Eltern denke, und dieſe fordern ja nur Reue und bitten um Vergebung und den Willen es nicht wieder zu thun und Gehorſam — und Er, das ewige Erbarmen, Er der langmüthige Gott ſollte es begehren, daß wir ſelbſt um die Strafe bitten ſollten? Seine Weisheit wird uns ſchon ſtrafen, wenn alle Mittel Seiner Liebe nicht mehr helfen, aber daß wir bitten ſollen darum verſtehe ich nicht. Wie ſie nun antwortet, muß ich wohl eingeſtehen, daß ſie immer recht hat und daß es wohl nur von mir ein Ausweichen war, die Lauheit und Furcht vor dem was mir ſchwer wird.“ — War bei dieſer Frage für die Prinzeß das Verhältniß der Kinder zu den Eltern maßgebend, ſo hat ſie ſich bei einer andern Frage: wie viel man den Kindern in der Welt erlauben dürfe? das Verhältniß Gottes zu den Menſchenkindern vor die Augen geſtellt. Gottes Art iſt es, den Menſchen mit Ernſt zu ſagen, was gut iſt und was er von ihnen fordert, aber die Entſcheidung in ihre Freiheit zu legen und zu vertrauen, daß ſie durch eigene Erfahrung klug werden. „Ich danke Ihnen auch für Ihre liebe Theilnahme an meinen lieben Kindern — ich bin nicht ſo ängſtlich, ſehe ich, wie Sie, die Sie in Ihrer Gewiſſenhaftigkeit jetzt ſchon alles von ihnen abwenden wollen, was ihnen ſchädlich ſein könnte, ich meine, ſie ſind in Gottes Hand und Erfahrung gehört auch zum Leben, ohne manches durchgemacht zu haben, dünkt mir, kommt der Menſch nun einmal nicht fort,

darum ist ihm das irdische Leben gegeben, damit er durch Prüfungen und Kämpfe den rechten Halt am Herrn kennen lerne, dadurch klammert er sich desto fester an, je mehr er lernt, wie noth ihm das ist, wie ihm allein darin Heil ist — doch Sie mögen recht haben." — Dieselbe Frage kehrt in dem Briefwechsel wieder: „Wie sehr hat es mich gefreut, schreibt sie (25. Januar 1830) einer Freundin, daß Sie mir einmal erzählt haben, wie Sie leben — und hat mich gar sehr interessiert. Könnte ich Sie doch mal wiedersehen mit Ihrem H. (den ich sehr grüße) und den Kindleins — mich wundert aber, daß Sie sie so ganz absondern vom Umgang mit andern, ich folge darin immer dem entgegengesetzten Grundsatz — es kommt mir so vor, als wäre es dann auch nöthig für Erwachsene in ein Kloster zu gehen, um sich für die Gefahren der Welt zu wahren — wir sind ja aber deßhalb auf die Erde geschickt worden, um mit andern zu leben und dadurch geprüft und gebildet zu werden für eine andere bessere Welt — ist man aber abgesondert, so fehlt einem Vieles, woran man sich üben soll — und besonders dünkt mich in der Kindheit hat man das recht nöthig als Anfangsgrund — Nachgiebigkeit, Sanftmuth, Duldsamkeit, Gefälligkeit — alle diese Tugenden lernt das Kind nur durch den Umgang mit andern deucht mir — selbst wenn es dadurch strauchelte, so wird ihm das eine heilsame Erfahrungslehre sein und auch das muß kommen, um fest werden zu können." — Darin wird die Freundin der Prinzeß freilich Recht behalten müssen, daß fromme Eltern mit allem Ernst ihre Kinder vor den Versuchungen der Welt zu bewahren suchen. Und daß das höfische Leben, wie es in vielen Stücken der Welt Art hat, auch solche Versuchungen bietet, ist leicht zu erkennen. Wer mit ernstem Christensinn von draußen in die höfischen Gewohnheiten sieht, der mag sich wohl wundern, daß christlich gesinnte fürstliche

Persönlichkeiten dem Leben um sie her nicht ein bestimmteres christliches Gepräge geben. Es geht ja freilich nicht an einem Hofe zu wie am andern. Fromme Fürstlichkeiten lieben fromme Umgebung und trachten darnach in ihren Lebensgewohnheiten sich nicht dieser Welt gleich zu stellen. Aber die hergebrachte Sitte, die Gastlichkeit gegen andre Höfe, die Rücksicht auf die Leute, die vom Hofleben Gewinn suchen, die Leutseligkeit gegen das Volk, welches gern die Augen am Glanz des Fürstenhauses weidet, bringen es mit sich, daß doch an den Höfen meist mehr Weltleben bleibt, als dem ernsten Christensinn gefällt. Für eine fromme Prinzeß liegt darin keine geringe Versuchung. Daß Prinzeß Wilhelm die Stille dem Geräusch und die Schlichtheit dem Glanze vorzog, haben wir oft von ihr selbst gehört. Ihre Theilnahme auch an rauschenden und glänzenden Festen dünkte ihr eine durch ihre Stellung ihr gebotene Pflicht. Sie ging nicht häufig ins Theater, aber sie fand auch durch den sonntäglichen Besuch desselben, der uns kein guter Schluß des mit Gottesdienst begonnenen und mit geistlichem Leben zu füllenden Tages scheint, ihr Gewissen nicht belastet. Wenn sie ging, suchte sie sich das Beste heraus, die Entflammung der Vaterlandsliebe in den Zeiten der Erhebung, in stillen Tagen die beruhigende Macht der Musik! „Heute Abend, schreibt sie an eine Freundin, beim Gesang kam eine Beruhigung über mich, daß auch der zerstreuende Anblick des Theaters vor mir verschwand und sich in Ruhe auflöste, das ist eine schöne Empfindung, denn ich hasse nichts mehr als mich stören zu lassen durch solch äußeres Getreibe. — Das ist immer eines meiner ersten Dankgebete, daß Gott mich fern von der großen Welt hat aufwachsen lassen. O welche nuancen des Lebens gehen verloren für das Gemüth was nur im Strudel der Welt sich hat kennen lernen."

Die Stille, in welche die Prinzeß ihr ganzes Leben lang aus dem Strudel der Welt mit Wonne ſich flüchtete, gebrauchte ſie zur ſeligſten Gemeinſchaft — mit ihrem Gott vor allen, aber auch mit den heimgegangenen und lebenden Geiſtern. Dabei hielt ſie ſich frei von falſcher Geiſtlichkeit. Selbſt Chriſtus angehörig eignete ſie ſich Gaben Gottes ſo viel an als ſie konnte. Außer der Bibel boten ihr die frömmſten Männer der Vergangenheit und Gegenwart Nahrung. „In den heiligen Auguſtinus iſt ſie verfallen mit ganzer Seele," ſeit ſie zuerſt ſeine „Bekenntniſſe" kennen gelernt. Luther iſt ihr ſtets nahe geblieben. Im geiſtlichen Liede wurde ſie immer heimiſcher. Wie Geſchichte überhaupt las ſie gern Kirchengeſchichte. Der geſchichtliche Blick ſah klar auch in die religiöſen Erſcheinungen der Gegenwart. Gegen die Verirrungen, welche ſich fromme Schwärmerei in Königsberg innerhalb der evangeliſchen Kirche ſchuldig machte, hatte ſie nur ein immer wiederholtes und ſchmerzliches: „Unbegreiflich, unbegreiflich!" — Bei ihren eingehenden geſchichtlichen Studien hatte ſie den Eindruck, dem ſelbſt Goethe ſich nicht entziehen konnte, daß die hellſten und fruchtbarſten Zeiten diejenigen ſeien, in welchen der Glaube herrſchte, die dunkelſten und unfruchtbarſten die Zeiten des Unglaubens. Und von dieſer Anſchauung aus konnte ſie über die Tage der Reformation hinaus, in denen ſie volle Heimath hatte, auch in das Mittelalter ſich verſenken, ſeine Kirchlichkeit, ſeine Kunſt, ſeine Dichtung. — Von Kind auf in des Vaters Haus mit Poeſie genährt, kommt ſie in der Zeit empfänglichſter Jugend gerade in die Romantik, in das Streben, nicht blos die Dichtung neben dem Leben als einen Zierrath gelten zu laſſen, ſondern das Leben ſelbſt durchaus poetiſch zu geſtalten. Die mit ihr gelebt, wiſſen davon zu ſagen, wie ſie, namentlich auch um der Kinder willen, dem täglichen Leben poetiſchen Reiz zu geben wußte — und wer die Räume betritt, in denen ſie ge-

wohnt, in denen sie sich eine zweite Leiblichkeit aus der Tiefe ihrer Seele geschaffen, dem weht aus den Gebilden der Kunst und dem ganzen Zauber der Anordnung ein geistiger, poetischer Hauch an. Wir haben gesehen, wie Hölderlins eigenartige Romantik, welche uns im Hyperion das Leben der Freundschaft auf griechischem Boden in den Tönen jugendlichster Begeisterung vorführt, auf die junge Prinzeß gewirkt. Aber neben dem griechischen Leben, das ihr Homer doch unmittelbarer vorzaubert als der schwäbische Dichterjüngling, und mehr als das griechische sucht sie das deutsche auf, z. B. in den Nibelungen. Und dann wieder ist's Calderons „standhafter Prinz", in welchem sie das Urbild frommer Ritterlichkeit erblickt. Und als ein junger Dohna in der Taufe den Namen „Rodigro" empfängt, eignet sie demselben mit Freuden den „Cid Campeador" als Vorbild zu. Und bis an ihr Ende brauchte sie die Heldengesänge nicht mit dem wehmüthigen Gefühl zu durchlesen, als seien das verklungene Klänge: die fromme Ritterlichkeit wandelte in Gestalt ihres Gemahls ihr zur Seite. Er war es, der nach Krieg und Sieg in langer Friedenszeit mit zartestem Minnedienst seiner „Frauen" Huld mit Huld vergalt, ihre kaum gehauchten Wünsche ihr erfüllte, in Berlin ihr zu Weihnacht Holbeins Madonna schenkte, in Fischbach ihr den Weg zum Felsengipfel des Falkenberg bahnte, wo sie dann das Kreuz aufpflanzen ließ. Hoher Sinn lag ihr in der Sternenschrift des Himmels, die sie mitternächtig gerne las: sie sah, daß das Sternenbild der Kassiopeia ebenso gut ein W als ein M sein könne — Prinz Wilhelm und Prinzeß Marianne hatten in glücklichster Ehe das „Du bist mein und ich bin Dein" trefflich gelernt.

Die Frömmigkeit der Prinzeß giebt sich für uns deutlicher als durch irgend ein Anderes in einem Briefwechsel zu erkennen, den sie ein Vierteljahrhundert lang mit Frau von Schönberg geführt hat, einer gebornen Gräfin Luise von Stolberg-Wernige-

rode, Tochter des Grafen Chriſtian Friedrich und der Auguſte Leonore, geb. Gräfin Stolberg-Stolberg. Vierzehn Jahre älter als die Prinzeß und in hoher Reife des Chriſtenlebens ſtehend, hatte ſie die Freudigkeit, die Prinzeß in den Reichthum an geiſtlichem Leben, deſſen ſie ſelbſt theilhaftig war, einzuführen. Der Briefwechſel beginnt, indem die Freundin der Prinzeß ein Geſangbuch der Brüdergemeinde überreicht und ihr mehrere Lieder darinnen anſtreicht. Ein andermal verſchafft ſie ihr Henhöfers, des Badenſchen Geiſtlichen, der aus der katholiſchen in die evangeliſche Kirche übergetreten, Glaubensbekenntniß. Ein Zettelbüchlein, mit lauter Blättern, welche fromme Menſchen mit ihren beſten Sprüchen beſchrieben, ſchickt ſie zurück, nachdem die Prinzeß Abſchrift von manchen genommen und ihre eigene Gabe hinzugethan. Lieblich iſt die Demuth, in welcher ſich die Prinzeß für den Eintritt in die Reihe dieſer Erfahrnen für zu gering dünkt. Die Freundin dankt für die Blätter von der Prinzeſſin Hand und für eine Beantwortung der Frage, ob man das Gebet an Gott, den Vater, oder an Chriſtus richten ſolle. Die Prinzeß theilt ihr Briefe mit, welche die Fürſtin von Detmold geſchrieben. „Wollen Sie mir erlauben," antwortet die Freundin, „Ihnen die lieben, lieben Hände für die gnädige Mittheilung dieſer Briefe küſſen zu dürfen, die mir in jeder Beziehung einen reichen Genuß gewährt haben. Sie vollenden und erhöhen das ſchöne Bild, das ich mir von meiner frühen Jugend auf von der frommen Fürſtin von Detmold gewohnt war, zu entwerfen, und daß dieſe gottſelige Fürſtin Ew. Königlichen Hoheit ſo nahe ſtand und Sie ſo innig liebte, vermehrt um Vieles meine Freude an dem herrlichen Bilde und macht es meinem Herzen noch theurer. Wie liebenswürdig, wie innig vertraut mit ihrem Herrn und Heiland muß ſie geweſen ſein! Mallets Schreiben erſcheint mir wie ein Triumphgeſang. Er ahnte nicht, daß die, deren

Herrlichkeit er pries, ſchon vollendet hatte, als er ſchrieb, und die Krone des Lebens ſchon empfangen, die er der hochſeligen Fürſtin noch in der Entfernung zu zeigen meinte. Es iſt ein merkwürdiger Brief und gehört ganz eigentlich zu den Heiligthümern, deren Ew. Königliche Hoheit ſo viele beſitzen." Dann theilt die Prinzeß Briefe ihrer Freundin Sophie Horn, der Frau des Bremer Senators und Freundin Menkens, mit. „Mir iſt ſie immer das Bild einer Heiligen." Scheibel kommt nach Berlin und predigt im Grauen Kloßer und beſucht die Prinzeß. Das Abendmahlslied Rambachs „Mein Jeſu, der du vor dem Scheiden" preiſt die Freundin und freut ſich auf die Communion mit der Prinzeß. Dieſe bittet: „Ich wollte mit der Kronprinzeß etwas Erbauendes gern leſen für den Fall ſie am Gründonnerstag hier bleibt, wie ſie es wünſcht, wir machten es heut zuſammen aus, wüßten Sie mir etwas dazu anzurathen?" (9. April 1824.) Die Freundin ſchlägt vor: Predigten von Merle d'Aubigné, namentlich die zweite sur la croix, eine ganz vorzügliche Charfreitagspredigt, eine Predigt von Strauß: „Simon Johanna, liebſt du mich?" und aus Luthers Lehren auf alle Tage des Jahres Stellen über das heilige Abendmahl. Wie innig dankt die Prinzeß für Alles am Sonntag Palmarum! „Dank, Dank für alle Ihre Liebe und Gefälligkeit! Aber um Eines bitte ich noch — ich darf ja Freundin ſagen und Sie ſagen Königliche Hoheit — wollen Sie das nicht weglaſſen? Ich bitte recht darum? — Wegen Lindl noch eine Bitte — könnte er vielleicht um 6 Uhr zu mir kommen? Des Herrn Friede beglücke Sie ſo ganz — doch wohl Ihnen — Sie leben ja immer darin — beten Sie für Ihre Freundin Marianne." Die Freundin ſchickt Lindl, den Mann von „apoſtoliſchem Sinn", den Glaubens- und Leidensgenoſſen Goßners, und empfiehlt zur gemeinſamen Lectüre mit der Kronprinzeß vor dem Abendmahl Thomas a Kempis.

Lindl iſt da geweſen und das Abendmahl hat ſtatt gefunden. „Am Charfreitag-Nachmittag ſah ich zu meiner großen Erbauung Lindl bei mir — er las mir aus der Bibel vor, erklärte mir und betete dann — es machte mir einen tiefen Eindruck — möge er mir dauernd bleiben. — Wie ſehr hab' ich mich ſein gefreut oder des frommen, kindlichen Sinnes in ihm, bei jedem Wort fühlt man ſo recht, wie er nicht ſich ſelbſt, nur dem Herrn lebt. O wohl ihm! Noch muß ich Ihnen ſagen, meine liebe Freundin, wie es mir erbaulich war, mit Ihnen geſtern zuſammen zum Tiſch des Herrn zu gehen und auch die liebe Dernath (geb. Gräfin Bernſtorff) mit —, daß dieſer Friede uns bleibend wäre! — Ich las an Eliſe (die Kronprinzeß) die ſchöne Predigt von „Simon Johanna“ und ſprach vorgeſtern — geſtern viel mit ihr über das Wichtigſte — doch darüber einmal mündlich. Den Thomas von Kempis liebt ſie ſehr, ſie ſprach mir früher mal darüber.“ Am 9. Mai 1824: „Meine Schweſter Auguſte meint immer, der Herr habe den Lindl geſandt wegen der Kronp.... Sie hat ſich ſo ſehr gefreut, daß ihr Strauß geſchickt hat „Gottholds zufällige Andachten“, und erzählt mir dabei, daß ihre kleine Helene*) ohne ihr Anrathen, ganz von ſelbſt, das Ende der 7. Nummer aus der weinenden Jungfrau abgeſchrieben hätte, ſo hätte ſie es beherziget, ſie hatte es ihr blos vorgeleſen. Es iſt viel für das Kind.“ Am 1. Januar 1825 inniger Segenswunſch. „Geſtern Abend war die Dernath bei Strauß und ſchrieb mir von ſeinem Tiſche aus, wie voriges Jahr, das machte mir große Freude, — und er ſchickte mir meinen Spruch. Die ſieht jetzt viel außer ihrem lieben Lindl den Grafen Recke — der auch ganz vortrefflich iſt. — — Vielleicht ſind juſt die lieben alten Haſtings jetzt mit Ihnen, dann grüßen Sie ſie doch auch herzlich, was

*) Die nachmalige Herzogin von Orleans.

war mir das für eine unerwartete Freude, sie hier wieder zu sehen. Erzählen Sie doch ihnen, daß ich bei den Esquimaux war, daß ich sie begrüßt mit dem Gruß, den Sie mir lehrten, und daß der Mann mir darauf antwortete Omeck, und daß ich ihm dann seinen Namen, nehmlich Johannes, genannt hätte — darauf hätte sein Gesicht sich wie verklärt, er lächelte und sagte: Johannes, Magdalene, und machte dazu mit der Hand eine Bewegung, um auszudrücken, sie sind fort, und sagte dazu wie „Montag", der Mann, welcher mit ihnen ist, sagte mir, er sei ganz anders, seit er Hasting wieder gesehen, viel heiterer und glücklicher. Es war wirklich rührend dieses Wiederfinden." Der Heidenmission gilt auch ein Brief der Freundin vom 25. September 1825, mit welchem sie „eine sehr schöne Übersicht des Missionswesens von Herrn von Gerlach, Candidat der Theologie, einem unsrer ausgezeichnetsten jungen Theologen" übersendet. Zugleich empfiehlt sie für Tapezierarbeit „den sehr christlichen Tapezierer Wohlgemuth, der alle christliche Schwestern und Brüder, welche auf der Reise nach Berlin kommen und unbegütert sind, bei sich beherbergt und verpflegt, auch Lindl in der letzten Zeit bei sich aufnahm." Die Prinzeß dankt und legt 4 Rthl. für die Mission und andre 4 Rthl. für die Steindrücke des lieben Lindel bei. Sie hat den jungen Tippelskirch kennen gelernt, der Theologie studiren will, und freut sich, an demselben Tage — Sonntag — mit der Freundin bei Strauß zusammenzukommen. Dann verwendet sie sich für Schubert, der Zinzendorfs Leben schreiben will, bei Graf Dohna um Nachrichten, dann Confirmation bei Strauß: „Wie ergreifend war Rede und Gebet von Strauß heute — wie Schade nur, daß man die Prüfung so wenig verstand, wenigstens die Antworten der Kinder nicht. Elise und Fritz (das kronprinzliche Paar) waren auch sehr ergriffen." Und bald darauf Palmarum 1826. „Wenn Sie nur heut' die erhebende

vortreffliche Predigt von Theremin gehört haben — wie tief hat er mich gerührt in jeder Hinſicht — und wie klar iſt ihm die Wohlthat der ſchweren Prüfung — wären doch Alle darin geweſen, denen Gott ähnliche Leiden geſchickt hat, um ſich den Troſt zu holen, wo er allein zu finden!" Und am Oſterſonntag im Rückblick auf allen Segen der ſtillen Woche. „Grüne Donnerstag Abend war Strauß bei mir, Eliſe war dabei, er ſollte was leſen und kam nicht dazu, aber was er ſprach, war eine recht erbauliche Vorleſung auch." Und bald darauf ein ſo demüthiges Bekenntniß: „Es iſt große Gnade des Herrn, daß ich mit Ihnen im Geiſt vereinigt ſein darf — ich weiß, was das iſt — für Sie kann es nicht viel ſein, was es Ihnen iſt, das kommt nur aus Ihrer Liebe zum Herrn, und meine Liebe zu dieſem, oh! die iſt noch ſehr, ſehr lau oft, aber ich fand wieder einen Troſt heut für mich in Goßners Schatzkäſtlein — daß Er auch die ſchon lieb hat, die ihn nur ſuchen." Und Goßner iſt der überall willkommne Gottesbote. Aus dem Hirſchberger Thal, wo man ihn ungern ſcheiden ſah, ſchreibt die Prinzeß, was die Kaiſerin von Rußland ihr geſchrieben: „Wegen Goßner wird Nicks (der Kaiſer) ſuchen zu arrangiren, ſein Brief war ſo einfach und ſchön!" Und wieder 24. November 26: „Sagen Sie ihm auch, Elschen könnte nun ſchon die zehn erſten Verſe vom Pilgerliede und gedächte ſein bei jedem Vers und was er dabei uns geſagt habe an jenem Morgen in Fiſchbach." Am 5. März 1827 wohnt die Prinzeß bei der Freundin einer Verſammlung mit Goßner bei. Wie es bei dieſen Verſammlungen zuging, davon giebt eine Stelle aus einem Brief (Mai 1825) Zeugniß: „Geſtern Abend war ich bis $^1/_2$11 bei Frau von Schönberg, es war das erſte Mal und in ihrem Zirkel — es machte mich ſehr verlegen und ich weigerte mich hinzugehen, bis Karl Röder mich überredete — ich fand, daß ich dahin nicht paſſe, fürchtete zu ſtören — das

Letztere war nicht der Fall. Es ward gesungen aus dem Gesangbuch, zuletzt hielt Strauß eine schöne Rede. Es war Gräfin Dernath Geburtstag. Sah auch Selma dort wieder Dörnberg*) — und Viele, die ich immer von neuem gehört hatte, nie gesehen, das interessierte mich sehr." Ein andermal schreibt sie an die Freundin selbst: „Es war gar schön bei Ihnen, und ich habe Ihnen an dem Tag wieder sehr sehr viel zu danken gehabt, nur war mir's ängstlich, wie ich mit Goßner reden mußte vor ihnen allen nach beendeter Stunde — ich kann mich so gar nicht frei ausdrücken. Herzlich werde ich mich freuen, wenn ich mal wieder werde kommen können. Diesen Vormittag wohnte ich einer Judentaufe bei. Morgen geh' ich nach Pankow zur Weisse**)." Immer war lebendige Verbindung zwischen Erbauung und Arbeit. Die Königin von Bayern kommt. Mitten in dem lästigen Hofgetriebe, wie die Prinzeß es nennt, versäumt sie nicht, dem hohen Gast geistliche Erfrischung aus Briefen frommer Menschen zu bieten. „Hier, meine liebe Freundin, sende ich Ihnen endlich wieder dankbar Ihre Briefe zurück — möge der Herr seinen Segen darauf gelegt haben. — Da ich nicht zum Lesen gekommen war, machte ich aus 5 Briefen (die Ihrigen waren darunter) Auszug und gab es der Königin mit dem Losungsbüchlein in Potsdam — noch vor dem Schlafengehen am selben Tage las sie die Auszüge durch und war ergriffen davon, sagte mir, wie die fromme Ergebung sie gerührt — sie sprach lang darüber und that auch viele Fragen dabei." Ehe sie im Sommer 1827 nach Fischbach geht, bringt sie noch Goßner mit dem Kronprinzen zusammen. Die Beschreibung von dem seligen Heimgang eines

*) von Gröben, geb. von Dörnberg.

**) Der Pfarrersfrau, welche in Pankow sich der kleinsten Kinder annahm.

Jünglings in der Stolbergſchen Familie ergreift ſie tief. „O daß ich ſo willenlos wäre wie der ſelige Richard!“ Als der Prinz von einer Krankheit geneſen (11. November 1830): „Wohl habe ich in dieſen Tagen des Herrn Gnade und Erbarmen aufs Neue recht preiſen lernen — und ſeine unendliche Geduld und Langmuth gegen mich demüthig dankbar im Herzen aufgenommen. O daß es Frucht bringen möchte in meinem verſtockten Herzen!“ Zum Geburtstag der Freundin (24. November 1830): „Wie bin ich im Geiſt bei Ihnen, meine theure Freundin — mein erſter Gedanke waren Sie, und mein Gebet vereinigte ſich mit vielen Lieben für Sie! Der Herr gebe und erhalte Ihnen ſeinen beſeligenden Frieden, das iſt ja immer, deucht mir, die erſte Bitte, für die uns theuer ſind — und beglücke Sie durch die Gewißheit, Ihm wohlgefällig zu ſein — wie das ja immer das Streben Ihres Lebens war — O wohl Ihnen, daß es das immer war!“ Wohin ſie kommt, auch von Köln aus, ſucht ſie, wie wir ſchon gehört, Verbindung mit den Frommen. „Ich werde recht reich an lieben und merkwürdigen Erinnerungen und Erfahrungen heimkehren.“ Nach Berlin heimgekehrt, 4. Januar 1832: „Recht ſchwer wird es mir noch, mich hier wieder zu gewöhnen an die Unruhe von Berlin — ich freute mich recht auf den ruhigen Winter in Köln, auch die ſcharfe Kälte fällt mir ſo auf, die Rheinluft iſt doch auffallend milder. Strauß ſeine Stunden (er war noch heut hier, kommt immer Mittwochs und Sonnabends von 12 — ſo lange er will), die Predigten, die Kronprinzeß, Gräfin Dernath, Selma, die ich geſtern beſuchte und mich ſehr an ihr erfreute, nicht mich an ihr erhob, ſondern mich, ich möchte ſagen demüthigte — wie verehre ich ſie! — das ſind meine beſten Freuden hier, und es iſt freilich viel Freude auch, des lob' ich Gott! — Aber wie viel hab' ich überhaupt zu loben und zu danken für dies ganze Jahr voller Gnade des Herrn!

Dies Jahr, was so verhängnißvoll schien, mir brachte es Glück — o daß meine Dankbarkeit nie aufhörte! Am 1. hörte ich Goßner Morgens — wie vermißte ich Ihre theure Gegenwart! Aber wie krank sieht der liebe Goßner aus — Nachmittag hörte ich Strauß — am 1. Feiertag hatte ich Theremin gehört, am 2. Sack." Die Briefe der Prinzeß, deren Beziehungen von Jahr zu Jahr sich mehren, werden seltener. Die Freundin hört nicht auf, von allem Nachricht zu geben, in allem Gemeinschaft zu suchen, und wenn die Prinzeß schreibt, quillt die Herzensfülle in immer gleicher Unmittelbarkeit durch die Feder. Familie und Freundschaft empfangen ihr Recht. Das Reich Gottes steht im Vordergrund. Am 24. Januar 1837: „Der König sagte mir, Goßners Predigt habe ihm recht wohl gefallen, sie sei derb gewesen, aber das sei als recht gut. Sonntag war Ordensfest. B. Neander redete dabei zum erstenmal. Den Sonntag vorher ging ich in die Parochialkirche, um Arndt zu hören, da kam ein Fremder auf die Kanzel, was mich erst erschreckte, dann hörte ich eine treffliche Predigt — ich erfuhr, es sei Fournier." Im Jahre 1841 sieht die Prinzeß ihre Tochter Elisabeth, die 1836 nach Darmstadt übergesiedelt war. „Vor meiner Abreise hatte ich noch schöne Stunden im Krankenhause mit Goßner, welcher am Sterbebette eines achtzehnjährigen Mädchens predigte — dann knieend mit uns betete, auch für sie — es war so ergreifend — das Mädchen war in so schöner ergebener Stimmung — doch liefen ein Paar Thränen herab über ihre Wangen bei dem Gebet. — In Homburg hatte ich die Freude, den Prediger Bonnet kennen zu lernen und ihn in einem Waldenser Dorf dort köstlich predigen zu hören — ein Paar Tage zuvor hatte ich dort auch Valette gesprochen — ich sah ihn über unsern Schloßhof gehen und rief ihn herein, es war mir eine überraschende Freude." Die Erste, die aus dem engsten Kreise

chriſtlicher Freundſchaft ſchied, war die Gräfin Dernath. Die Prinzeß ſchreibt darüber an die Freundin (4. November 1841): „Wohl ihr, ſie hat einen guten Kampf gekämpft, ihr iſt nun ſelig wohl, — wir gönnen ihr die Ruhe, aber weinen ihr nach — denn wie wird uns immerfort dies reiche Herz voll Liebe fehlen. Welch Vorbild war ſie mir und welch Band theurer Menſchen in der Vergangenheit und Gegenwart, wenn ich ſie auch nicht kannte, ſo fühlte ich mich bekannt mit hinen durch ſie — das iſt nun vorbei — auch bei Goßner in der Kirche wird ſie nicht mehr neben mir ſitzen und mich mit erbauen helfen — und welche unverdiente Liebe hatte ſie zu mir — o wie ſtirbt in ihr ein treues Herz!“ Am 29. Juni 1843 aus Potsdam, wo der König ſich ſeiner Gäſte ſo freute, daß er ſagte: „Es ſei viel zu ſchön für ihn.“ „In dieſer Zeit lernte ich den Dr. Barth kennen, aus Würtemberg (der die Jugendſchriften ſchreibt), der ſich der Miſſionsſache ſo annimmt dort im Lande und mir viel Herrliches von der allgemeinen Theilnahme der gemeinen Leute dort erzählt — er iſt ein gediegener, eifriger, kräftiger Jünger des Herrn. Er war juſt da zu des theuren Kottwitz Begräbniß — den er auch als eine ſo ſtarke Stütze der Kirche betrachtet hatte.“ Die Liebe zu den Geiſtlichen trägt ſie auch auf die Töchter über. Die Tochter ihres früheren Geiſtlichen iſt bei ihr in Fiſchbach zu Beſuch. Sie treibt mit ihr allerlei Geiſtliches, Kirchengeſchichte, Miſſion. „Was auch ſo ſchön an Minna iſt“, ſchreibt ſie, „iſt, daß ſie ſo bewandert in der Bibel iſt und im Geſangbuch.“ Und während die Mutter in Fiſchbach ſich ſo beſchäftigt, freut ſie ſich, daß die Tochter in Darmſtadt den Pfarrer Huth kennen gelernt, der eine Enkelin Jung Stillings zur Frau hat, einen unermüdlichen Miſſionsfreund, der der Prinzeß Eliſabeth Briefe von Zaremba vorlieſt. Und mit dem Bild, das uns den Verkehr mit Pfarrersfamilien vorführt, wechſelt ein anderes, ſie

lieſt, als die Königin Eliſabeth an den Maſern erkrankt geweſen (Februar 1844), dem Königspaar aus Luthers Poſtille vor. — Der Briefwechſel dauert, bis die Hand der Prinzeß zu ſchwach iſt und die Tochter Nachricht geben muß von der Mutter Hinfälligkeit. Er giebt uns ein deutliches Bild, wie in jenen Tagen das Bedürfniß der Erbauung und der Gemeinſchaft gepflegt ward. Aber im ſeligen Genuß ging das Chriſtenthum der Gläubigen nicht auf. Es rüſtete ſich immer kräftiger zur Arbeit.

XIII.

Die Milde.

Die Dichter des Mittelalters preiſen an deutſchen Fürſten und Fürſtinnen keine Tugend lieber als die Milde — die Herzensgüte, welche zur Freigebigkeit wird. Mild wie die hohen Frauen der alten Zeit, die Königin Mathilde, die Kaiſerin Editha, die Landgräfin Eliſabeth, war die Prinzeß Wilhelm. Und das Loos war ihr lieblicher gefallen als jenen hohen Frauen. Wir hören nicht, daß ihr je der Gemahl oder der Sohn um ſolcher Milde gram geworden wäre, wie uns das aus dem Leben der Kaiſerin und der Landgräfin erzählt wird. Ihre Liebesarbeit in der Kriegszeit haben wir kennen gelernt. Sie war nicht erſt durch den Drang der ungeheuren Noth, durch den Schwung der vaterländiſchen Begeiſterung entſtanden. Mochte ſie durch die Zeit ihre eigenthümliche Geſtalt erhalten: die Quelle, aus der ſie kam, hatte vorher ſchon Erquickung gebracht und brachte ſie nachher, es war die gläubige Liebe. Über große Mittel hatte ſie nicht zu gebieten. In Homburg, als das elfte Kind eines kleinen deutſchen Fürſten, war ſie ans einfachſte Leben gewöhnt. Der Thaler, den ſie jährlich zum Beſuch der Frankfurter Meſſe empfing, welch ein großer Schatz erſchien er ihr! Nach zwei Jahren ihres Eheſtandes brach jenes Verhängniß über Preußen herein, unter welchem aller äußere Glanz erblich und nur das inwendige Leben herrlicher zu leuchten

begann. „So weit ſind wir ſchon gekommen,“ klagte ſie damals, „daß wir mit nächſtem nichts mehr zu eſſen haben werden.“ Als die vaterländiſche Erhebung im Jahre 1813 geſchah, gab ſie, wie die andern deutſchen Frauen und Jungfrauen, „Gold für Eiſen“. Friedliche Zuſtände brachten fürſtlichen Wohlſtand zurück. Aber mehr, viel mehr, als man nach ihren Mitteln hätte erwarten ſollen, hat die Prinzeſſin für die Bedürftigen gegeben, und der Gemahl verſtand es, in der liebenswürdigſten Weiſe die Lücke ihrer Kaſſe auszufüllen und ihre barmherzige That zu ermuntern. Alle, welche das Glück gehabt, in ihrer nächſten Nähe zu leben, wiſſen ihre Wohlthätigkeit nicht genug zu rühmen. Wie viele Noth klopft an die Thüren der Großen! Und wie oft wird nur gegeben, weil es nun einmal zum hohen Stande gehört oder weil doch das Bittgeſuch irgendwie erledigt werden muß! Die Prinzeß Wilhelm verſtand das „anmuthig geben“, zu welchem der Dichter, das „fröhlich geben“, zu welchem der Apoſtel ermahnt. Die Anmuth, mit welcher ſie gab, ſtammte aus der Gnade, die ſie geſchmeckt — Grazie aus Grazie. Weil ſie die fröhlichſte Botſchaft für ſich gehört, war's ihr eine Freude, Andern wohlzuthun. Einmal ward ihr der kluge Rath ertheilt, ſie möchte die Mittel, welche ſie zu verwenden pflegte, der öffentlichen Armencommiſſion in ihre Kaſſe fließen laſſen. Darauf hatte ſie nur ein verwundertes und entſchiedenes Nein. Wie ſollte ſie ſich dieſen erfreulichſten Verkehr mit ihrem Volke, mit den Ärmſten ihres Volkes verſagen, der ihr durch ihre Wohlthätigkeit, Herz zu Herzen, Hand in Hand gewährt war? Auch das war echt in ihrer Milde, daß ſie nicht blos aus augenblicklicher leiblicher Noth befreite, nein, daß ſie ſo gerne einem Menſchen durchhalf, völlig durchhalf. O wenn ſich doch die Chriſten dies Ziel völliger Durchhilfe treuer und feſter ſtellten!

Es war im Jahre 1813, da fand die Kinderwärterin vor den Gemächern der Prinzeß Wilhelm, als dieſelbe ausgefahren war, ein neugeborenes Mägdlein und übergab es der Kammerfrau. Dieſe nahm es mit in die Kinderſtube. Als die Prinzeß heimkehrte und vor Allem nach ihrem einzigen Kinde, dem Prinzen Adalbert, ſah, wurde ſie aufs Angenehmſte durch den Findling überraſcht, und da es zu weinen anfing, trug ſie es gleich ſelbſt herum, um es zu beſchwichtigen. Die Frau eines Kammerdieners ward dem Mägdlein als Amme gegeben. Das Kind war mit ſehr dürftiger Wäſche angethan und in eine ſchlichte Decke gehüllt und führte einen Zettel bei ſich, auf welchem ungefähr dieſe Worte ſtanden: „Mein Vater war Offizier und blieb in der Schlacht bei Leipzig. Ich ward erſt nach dem Tode desſelben geboren. Meine Mutter überlebte meine Geburt nur wenige Tage, und ich, hierdurch gänzlich verwaiſt, bitte Ew. Königliche Hoheit, ſich meiner annehmen zu wollen. Ich heiße Alexandrine von L. und bin in einer reformirten Kirche unweit Berlins getauft.“ Die kirchliche Behörde forſchte nach, aber das Kind fand ſich in keinem Kirchenbuche eingetragen. Nachdem vier Jahre hingegangen, ohne daß ſich eine Kunde ergeben, hat die Prinzeß ihr Pflegetöchterchen in Schloß Schönhauſen taufen laſſen, und die Alexandrine von L. hieß hinfort Alexandra Vonel. Mit ſiebzehn Jahren verheirathete ſie ſich an einen Geiſtlichen, der ſehr bald ſtarb. Zum zweitenmal verheirathet, lebt ſie in glücklichen Verhältniſſen in Berlin. Welch eine Mutter die Prinzeß Wilhelm geweſen, davon giebt die Pflegetochter warmes, gewiſſes Zeugniß. Wenn die Herrſchaften von Schönhauſen nach Berlin fuhren und ſie zurückbleiben mußte, tröſtete die Prinzeß das Kind, indem ſie ihm das ſchneeweiße Lämmchen der Prinzeß Eliſabeth zum Spiele auf dem Raſen überließ. Für eine längere Trennung ward ſtärkerer Troſt gewährt. Als die Familie zum erſtenmal nach Fiſchbach zum

Sommeraufenthalt zog und Alexandra in einer guten Pension und Schule zurückgelassen wurde, schenkte ihr die Prinzeß ihr Bild in Aquarell, von dem alten Schadow gemalt, das sich nach dem Heimgang der Prinzeß ihr Gemahl von der Pflegetochter lieh, um danach eine größere Copie anfertigen zu lassen. Als eine Zeit höchsten Glücks erscheint in der Erinnerung der Pflegetochter die Zeit, als die Kinder die Masern bekamen und sie, welche die Kinderkrankheit schon überstanden hatte, recht viel bei ihnen sein durfte. Die Prinzeß that Alles, was Mutterliebe vermochte, um die kleinen Patienten bei guter Stimmung zu erhalten. Sie tuschte Bilder für sie, schnitt sie aus, kleisterte sie an die innere Seite des Bettschirms, der das gelbe Licht abhielt, lustige Bilder, an denen sich die Kinderaugen ergötzten. Von der königlichen Tafel und der eigenen theilte sie den eigenen Kindern und dem Pflegekind zu gleichen Theilen Kuchen und Obst. Sie spielte mit den Kindern, ließ sie Märchen aufführen und leitete selbst dazu die Verkleidung. Mittwochs sammelte sich um die Prinzeß ein Kreis junger Mädchen, sie nähten für arme Kinder Kleider, Jacken, Unterröcke und Hemden. Die Protektorin des Vereins war die Prinzeß Elisabeth, die nachher so manchen guten und großen Christenwerks Protektorin geworden ist. Die Mädchen trugen dabei zum Scherze ein blaues goldgerändertes Kreuz von Papier am blauen Bande. Unter der Arbeit ward vorgelesen. Und die Prinzeß, die an ihrem Tische schrieb, unterbrach die Lectüre manchmal: „Ich erinnere mich, das hab' ich auch in meiner Jugend gelesen." Sie bestand darauf, daß ein einmal angefangenes Buch, auch wenn es langweilig werden wollte, dennoch durchgelesen werden mußte.

Auch ein junger Künstler verdankte ihr sein künstlerisches und ökonomisches Fortkommen. Eines Sonntags, als sie bei Pastor Arndt in der Parochialkirche die Predigt hörte, wird ein Mann von Krämpfen befallen. Die Prinzeß, der die Krank-

heit des Unglücklichen zu Herzen ging, ſah mit Wohlgefallen einen Jüngling, welcher den Niedergefallenen hinaustragen half. Bald darauf, als die Prinzeß gerade über den Schloßplatz fuhr, ſieht ſie jenen Jüngling wieder, läßt halten, der Lakai ruft ihn heran, ſie fragt nach Namen und Stand und entbietet ihn zu ſich aufs Schloß. Es war ein junger Künſtler, B. aus B., nach Berlin gekommen, um die Akademie zu beſuchen, mittellos und mit der Sorge um die verwittwete Mutter und ſechs jüngere Geſchwiſter. Einer Schweſter verſchaffte die Prinzeß einen Platz im Luiſenſtift, wo ſie als Erzieherin ausgebildet ward, den Jüngling ſelbſt ließ ſie, auch nachdem er Mann geworden nicht mehr aus ihrer treuen mütterlichen Fürſorge. Sie ertheilte ihm ſelbſt Aufträge und verſchaffte ihm ſolche von dem kunſtſinnigen König Friedrich Wilhelm IV. Als er nach Italien ging, gab ſie ihm, der zunächſt der Mutter Lebewohl ſagen wollte, ein Briefchen mit: es waren herzliche Worte und eine reiche Unterſtützung darin. Sie verſah ihn mit Empfehlungen an ihre fürſtlichen Töchter in Darmſtadt und München, an Gotthilf Heinrich Schubert und die Brüder Boiſſerée. „Von Frankfurt aus," ſchließt ihr Geleitsbrief, „laſſen Sie ſich meine Berge zeigen, es iſt der Taunus, daran liegt Homburg, man ſieht bis Frankfurt den hohen, weißen Thurm des Schloſſes. Und nun nochmals ſage ich Ihnen ein Lebewohl — der Herr ſegne Sie und geleite Sie — halten Sie ſich aber auch immer feſt an Ihn und bleiben Sie in ſeinen Wegen — dann wird ſeine Hand und ſein Frieden nicht von Ihnen weichen. Ihre Freundin Marianne Prz. v. P." Selbſt am 1. Weihnachtstage 1843 findet die hohe, ehrwürdige Frau die Zeit, an den jungen Freund zu ſchreiben. Sie freut ſich, daß er mit ihrer Freundin Kulenkamp aus Bremen in Italien zuſammengetroffen, die von Kind auf mit ihr verbunden war und die ſie wie ein höheres Weſen anſah; ſie ermuntert ihn, das Verhältniß zu

dem evangeliſch geſinnten Herzog von Lucca zu pflegen, den ſie durch Briefe und Sendungen im evangeliſchen Glauben zu ſtärken ſucht, ſie grüßt Cornelius, ſie legt ihrem Briefe für den jungen Mann Erbauungsbücher bei: Etwas fürs Herz auf dem Wege zur Ewigkeit; Bibliſches Spruch- und Schatzkäſtlein, aus Luthers Werken geſammelt, und die Looſungen der Brüdergemeinde, und wie mit einem lieben Freunde plaudert ſie mit ihm. „Am 11. haben wir unſer liebes Fiſchbach verlaſſen, wo es ſo ruhig und friedlich war, und kamen am 20. hier an in den Lärm und das Getreibe der Stadt — die erſten Tage ſind allemal recht ſchwer zu überwinden — bis Alles eingekauft iſt zur Beſcheerung und dgl. — es iſt ordentlich eine Störung für das ſchöne Weihnachtsfeſt. Doch gab es eine ungeſtörte liebe herrliche Stunde geſtern Morgen, wo wir beim lieben König in Charlottenburg in der kleinen ſtillen Schloßkapelle eine ganz treffliche Predigt von Snethlage hörten, der nun Domprediger geworden iſt — eine ſolche Sammlung iſt in ihm und ein ſo tiefer Friede über ihn ausgegoſſen, daß es der Seele ſo wohl thut, ihm zuzuhören, er predigte von der Freude in dem Herrn, daß ſie unſre herrſchende Stimmung ſein ſollte. Heut im Dom predigte Strauß: von dem Bekenntniß der chriſtlichen Kirche auf Weihnacht — das Bekenntniß des Kämmerers aus Mohrenland. Da war aber das Geräuſch groß durch das Gedränge der Menſchen. Auch war heut zum erſtenmal Kirchenmuſik.“ Und zwiſchen Grüßen, die ſie ſchickt, Beſtellungen, die ſie macht, Dank, den ſie ausſpricht, immer wieder der mütterliche Ton der Ermahnung. „Ich kann mir denken, wie viele unerfreuliche Erfahrungen Sie gemacht haben, ſeit Sie in der Fremde ſind. Aber auch das iſt gut — wenn es nur feſter das Herz macht und die Blicke unausgeſetzt dahin gerichtet bleiben, von wo allein das Heil kommt und der Friede; der Herr erhalte Sie darin und gebe Ihnen Kraft, allen Ver-

ſuchungen zu widerſtehen — und erwärme Sie immer mehr und mehr in der Liebe zu Ihm, das nur giebt wahres Glück.“ Es fehlt auch die mittelbare Ermahnung nicht, die in der Erzählung aus dem Leben der Frommen liegt. Sie ſpricht davon, wie ſie, aus der Stille der Berge in die laute Stadt zurückgekehrt, am liebſten in der Kirche ſei. „Neulich predigte Strauß in der Halle des Königs und ſagte ein Wort, das ich ſo wahr fand (er ſprach davon, wie Stephanus den Himmel offen ſah): in dem Grade du die Welt als Welt ſiehſt, in dem Grade ſiehſt du in den Himmel. Der Herr wirke in Ihnen fort und fort, daß Sie es wohl unterſcheiden mögen, was vom Herrn kommt, was nicht; das ſei mein Neujahrswunſch.“ Und als der Künſtler der hohen Gönnerin gedankt und ſeinen Wunſch dargebracht, antwortet ſie: „Der Herr ſchenke Ihnen auch ein recht geſegnetes neues Jahr, am inwendigen Menſchen beſonders — es iſt ja doch die Hauptſache — weiter nimmt man ja doch nichts mit hinüber — das lernt man täglich mehr an der Vergänglichkeit alles Irdiſchen. Vorgeſtern iſt auch der liebe Steffens eingegangen in die ewige Heimath — ſo ruhig und ſtill war es an ſeinem Sterbelager — der alte Stobwaſſer ſang ein Sterbelied mit der Frau Steffens und ihrer Tochter, ſie knieeten ums Bett herum und die Tochter ſprach den Vers: „Wenn ich einmal ſoll ſcheiden, ſo ſcheide nicht von mir“ — da entſchlief er ganz ſanft — welch ſchönes Ende! — der Selige hat manche Seele dem Herrn zugeführt — der Herr wird ihm dort oben dafür lohnen — wohl ihm.“ Bis zu ihrem eigenen ſeligen Heimgang hat ſie für ihren Pflegling geſorgt. Sie war ſchon acht Tage hinüber, als ihre letzte Sendung ihn erreichte: ein Zettelchen mit Bleiſtift auf dem Krankenbette geſchrieben, . Wünſche und Grüße, Predigten und die Looſungen der Brüdergemeinde. Das war Durchhelfen, das war Liebe, die nicht aufhört!

Hatte die Prinzeß in Berlin gesagt: das Wohlthun sei das einzige Band, das sie mit dem Volke verbinde, so war in Fischbach die Armenpflege nur Ein Zug in dem reichen, unmittelbaren Verkehr mit den Leuten. In wahrhaft patriarchalischer Weise, so berichten die Augenzeugen, gingen der Prinz und die Prinzessin dort mit den Dorfbewohnern um. Die Armen wurden unterstützt, Suppen wurden gekocht, wenn der Winter kam, dessen Anbruch die Herrschaften gern noch in Fischbach erwarteten, ward für Kleidung gesorgt und für Flachs, den die Frauen spannen. Die Kranken wurden gepflegt, ärztliche Hilfe und freie Arznei ward verschafft. Gründliches Erbarmen, wahrhaftige Durchhilfe war auch hier die Art, in welcher die Prinzessin wohlthat. Eines Sonntags machte ein Beamter des Kreises mit seiner jungen Frau eine Lustfahrt nach Fischbach und hatte das Unglück, daß das Pferd auf dem abschüssigen Wege scheu ward und den Wagen umwarf. Der Mann ward hinausgeschleudert und brach an gefährlicher Stelle ein Bein. Er ward in eins der zunächst gelegenen Häuser gebracht und dort auf Kosten der Prinzeß ärztlich behandelt und aus der Schloßküche gespeist. Seine Frau blieb bei dem Kranken und kam in der Zeit mit einem Töchterlein nieder. Nun waren beide Eheleute zu verpflegen. Bei der Taufe des Kindes war die Prinzeß Pathin und gab ihm ihren Namen. Nach erfolgter Genesung verwandte sich die im Unglück gewonnene fürstliche Freundin für den Beamten um schnellere Beförderung.

Auch in Pankow bei Berlin, in unmittelbarer Nähe des Schönhauser Schlosses, das sie öfter im Sommer bewohnt, hat sie die Spur ihrer Wohlthätigkeit zurückgelassen und zwar in einer dauernden Stiftung. Das Elisabethstift für die Erziehung ganz kleiner Kinder trägt zwar den Namen ihrer ältesten Tochter. Diese aber, die als elfjähriges Kind

ihren Namen unter die Stiftungsurkunde ſchrieb, ward ſelbſtverſtändlich dabei von der Mutter geleitet. In Pankow lebte eine fromme Pfarrfrau, Karoline Weiſſe, geb. Neumann. Sie hatte zwei liebe Kinder, von denen Gott ihr eins, die faſt ſechsjährige Eliſabeth, durch eine Gehirnentzündung nahm. „Es war ein Kind guter Art und hatte bekommen eine feine Seele, darum eilte Gott mit ihr aus dem böſen Leben“, ſo tröſtete ſich die Mutter. Aber die Wunde blieb und das Kind, das ihr gelaſſen war, fühlte ſich allein. Da ſtarb in dem benachbarten Dorfe Buch der Pfarrer und hinterließ eine Wittwe mit zwei Kindern, von denen das jüngſte ſechs Tage zählte. Nach ſechs Monaten ſtarb auch die Mutter. Die Pfarrerin Weiſſe nahm die beiden Kinder zu ſich, das jüngſte ein wahres Jammerbild. Ein echtes Pfarrhaus! „Ich kann nicht beſchreiben, wie wohl mir in dieſem Hauſe war“, ſchreibt Frau v. Schönberg im Auguſt 1825 an die Prinzeß, „und wie ſehr mich die kindliche, geiſtvolle und verſtändige Frau angezogen hat. Möge es dem Herrn gefallen, ihr Unternehmen gelingen zu laſſen. — Der Mann ſprach größtentheils mit der Dernath und Selma (Gröben) — doch wurde er mir auch in wenigen chriſtlich demüthigen Äußerungen ſehr bald lieb.“ Die treffliche Pfarrfrau, immer zur Pflege der Kranken und Elenden geneigt, faßte in der Wonne, die ſie als Pflegemutter der beiden Waiſen empfand, den Entſchluß, dieſe Pflege kleinſter Kinder in größerem Maße zu treiben. Sie entwarf den Plan zu einer Anſtalt und die Prinzeß Wilhelm war es, der ſie ihn zuerſt mittheilte. „Sie nahm den kleinen Aufſatz ſo gnädig auf, ſie ſicherte mir ihre thätige Theilnahme und Beförderung zu, und hat dieſe der Sache in ſolchem Umfang angedeihen laſſen, daß ihr allein der geſegnete Fortgang des Unternehmens zugeſchrieben werden muß. Sie ſah nicht auf meine Schwachheit Leibes und der Seele, nicht auf alle die mir fehlenden Eigenſchaften,

nicht auf meine Armuth, die auch so gar nichts zu dem kostspieligen Unternehmen beitragen konnte, ich hatte ja nichts als den guten Willen dazu und den sehnlichen Wunsch meines Herzens." Die Prinzeß Wilhelm wußte die Glieder des königlichen Hauses für das Werk zu gewinnen und am 5. Mai 1826 konnte die Anstalt mit 6 Kindern und 2 Krankenstellen eröffnet werden. Ein treuer, uneigennütziger Arzt hatte sich gefunden, Dr. Hildebrand, der mit der Pfarrfrau die Sorge für das Wohl der Kinder theilte. Helferinnen traten willig ein. „Die eigentliche Beschützerin und erste Vorsteherin des Elisabethstifts ist die älteste Tochter der Prinzessin Wilhelm, die junge Prinzessin Elisabeth. Das kindliche Alter, der theure Name, den sie führt, eignet die Prinzessin vorzugsweise zu einer Beschützerin der Kinder; nach ihr und nach meinem verklärten Kinde heißt die Anstalt Elisabethstift, mit Bewilligung der erhabenen Eltern der Prinzessin und Sr. Majestät des Königs. Unter der Urkunde steht neben dem Namen der Pfarrfrau und des Arztes der mit kindlicher Schrift geschriebene Namenszug der noch nicht elfjährigen „Elisabeth v. P." Am 5. Mai, dem Todestag des Pfarrtöchterleins, ward die Anstalt eröffnet; ein eben aufgenommenes, neugeborenes Kind ward zur Feier des Tages getauft. Jahrzehnte lang durfte die Pfarrfrau in Gemeinschaft mit den fürstlichen Frauen das Werk thun. Am 5. Mai 1876 haben wir das fünfzigjährige Jubelfest begangen. Die Protectorin des Elisabethstiftes schickte aus dem Lande der Hessen, wohin sie vor vierzig Jahren zu glücklichem Ehestand gezogen war, ihre Grüße. Und mit dem Bilde der Prinzeß Wilhelm ward das Bild der edlen Pfarrfrau der Festversammlung ins Gedächtniß gerufen.

Der gesunden Kinder, die schon gehen und stehen, singen und springen konnten, nahm sich die Prinzeß nicht minder an. Sie ward gerne Protectorin über die Kleinkinderbewahr-

anſtalten, welche Goßner gründete. In welchem Sinne die beiden die Kinder zu bewahren ſuchten, davon haben wir ein intereſſantes Zeugniß. Die Kinder zu Jeſu kommen zu laſſen, war das Ziel ihres Thuns. In Homburg war man auch mit der Gründung einer Bewahranſtalt beſchäftigt und die Frage entſtand, ob auch Judenkinder Aufnahme finden könnten. Eine edle Frau der Homburger Heimath wandte ſich an die Prinzeß, dieſe an Goßner. Die Antwort, welche die Prinzeß nach Homburg ſchickte, theilen wir mit. Sie iſt vom 4. October 1842.

„Gerne hätte ich Ihnen gleich geantwort auf Ihre Befragung wegen der Judenkinder. Da ich wußte, daß hier viele drin ſind, ſo wollte ich erſt den Prediger G. darüber fragen, welcher ſo viele unter ſich hat, welche er errichtet hat. Ueber Proſelyten machen antwortete er: „„Proſelyten machen iſt ein ſchlecht Handwerk, das auch der Heiland Matth. 23, 15 tadelt: denn es heißt einen Menſchen blos zu ſeiner Partei, zu ſeiner Form und Sekte überreden — ohne Bekehrung des Herzens, ohne Änderung des Sinnes, in einem bloßen Form und Kappentauſch. Wer aber die Bemühung, einen Irrenden auf den Weg zur Wahrheit zurückzuführen, einen Todten zum Leben zu erwecken, einen Sünder und Gottloſen zu Gott und Chriſto zu bekehren, von einer falſchen Sekte und Religion zur wahren lebendigen Kirche Chriſti und Gemeinſchaft der Heiligen zurückzuführen, wer das Proſelyten machen heißt, der irrt, denn ſonſt hätte Jeſus ſeine Jünger und Apoſtel zu Proſelytenmachern gemacht — ſo würden alle Lehrer, Prediger, Zeugen, Miſſionare, Proſelytenmacher. Was ſagt Jacobus Kap. 5, 19. 20 und hat nicht Chriſtus ſeine Apoſtel zuerſt zu den Juden geſandt und dann zu den Heiden ſie zu Chriſten zu machen? Ein ſchlechter Chriſt, der nicht jedem Nichtchriſten die Gnade, ein Chriſt zu ſein, wünſcht, und ein fauler Chriſt, der nicht alles thut, um einen

ſolchen nach Kräften zum Bekenntniß der Wahrheit zu führen. Wäre das Liebe, wenn ich einen auf dem Irrwege oder Abgrunde ſtehen ſähe und warne ihn nicht, führe ihn nicht zurück und lade ihn ein auf den ſichern Weg zu treten?

„Wir haben die Judenkinder freilich nicht liſtig oder jeſuitiſch zu überreden geſucht, ſondern die Schule gehalten und gelehret, wie wenn ſie nicht da wären, iſt aber etwas in ihr Herz gefallen von der Wahrheit ſo haben wir nur zu danken, wenn ſie bekehrt werden.““

„Sie ſagten, wer nur feſt wenn auch irrig glaubt und Gott gefällig handelt iſt ſo gut als der beßren Glauben hat. Darauf antwortet G. „„wer falſchen Glauben hat, kann nicht gottgefällig handeln — wie kann der Irrthum ſo ſelig machen, wie die Wahrheit? Man glaubt, das Handeln, das Thun mache ſelig, am Glauben ſei wenig gelegen, man könne glauben, was man wolle, Lüge oder Wahrheit, gleichviel wenn man nur rechtſchaffen lebt. Aber Chriſtus ſpricht: wer glaubt wird ſelig, wer an mich die Wahrheit, glaubt, hat das ewige Leben, wer an mich nicht glaubt, der iſt verdammt, und der Zorn Gottes bleibt über ihm. Durch ſein Thun und Handeln kann kein Menſch ſelig werden, weil alles menſchliche Thun und Wirken auch das beſte ſchwach und unvollkommen und des Himmels, der Seligkeit nicht würdig iſt, und der Menſch wenn Gott Sünde zurechnete, auf 1000 nicht eins antworten könne — alſo nur aus Gnaden und durch den Glauben an Chriſtus, der für Sünder ſtarb und Gnade giebt, Sünde vergiebt, Gerechtigkeit ſchenkt — ſelig werden und vor Gott beſtehen kann. Wer alſo nicht an Chriſtus glaubt, kommt nach ſeinem rechtſchaffenſten Wandel und Handeln nicht durchs Gericht, ohne Bürgen und Verſühner — denn ſeine Gerechtigkeit iſt ein beflecktes Tuch und er iſt vor Gott nicht gerecht. Wie ganz anders iſt der Glaube 1. Joh. 2, 1 u. 2 und das ganze 1. Kap. 1. Joh. 1.“

befohlenen Anſtalten wirkſam ſich einzulaſſen, ſo gab zu ſolchem werkthätigen Sinn Prinzeß Wilhelm das leuchtendſte Vorbild. Ein Briefwechſel mit der erſten Oberin des Hauſes, Julie von Hochwächter, läßt uns einen Blick thun, wie voll und ſelbſtlos ſie des Hauſes Protectorin geweſen. Wie oft beſucht ſie das Haus, wie oft empfängt ſie die Oberin im eigenen Hauſe! Sie vermittelt es, daß die Kronprinzeß dem Haus ihren Namen zu geben bereit iſt und daß der König es erlaubt. Welche Herzensfreude, als die fromme Jungfrau nach dem frommen Heimgang ihres Freundes Nicolovius bereit iſt, ins Krankenhaus zu ziehen! Welche innige Gemeinſchaft, ja Freundſchaft erwächſt aus dem Zuſammenwirken an ihres Heilands Sache! Es iſt wie ein Dank für den Antheil, den die Oberin der Prinzeß an dem Krankenhauſe verſtattet, daß die Prinzeß die Oberin an ihren häuslichen Erlebniſſen Theil nehmen läßt. Einſegnung, Verlobung, Vermählung der Prinzeß Marie war geſchehen. Die Mutter war nach Berlin zurückgekehrt, da ſchreibt ſie an Julie von Hochwächter: „Tauſend Dank, daß Sie ſo theilnehmend meiner gedenken und meines lieben Mariechens — ja beten Sie für das liebe Kind, daß es ſo einfach, kindlich und ſtill ſeinen Weg fortſetze, wie ſie ihn bis jetzt angefangen hat in der Liebe zu ihrem Herrn und Heiland, ach! daß ſie davon nichts abwenden möge — dann wäre es gar ſchön für ſie. So wie ſie jetzt iſt, konnte ich ſie getroſt verlaſſen, denn dabey iſt ſie ſo glücklich und zufrieden — aber das wieder Eintreten hier in die lieben alten ſtillen Räume, wo ſie mich immer umgab, das war viel ſchwerer als das Scheiden von ihr. Eine große Wohlthat für mich war, daß ich ſie begleiten konnte und Zeuge war von der Liebe, mit der ſie aufgenommen worden iſt im neuen Vaterlande — es war ſehr rührend, bewegend für mein Herz. — Dort hatte ich auch die große Freude, Schubert und ſeine Frau kennen zu lernen, was ich

„Da Sie mich fragten so hielt ich es für meine Pflicht an eine reine gute Quelle zu gehen und für Sie zu schöpfen — da ich es mir nicht getraute selbst einen Ausspruch zu thun und weil ich es doch für die höchste Wichtigkeit erachte, daß wer bauen will, den rechten Grund lege — sonst ist das Gebäude gefährdet.

„Bei solchen jungen Seelen ist daher Glaube: (der richtige) und Gehorsam die Hauptsache, die gelehrt muß werden. Glaube ist ja auch ein Gehorsam und wenn den Eltern die Kinder nicht glaubten, könnten sie ihnen auch nicht gehorsam sein — und ihnen auch nicht vertrauen — denn Vertrauen geht auch hervor aus dem Glauben. Es war mir schwer an diesem Abend diese Abschrift möglich zu machen — ich that es aus Pflichtgefühl für den Herrn — möge Er es segnen!! —

„Ich lege ein gutes Büchelchen bei, was Ihnen nützlich sein kann und Bericht der Warteschule. Leben Sie wohl.

Ihre Freundin P. M. v. Pr."

Als Goßner einen Lieblingsgedanken, den er in Hamburg seiner Zeit mit Amalie Sieveking tief und ernst besprochen, endlich zur Ausführung brachte: Pflegerinnen für die Kranken auszubilden, wieder war es die Prinzeß Wilhelm, die er zur Mitarbeit herbeirief, und die sich gerne rufen ließ. Goßner gründete am 16. November 1833 den „Frauen-Krankenverein" mit dem Ziele, in allen Theilen der Stadt der armen und verlassenen Kranken weiblichen Geschlechts sich anzunehmen. Aus diesem Verein ging das Elisabeth-Krankenhaus als Diakonissen-Mutterhaus hervor. Prinzeß Wilhelm war die erste Protectorin und blieb es, bis nach ihrem Tode die Königin Elisabeth an ihre Stelle trat. Wenn es bis heute nicht die Art der hohen Frauen des preußischen Königshauses ist, sich nur Protectorinnen nennen zu lassen, ohne in Leid und Freude der ihrem Schutz

befohlenen Anſtalten wirkſam ſich einzulaſſen, ſo gab zu ſolchem werkthätigen Sinn Prinzeß Wilhelm das leuchtendſte Vorbild. Ein Briefwechſel mit der erſten Oberin des Hauſes, Julie von Hochwächter, läßt uns einen Blick thun, wie voll und ſelbſtlos ſie des Hauſes Protectorin geweſen. Wie oft beſucht ſie das Haus, wie oft empfängt ſie die Oberin im eigenen Hauſe! Sie vermittelt es, daß die Kronprinzeß dem Haus ihren Namen zu geben bereit iſt und daß der König es erlaubt. Welche Herzensfreude, als die fromme Jungfrau nach dem frommen Heimgang ihres Freundes Nicolovius bereit iſt, ins Krankenhaus zu ziehen! Welche innige Gemeinſchaft, ja Freundſchaft erwächſt aus dem Zuſammenwirken an ihres Heilands Sache! Es iſt wie ein Dank für den Antheil, den die Oberin der Prinzeß an dem Krankenhauſe verſtattet, daß die Prinzeß die Oberin an ihren häuslichen Erlebniſſen Theil nehmen läßt. Einſegnung, Verlobung, Vermählung der Prinzeß Marie war geſchehen. Die Mutter war nach Berlin zurückgekehrt, da ſchreibt ſie an Julie von Hochwächter: „Tauſend Dank, daß Sie ſo theilnehmend meiner gedenken und meines lieben Mariechens — ja beten Sie für das liebe Kind, daß es ſo einfach, kindlich und ſtill ſeinen Weg fortſetze, wie ſie ihn bis jetzt angefangen hat in der Liebe zu ihrem Herrn und Heiland, ach! daß ſie davon nichts abwenden möge — dann wäre es gar ſchön für ſie. So wie ſie jetzt iſt, konnte ich ſie getroſt verlaſſen, denn dabey iſt ſie ſo glücklich und zufrieden — aber das wieder Eintreten hier in die lieben alten ſtillen Räume, wo ſie mich immer umgab, das war viel ſchwerer als das Scheiden von ihr. Eine große Wohlthat für mich war, daß ich ſie begleiten konnte und Zeuge war von der Liebe, mit der ſie aufgenommen worden iſt im neuen Vaterlande — es war ſehr rührend, bewegend für mein Herz. — Dort hatte ich auch die große Freude, Schubert und ſeine Frau kennen zu lernen, was ich

heit des Unglücklichen zu Herzen ging, ſah mit Wohlgefallen einen Jüngling, welcher den Niedergefallenen hinaustragen half. Bald darauf, als die Prinzeß gerade über den Schloßplatz fuhr, ſieht ſie jenen Jüngling wieder, läßt halten, der Lakai ruft ihn heran, ſie fragt nach Namen und Stand und entbietet ihn zu ſich aufs Schloß. Es war ein junger Künſtler, B. aus B., nach Berlin gekommen, um die Akademie zu beſuchen, mittellos und mit der Sorge um die verwittwete Mutter und ſechs jüngere Geſchwiſter. Einer Schweſter verſchaffte die Prinzeß einen Platz im Luiſenſtift, wo ſie als Erzieherin ausgebildet ward, den Jüngling ſelbſt ließ ſie, auch nachdem er Mann geworden nicht mehr aus ihrer treuen mütterlichen Fürſorge. Sie ertheilte ihm ſelbſt Aufträge und verſchaffte ihm ſolche von dem kunſtſinnigen König Friedrich Wilhelm IV. Als er nach Italien ging, gab ſie ihm, der zunächſt der Mutter Lebewohl ſagen wollte, ein Briefchen mit: es waren herzliche Worte und eine reiche Unterſtützung darin. Sie verſah ihn mit Empfehlungen an ihre fürſtlichen Töchter in Darmſtadt und München, an Gotthilf Heinrich Schubert und die Brüder Boiſſerée. „Von Frankfurt aus," ſchließt ihr Geleitsbrief, „laſſen Sie ſich meine Berge zeigen, es iſt der Taunus, daran liegt Homburg, man ſieht bis Frankfurt den hohen, weißen Thurm des Schloſſes. Und nun nochmals ſage ich Ihnen ein Lebewohl — der Herr ſegne Sie und geleite Sie — halten Sie ſich aber auch immer feſt an Ihn und bleiben Sie in ſeinen Wegen — dann wird ſeine Hand und ſein Frieden nicht von Ihnen weichen. Ihre Freundin Marianne Prz. v. P." Selbſt am 1. Weihnachtstage 1843 findet die hohe, ehrwürdige Frau die Zeit, an den jungen Freund zu ſchreiben. Sie freut ſich, daß er mit ihrer Freundin Kulenkamp aus Bremen in Italien zuſammengetroffen, die von Kind auf mit ihr verbunden war und die ſie wie ein höheres Weſen anſah; ſie ermuntert ihn, das Verhältniß zu

dem evangelisch gesinnten Herzog von Lucca zu pflegen, den sie durch Briefe und Sendungen im evangelischen Glauben zu stärken sucht, sie grüßt Cornelius, sie legt ihrem Briefe für den jungen Mann Erbauungsbücher bei: Etwas fürs Herz auf dem Wege zur Ewigkeit; Biblisches Spruch- und Schatzkästlein, aus Luthers Werken gesammelt, und die Loosungen der Brüdergemeinde, und wie mit einem lieben Freunde plaudert sie mit ihm. „Am 11. haben wir unser liebes Fischbach verlassen, wo es so ruhig und friedlich war, und kamen am 20. hier an in den Lärm und das Getreibe der Stadt — die ersten Tage sind allemal recht schwer zu überwinden — bis Alles eingekauft ist zur Bescheerung und dgl. — es ist ordentlich eine Störung für das schöne Weihnachtsfest. Doch gab es eine ungestörte liebe herrliche Stunde gestern Morgen, wo wir beim lieben König in Charlottenburg in der kleinen stillen Schloßkapelle eine ganz treffliche Predigt von Snethlage hörten, der nun Domprediger geworden ist — eine solche Sammlung ist in ihm und ein so tiefer Friede über ihn ausgegossen, daß es der Seele so wohl thut, ihm zuzuhören, er predigte von der Freude in dem Herrn, daß sie unsre herrschende Stimmung sein sollte. Heut im Dom predigte Strauß: von dem Bekenntniß der christlichen Kirche auf Weihnacht — das Bekenntniß des Kämmerers aus Mohrenland. Da war aber das Geräusch groß durch das Gedränge der Menschen. Auch war heut zum erstenmal Kirchenmusik.“ Und zwischen Grüßen, die sie schickt, Bestellungen, die sie macht, Dank, den sie ausspricht, immer wieder der mütterliche Ton der Ermahnung. „Ich kann mir denken, wie viele unerfreuliche Erfahrungen Sie gemacht haben, seit Sie in der Fremde sind. Aber auch das ist gut — wenn es nur fester das Herz macht und die Blicke unausgesetzt dahin gerichtet bleiben, von wo allein das Heil kommt und der Friede; der Herr erhalte Sie darin und gebe Ihnen Kraft, allen Ver-

ſuchungen zu widerſtehen — und erwärme Sie immer mehr und mehr in der Liebe zu Ihm, das nur giebt wahres Glück.“ Es fehlt auch die mittelbare Ermahnung nicht, die in der Erzählung aus dem Leben der Frommen liegt. Sie ſpricht davon, wie ſie, aus der Stille der Berge in die laute Stadt zurückgekehrt, am liebſten in der Kirche ſei. „Neulich predigte Strauß in der Halle des Königs und ſagte ein Wort, das ich ſo wahr fand (er ſprach davon, wie Stephanus den Himmel offen ſah): in dem Grade du die Welt als Welt ſiehſt, in dem Grade ſiehſt du in den Himmel. Der Herr wirke in Ihnen fort und fort, daß Sie es wohl unterſcheiden mögen, was vom Herrn kommt, was nicht; das ſei mein Neujahrswunſch.“ Und als der Künſtler der hohen Gönnerin gedankt und ſeinen Wunſch dargebracht, antwortet ſie: „Der Herr ſchenke Ihnen auch ein recht geſegnetes neues Jahr, am inwendigen Menſchen beſonders — es iſt ja doch die Hauptſache — weiter nimmt man ja doch nichts mit hinüber — das lernt man täglich mehr an der Vergänglichkeit alles Irdiſchen. Vorgeſtern iſt auch der liebe Steffens eingegangen in die ewige Heimath — ſo ruhig und ſtill war es an ſeinem Sterbelager — der alte Stobwaſſer ſang ein Sterbelied mit der Frau Steffens und ihrer Tochter, ſie knieeten ums Bett herum und die Tochter ſprach den Vers: „Wenn ich einmal ſoll ſcheiden, ſo ſcheide nicht von mir“ — da entſchlief er ganz ſanft — welch ſchönes Ende! — der Selige hat manche Seele dem Herrn zugeführt — der Herr wird ihm dort oben dafür lohnen — wohl ihm.“ Bis zu ihrem eigenen ſeligen Heimgang hat ſie für ihren Pflegling geſorgt. Sie war ſchon acht Tage hinüber, als ihre letzte Sendung ihn erreichte: ein Zettelchen mit Bleiſtift auf dem Krankenbette geſchrieben, Wünſche und Grüße, Predigten und die Looſungen der Brüdergemeinde. Das war Durchhelfen, das war Liebe, die nicht aufhört!

Hatte die Prinzeß in Berlin gesagt: das Wohlthun sei das einzige Band, das sie mit dem Volke verbinde, so war in Fischbach die Armenpflege nur Ein Zug in dem reichen, unmittelbaren Verkehr mit den Leuten. In wahrhaft patriarchalischer Weise, so berichten die Augenzeugen, gingen der Prinz und die Prinzessin dort mit den Dorfbewohnern um. Die Armen wurden unterstützt, Suppen wurden gekocht, wenn der Winter kam, dessen Anbruch die Herrschaften gern noch in Fischbach erwarteten, ward für Kleidung gesorgt und für Flachs, den die Frauen spannen. Die Kranken wurden gepflegt, ärztliche Hilfe und freie Arznei ward verschafft. Gründliches Erbarmen, wahrhaftige Durchhilfe war auch hier die Art, in welcher die Prinzessin wohlthat. Eines Sonntags machte ein Beamter des Kreises mit seiner jungen Frau eine Lustfahrt nach Fischbach und hatte das Unglück, daß das Pferd auf dem abschüssigen Wege scheu ward und den Wagen umwarf. Der Mann ward hinausgeschleudert und brach an gefährlicher Stelle ein Bein. Er ward in eins der zunächst gelegenen Häuser gebracht und dort auf Kosten der Prinzeß ärztlich behandelt und aus der Schloßküche gespeist. Seine Frau blieb bei dem Kranken und kam in der Zeit mit einem Töchterlein nieder. Nun waren beide Eheleute zu verpflegen. Bei der Taufe des Kindes war die Prinzeß Pathin und gab ihm ihren Namen. Nach erfolgter Genesung verwandte sich die im Unglück gewonnene fürstliche Freundin für den Beamten um schnellere Beförderung.

Auch in Pankow bei Berlin, in unmittelbarer Nähe des Schönhauser Schlosses, das sie öfter im Sommer bewohnt, hat sie die Spur ihrer Wohlthätigkeit zurückgelassen und zwar in einer dauernden Stiftung. Das Elisabethstift für die Erziehung ganz kleiner Kinder trägt zwar den Namen ihrer ältesten Tochter. Diese aber, die als elfjähriges Kind

ihren Namen unter die Stiftungsurkunde ſchrieb, ward ſelbſtverſtändlich dabei von der Mutter geleitet. In Pankow lebte eine fromme Pfarrfrau, Karoline Weiſſe, geb. Neumann. Sie hatte zwei liebe Kinder, von denen Gott ihr eins, die faſt ſechsjährige Eliſabeth, durch eine Gehirnentzündung nahm. „Es war ein Kind guter Art und hatte bekommen eine feine Seele, darum eilte Gott mit ihr aus dem böſen Leben", ſo tröſtete ſich die Mutter. Aber die Wunde blieb und das Kind, das ihr gelaſſen war, fühlte ſich allein. Da ſtarb in dem benachbarten Dorfe Buch der Pfarrer und hinterließ eine Wittwe mit zwei Kindern, von denen das jüngſte ſechs Tage zählte. Nach ſechs Monaten ſtarb auch die Mutter. Die Pfarrerin Weiſſe nahm die beiden Kinder zu ſich, das jüngſte ein wahres Jammerbild. Ein echtes Pfarrhaus! „Ich kann nicht beſchreiben, wie wohl mir in dieſem Hauſe war", ſchreibt Frau v. Schönberg im Auguſt 1825 an die Prinzeß, „und wie ſehr mich die kindliche, geiſtvolle und verſtändige Frau angezogen hat. Möge es dem Herrn gefallen, ihr Unternehmen gelingen zu laſſen. — Der Mann ſprach größtentheils mit der Dernath und Selma (Gröben) — doch wurde er mir auch in wenigen chriſtlich demüthigen Äußerungen ſehr bald lieb." Die treffliche Pfarrfrau, immer zur Pflege der Kranken und Elenden geneigt, faßte in der Wonne, die ſie als Pflegemutter der beiden Waiſen empfand, den Entſchluß, dieſe Pflege kleinſter Kinder in größerem Maße zu treiben. Sie entwarf den Plan zu einer Anſtalt und die Prinzeß Wilhelm war es, der ſie ihn zuerſt mittheilte. „Sie nahm den kleinen Aufſatz ſo gnädig auf, ſie ſicherte mir ihre thätige Theilnahme und Beförderung zu, und hat dieſe der Sache in ſolchem Umfang angedeihen laſſen, daß ihr allein der geſegnete Fortgang des Unternehmens zugeſchrieben werden muß. Sie ſah nicht auf meine Schwachheit Leibes und der Seele, nicht auf alle die mir fehlenden Eigenſchaften,

nicht auf meine Armuth, die auch ſo gar nichts zu dem koſtſpieligen Unternehmen beitragen konnte, ich hatte ja nichts als den guten Willen dazu und den ſehnlichen Wunſch meines Herzens.“ Die Prinzeß Wilhelm wußte die Glieder des königlichen Hauſes für das Werk zu gewinnen und am 5. Mai 1826 konnte die Anſtalt mit 6 Kindern und 2 Krankenſtellen eröffnet werden. Ein treuer, uneigennütziger Arzt hatte ſich gefunden, Dr. Hildebrand, der mit der Pfarrfrau die Sorge für das Wohl der Kinder theilte. Helferinnen traten willig ein. „Die eigentliche Beſchützerin und erſte Vorſteherin des Eliſabethſtifts iſt die älteſte Tochter der Prinzeſſin Wilhelm, die junge Prinzeſſin Eliſabeth. Das kindliche Alter, der theure Name, den ſie führt, eignet die Prinzeſſin vorzugsweiſe zu einer Beſchützerin der Kinder; nach ihr und nach meinem verklärten Kinde heißt die Anſtalt Eliſabethſtift, mit Bewilligung der erhabenen Eltern der Prinzeſſin und Sr. Majeſtät des Königs. Unter der Urkunde ſteht neben dem Namen der Pfarrfrau und des Arztes der mit kindlicher Schrift geſchriebene Namenszug der noch nicht elfjährigen „Eliſabeth v. P.“ Am 5. Mai, dem Todestag des Pfarrtöchterleins, ward die Anſtalt eröffnet; ein eben aufgenommenes, neugeborenes Kind ward zur Feier des Tages getauft. Jahrzehnte lang durfte die Pfarrfrau in Gemeinſchaft mit den fürſtlichen Frauen das Werk thun. Am 5. Mai 1876 haben wir das fünfzigjährige Jubelfeſt begangen. Die Protectorin des Eliſabethſtiftes ſchickte aus dem Lande der Heſſen, wohin ſie vor vierzig Jahren zu glücklichem Eheſtand gezogen war, ihre Grüße. Und mit dem Bilde der Prinzeß Wilhelm ward das Bild der edlen Pfarrfrau der Feſtverſammlung ins Gedächtniß gerufen.

Der geſunden Kinder, die ſchon gehen und ſtehen, ſingen und ſpringen konnten, nahm ſich die Prinzeß nicht minder an. Sie ward gerne Protectorin über die Kleinkinderbewahr-

anſtalten, welche Goßner gründete. In welchem Sinne die beiden die Kinder zu bewahren ſuchten, davon haben wir ein intereſſantes Zeugniß. Die Kinder zu Jeſu kommen zu laſſen, war das Ziel ihres Thuns. In Homburg war man auch mit der Gründung einer Bewahranſtalt beſchäftigt und die Frage entſtand, ob auch Judenkinder Aufnahme finden könnten. Eine edle Frau der Homburger Heimath wandte ſich an die Prinzeß, dieſe an Goßner. Die Antwort, welche die Prinzeß nach Homburg ſchickte, theilen wir mit. Sie iſt vom 4. October 1842.

„Gerne hätte ich Ihnen gleich geantwort auf Ihre Befragung wegen der Judenkinder. Da ich wußte, daß hier viele drin ſind, ſo wollte ich erſt den Prediger G. darüber fragen, welcher ſo viele unter ſich hat, welche er errichtet hat. Ueber Proſelyten machen antwortete er: „„Proſelyten machen iſt ein ſchlecht Handwerk, das auch der Heiland Matth. 23, 15 tadelt: denn es heißt einen Menſchen blos zu ſeiner Partei, zu ſeiner Form und Sekte überreden — ohne Bekehrung des Herzens, ohne Änderung des Sinnes, in einem bloßen Form und Kappentauſch. Wer aber die Bemühung, einen Irrenden auf den Weg zur Wahrheit zurückzuführen, einen Todten zum Leben zu erwecken, einen Sünder und Gottloſen zu Gott und Chriſto zu bekehren, von einer falſchen Sekte und Religion zur wahren lebendigen Kirche Chriſti und Gemeinſchaft der Heiligen zurückzuführen, wer das Proſelyten machen heißt, der irrt, denn ſonſt hätte Jeſus ſeine Jünger und Apoſtel zu Proſelytenmachern gemacht — ſo würden alle Lehrer, Prediger, Zeugen, Miſſionare, Proſelytenmacher. Was ſagt Jacobus Kap. 5, 19. 20 und hat nicht Chriſtus ſeine Apoſtel zuerſt zu den Juden geſandt und dann zu den Heiden ſie zu Chriſten zu machen? Ein ſchlechter Chriſt, der nicht jedem Nichtchriſten die Gnade, ein Chriſt zu ſein, wünſcht, und ein fauler Chriſt, der nicht alles thut, um einen

ſolchen nach Kräften zum Bekenntniß der Wahrheit zu führen. Wäre das Liebe, wenn ich einen auf dem Irrwege oder Abgrunde ſtehen ſähe und warne ihn nicht, führe ihn nicht zurück und lade ihn ein auf den ſichern Weg zu treten?

„Wir haben die Judenkinder freilich nicht liſtig oder jeſuitiſch zu überreden geſucht, ſondern die Schule gehalten und gelehret, wie wenn ſie nicht da wären, iſt aber etwas in ihr Herz gefallen von der Wahrheit ſo haben wir nur zu danken, wenn ſie bekehrt werden.““

„Sie ſagten, wer nur feſt wenn auch irrig glaubt und Gott gefällig handelt iſt ſo gut als der beßren Glauben hat. Darauf antwortet G. „„wer falſchen Glauben hat, kann nicht gottgefällig handeln — wie kann der Irrthum ſo ſelig machen, wie die Wahrheit? Man glaubt, das Handeln, das Thun mache ſelig, am Glauben ſei wenig gelegen, man könne glauben, was man wolle, Lüge oder Wahrheit, gleichviel wenn man nur rechtſchaffen lebt. Aber Chriſtus ſpricht: wer glaubt wird ſelig, wer an mich die Wahrheit, glaubt, hat das ewige Leben, wer an mich nicht glaubt, der iſt verdammt, und der Zorn Gottes bleibt über ihm. Durch ſein Thun und Handeln kann kein Menſch ſelig werden, weil alles menſchliche Thun und Wirken auch das beſte ſchwach und unvollkommen und des Himmels, der Seligkeit nicht würdig iſt, und der Menſch wenn Gott Sünde zurechnete, auf 1000 nicht eins antworten könne — alſo nur aus Gnaden und durch den Glauben an Chriſtus, der für Sünder ſtarb und Gnade giebt, Sünde vergiebt, Gerechtigkeit ſchenkt — ſelig werden und vor Gott beſtehen kann. Wer alſo nicht an Chriſtus glaubt, kommt nach ſeinem rechtſchaffenſten Wandel und Handeln nicht durchs Gericht, ohne Bürgen und Verſühner — denn ſeine Gerechtigkeit iſt ein beflecktes Tuch und er iſt vor Gott nicht gerecht. Wie ganz anders iſt der Glaube 1. Joh. 2, 1 u. 2 und das ganze 1. Kap. 1. Joh. 1.“

„Da Sie mich fragten ſo hielt ich es für meine Pflicht an eine reine gute Quelle zu gehen und für Sie zu ſchöpfen — da ich es mir nicht getraute ſelbſt einen Ausſpruch zu thun und weil ich es doch für die höchſte Wichtigkeit erachte, daß wer bauen will, den rechten Grund lege — ſonſt iſt das Gebäude gefährdet.

„Bei ſolchen jungen Seelen iſt daher Glaube: (der richtige) und Gehorſam die Hauptſache, die gelehrt muß werden. Glaube iſt ja auch ein Gehorſam und wenn den Eltern die Kinder nicht glaubten, könnten ſie ihnen auch nicht gehorſam ſein — und ihnen auch nicht vertrauen — denn Vertrauen geht auch hervor aus dem Glauben. Es war mir ſchwer an dieſem Abend dieſe Abſchrift möglich zu machen — ich that es aus Pflichtgefühl für den Herrn — möge Er es ſegnen!! —

„Ich lege ein gutes Büchelchen bei, was Ihnen nützlich ſein kann und Bericht der Warteſchule. Leben Sie wohl.

Ihre Freundin P. M. v. Pr.“

Als Goßner einen Lieblingsgedanken, den er in Hamburg ſeiner Zeit mit Amalie Sieveking tief und ernſt beſprochen, endlich zur Ausführung brachte: Pflegerinnen für die Kranken auszubilden, wieder war es die Prinzeß Wilhelm, die er zur Mitarbeit herbeirief, und die ſich gerne rufen ließ. Goßner gründete am 16. November 1833 den „Frauen-Krankenverein“ mit dem Ziele, in allen Theilen der Stadt der armen und verlaſſenen Kranken weiblichen Geſchlechts ſich anzunehmen. Aus dieſem Verein ging das Eliſabeth-Krankenhaus als Diakoniſſen-Mutterhaus hervor. Prinzeß Wilhelm war die erſte Protectorin und blieb es, bis nach ihrem Tode die Königin Eliſabeth an ihre Stelle trat. Wenn es bis heute nicht die Art der hohen Frauen des preußiſchen Königshauſes iſt, ſich nur Protectorinnen nennen zu laſſen, ohne in Leid und Freude der ihrem Schutz

befohlenen Anſtalten wirkſam ſich einzulaſſen, ſo gab zu ſolchem werkthätigen Sinn Prinzeß Wilhelm das leuchtendſte Vorbild. Ein Briefwechſel mit der erſten Oberin des Hauſes, Julie von Hochwächter, läßt uns einen Blick thun, wie voll und ſelbſtlos ſie des Hauſes Protectorin geweſen. Wie oft beſucht ſie das Haus, wie oft empfängt ſie die Oberin im eigenen Hauſe! Sie vermittelt es, daß die Kronprinzeß dem Haus ihren Namen zu geben bereit iſt und daß der König es erlaubt. Welche Herzensfreude, als die fromme Jungfrau nach dem frommen Heimgang ihres Freundes Nicolovius bereit iſt, ins Krankenhaus zu ziehen! Welche innige Gemeinſchaft, ja Freundſchaft erwächſt aus dem Zuſammenwirken an ihres Heilands Sache! Es iſt wie ein Dank für den Antheil, den die Oberin der Prinzeß an dem Krankenhauſe verſtattet, daß die Prinzeß die Oberin an ihren häuslichen Erlebniſſen Theil nehmen läßt. Einſegnung, Verlobung, Vermählung der Prinzeß Marie war geſchehen. Die Mutter war nach Berlin zurückgekehrt, da ſchreibt ſie an Julie von Hochwächter: „Tauſend Dank, daß Sie ſo theilnehmend meiner gedenken und meines lieben Mariechens — ja beten Sie für das liebe Kind, daß es ſo einfach, kindlich und ſtill ſeinen Weg fortſetze, wie ſie ihn bis jetzt angefangen hat in der Liebe zu ihrem Herrn und Heiland, ach! daß ſie davon nichts abwenden möge — dann wäre es gar ſchön für ſie. So wie ſie jetzt iſt, konnte ich ſie getroſt verlaſſen, denn dabey iſt ſie ſo glücklich und zufrieden — aber das wieder Eintreten hier in die lieben alten ſtillen Räume, wo ſie mich immer umgab, das war viel ſchwerer als das Scheiden von ihr. Eine große Wohlthat für mich war, daß ich ſie begleiten konnte und Zeuge war von der Liebe, mit der ſie aufgenommen worden iſt im neuen Vaterlande — es war ſehr rührend, bewegend für mein Herz. — Dort hatte ich auch die große Freude, Schubert und ſeine Frau kennen zu lernen, was ich

mir immer ſo gewünſcht hatte — auch iſt es mir ſo tröſtlich zu wiſſen, daß Mariechen mit den lieben frommen Menſchen Verkehr haben wird. Ich war in München auch bei den Barmherzigen Schweſtern (ich hörte heute, daß die Hegel expreß zu denen hingereiſt iſt und in Nürnberg krank geworden iſt), bei denen es mir ſehr wohl ward, leider aber war ich nicht bei den Kranken, weil die Königin mich führte und Bangigkeit hat für Kranke. — Danke auch herzlichſt, meine Theure, daß Sie des 13. October ſo liebevoll gedachten mit der lieben Bylandt vereint. — O das muß mir Segen bringen! Die liebe Bylandt war alſo wieder ſo leidend, wie leid thut mir das — und doch weiß ich's ja, daß bei ihr nichts zu betrauern iſt — denn Leiden wie Freuden werden ihr zur Seligkeit. — Geſtern und heut war ich jeden Morgen in drei Warteſchulen mit Goßner — er ſah recht wohl aus, iſt aber doch viel ſtiller geworden. — Möchte doch das neue Jahr Sie wieder hierher bringen, ich wünſche es herzlich! Der Herr ſegne Ihren Ausgang aus dem alten und den Eingang ins neue. — Er ſey Ihnen immer nahe mit ſeiner Gnade, ſeinem Frieden! Beten Sie, meine Theure, für Ihre Freundin Marianne."

Die Fürſorge für die Gefangnen und Gefallnen, die in Berlin noch immer von Jahr zu Jahr wächſt, hat durch die Prinzeß ſtarke Anregung und Mitwirkung empfangen. In die Anfänge dieſer Arbeit führt uns ein Brief der Frau von Schönberg an die Prinzeß ein (11. Mai 1840): „Was Sie mir über Mrs. Frey mitzutheilen geruhen, iſt eine ſehr reichhaltige Fortſetzung deſſen, was mir Gräfin Dernath über dieſe merkwürdige, hochbegnadigte Frau ſchrieb. Gewiß iſt es eine Stimme des Herrn, wenn Er uns mit ſolchen mächtig ausgerüſteten Werkzeugen Seiner Gnade zuſammenführt, die ausgeſandt werden, das Feuer der Liebe zu Ihm zu entzünden oder zu beleben, in Wort und That, wohin ſie nur kommen.

Ich kann daher nur ſchmerzlich bedauern, die liebe Frey nicht perſönlich zu kennen, und mich um ſo mehr freuen über die Beſchreibung von ihr, die Sie mir ſo gnädig, ſo lebendig machten und beſonders ſüß iſt es mir, daß ſie den Gefängniß-Verein wieder ins Leben rief, aus dem ich ſo ungern ſchied. Ew. Königliche Hoheit fragen mich, ob mir damals keine Schwierigkeiten gemacht wurden, die Gefängniſſe zu beſuchen, und ob ich damals auch ins Arbeitshaus am Alexander-Platz gegangen wäre, oder in die Stadtvoigtey? Ich muß daher auf die Entſtehung des Vereins zurückgehen, der ſich bereits gebildet hatte, als mein Mann zum Präſidenten desſelben erwählt wurde, und in deſſen Statuten es ausgeſprochen war, daß auch Frauen aufgefordert werden ſollten, zu einem beſonderen Verein zuſammen zu treten, doch nur unter der Leitung und rathenden Unterſtützung der dazu verbundenen Männer. Nun übertrug mir mein Mann die Bildung eines ſolchen Vereins, die mir auch nicht ſchwer ward, da ſich ſchon früher Mehrere ſehr lebhaft dafür intereſſirt hatten, namentlich die jetzige Zeller, Caroline Focke, die verwittwete Frau von Lützow, Schwägerin des Generals und Luiſe Lützow. Später trat die Zeller zurück und Andere dafür ein, doch immer nur ſolche, die es an ihrem eigenen Herzen erfahren hatten, daß ſie arme Sünderinnen waren, denn ſonſt hätten ſie kein Mitleiden mit den armen Gefangenen haben können vnd es nicht verſtanden, mit ihnen umzugehen. Wir waren aber immer nur Wenige und mußten uns daher bloß auf die Gefängniſſe der Stadt-Voigtey beſchränken, da weder Zeit noch Kräfte ausreichten um auch das Arbeitshaus beſuchen zu können. Nachgerade vergrößerte ſich zwar der Verein und es traten mehrere ſehr ehrwürdige Frauen und liebenswerte Jungfrauen hinzu, die ſich indeß nur mit der Sorge der Entlaſſenen beſchäftigten, welche ein ſo wichtiger Theil der Verpflichtung iſt, die man für die Gefangenen übernimmt.

Da nun unsere Besuche bei ihnen von dem Hauptverein angeordnet waren, so wurden uns auch immer die Thüren zu festgesetzten Stunden sehr freudig geöffnet, und sowohl die Justizbeamten in der Stadtvoigtey selbst, als die Aufwärter gingen uns dabei mit Rath und That sehr freundlich zur Hand."

Die Prinzeß trat nun in die wieder aufgenommene Arbeit ein und kam in die unmittelbarste Berührung mit der Sünde und dem Jammer durch ihre Besuche in den Gefängnissen und im Arbeitshaus auf dem Alexanderplatz. Auch Sieche wurden dort aufgenommen, für diese brachte sie große Gaben von Wein und anderen Erquickungen mit. Bis zur neuesten Zeit, in welcher die Stadt Berlin das große Irrenhaus zu Dalldorf gebaut, gab es in dem Hause am Alexanderplatz auch Irrsinnige. Die fromme Fürstin mit dem klaren Geist und warmen Gemüth und dem freundlichen Antlitz brachte Frieden unter die Aufgeregten. Einmal befand sich unter den Irren ein junges, schönes Mädchen. Von Zeit zu Zeit ward die Unglückliche so aufgeregt und ungeberdig, daß sie sich in den schrecklichsten Reden erging und Niemand mit ihr auskommen konnte. Zur Zeit einer solchen Raserei machte die Prinzeß einen Besuch in dem Hause. Sie hört von der Rasenden und will sie besuchen. Man stellt es ihr als unmöglich dar. Aber sie läßt sich nicht zurückhalten und siehe da, kaum war die Prinzeß ans Bett der Kranken getreten, so ward diese ruhig, streckte der hohen Frau ihre Hände entgegen und hörte ihre beschwichtigenden Worte still wie ein Lamm an. Es war diese Irrsinnige die Einzige nicht, auf welche die Prinzeß mit ihrer herrlichen Gestalt und ihrem freundlichen Wesen unverlöschlichen Eindruck gemacht. Ungefährliche Geisteskranke, welche sie in der Kirche oder auf dem Spaziergang gesehen, drangen ins Schloß, bis ins Vor-

zimmer und gingen nicht eher, als bis sie von der fürstlichen Gönnerin Trost und Zuspruch erhalten. So „die grüne Dame", eine bekannte Irre, die immer im grünen Kleide ging. Die Dienerschaft forderte sie auf, lieber heimzugehen. Aber emsig weiter strickend bat sie, bleiben zu dürfen, weil in der Nähe der Prinzeß die Luft gesunder sei und ihr wohl thue.

Für die weiblichen Gefangenen und Magdalenen hat sie von allen deutschen Fürstinnen zuerst Barmherzigkeit und barmherzige That gehabt — ein Vorbild, dem jetzt so manche hohe Frau in Deutschland gefolgt ist. Sie trat mit andern Frauen und Jungfrauen des Vereins für die Gefangenen in die Gefängnisse und ins Arbeitshaus ein. Wir lesen in ihren Tagebüchern: „Im Gefängniß war es mir so merkwürdig und unvergeßlich und erbaulich, die Frey da reden zu hören, aber es griff mich recht an." 1841 schreibt sie: „Es war Sitzung im Gefängnißverein. Der Wunsch zu einem Magdalenum bewegte besonders den Verein und es ward eine Schrift gemacht an den König, die alle unterschrieben und ich selbst händigte sie eigenhändig ein — wir bitten für ein Haus dazu oder ein gemiethetes Local. Alle Damen waren ganz damit beschäftigt, weil sie besonders gefunden hatten, daß bei solchen Unglücklichen die Zusprache, das Wort Gottes am meisten Eingang fand." Anfang Mai 1842 heißt es: „Die Woche war ich am Krankenhause mit Goßner. Auch im Arbeitshause mit der Focke und Schöning. Es hat mich recht bewegt, daß ich nicht davor schlafen konnte. Zuviel Elend am letzteren Ort zusammen vereint. Im Zufluchtshause sah ich nun auch die Fischer. Es soll mich verlangen, wie sie sich halten wird bei den armen gefallenen Mädchen." Welche Freude, als sie ihrem Tagebuch die Kunde anvertrauen durfte: „10. März 1843 weihte Theremin das Magdalenum ein, eine erbaulichere Predigt hörte ich lange nicht. Es war so bewegend, rührend,

wie die Sünderinnen ergriffen waren. Er ſprach über die Geſchichte vom Zachäus.“ Wie heimiſch ſie ſich in der Stätte der Barmherzigkeit, unter den Verlornen, die gefunden waren, befand, zeigt die Notiz zu dem Lied in dem Geiſtlichen Liederſchatz: „Jeſus iſt der ſchönſte Nam“, welche die Prinzeß gemacht: „Im Magdalenum bei der Arbeit mitgeſungen.“ Ein ſchöneres Zeugniß für die Milde der hohen Frau können wir nicht bringen.

XIV.

Die Vollendung.

Vier Räder muß der Wagen haben, auf dem wir zum Himmel fahren, predigt Bruder Berthold von Regensburg, und keins von ihnen darf brechen, wenn die Fahrt gelingen ſoll: Glaube, Hoffnung, Liebe und — staetekeit. In der That, was wären die drei Räder ohne das vierte? Was wären die andern Tugenden ohne die Grundtugend in allen Tugenden — die Treue? Aus ihr reift das Leben der Prinzeß zur Vollendung, zum Abſchied aus der armen Zeit, zum Eingang in die große Ewigkeit. Keine ſchönere Reife, keine größere Fülle des Menſchen, als wenn er der treuen Führung Gottes mit Treue folgt, als wenn die Seele, dem höchſten Ziele zuſteuernd, nichts, das ihr Gott auf dem Wege ſchickt, ungenützt läßt, vielmehr jede Zeit, die ſie durchlebt, jeder Ort, da ſie geathmet, jede Verbindung, in der ſie geſtanden, zu dem Reichthum ihres Lebens einen Beitrag liefert. So blieb die Prinzeß, wie eine edle Pflanze, immer ſie ſelbſt, aber zu ihrem eigenartigen Wachsthum half der Boden, dem ſie entſproſſen, die Luft, die ihre Jugend umhaucht, und unter Regen und Sonnenſchein ward die Frucht ihres Lebens immer reicher und milder, ſaftiger und erquickender. Im Sommer 1844 ſtand die Prinzeß in der höchſten Fülle des irdiſchen Lebens. „Zum 22. Mal nach Sileſia," ſchreibt

ſie im Juli in Fiſchbach. „Hier fand ich viel Neues — allerliebſt finde ich den innern Ausbau des Hofes, in den Zimmern iſt mir das neue noch ungewohnt, darum noch nicht behaglich, es wird noch kommen, denn hübſch iſt es.“ „Endlich ein ſchöner Tag,“ ſchreibt ſie am 26. Juli, nicht ahnend, daß an ihm in Berlin der Frevler gegen den König das Geſchoß gerichtet, „wie wohl thut der mir und wie prächtig alles duftet! Wie ſchön der Mond herein ſcheint! Schon verſammelt ſich alles von nah und fern im Thale, des Königs Ankunft gewärtig.“ Von der Höhe ging es niederwärts. Gott gebraucht, damit die Pflanzen in ſeinem Garten gedeihen, auch ſein Meſſer. Entbehrung des Irdiſchen ſtärkt den Sinn: „wenn ich nur dich habe!“ Wir haben gehört, wie die Freude an des Königs Gegenwart von der Trauer über den Frevel durchzogen war. Und die Freude an den nächſten Lieben war mit der Wehmuth gemiſcht, daß Prinz Waldemar bald zu einer großen Reiſe Lebewohl ſagen werde. Seit dies letzte der Kinder wirklich aus dem unmittelbarſten Verkehr mit der Mutter geſchieden war, neigte ſich ihr irdiſch Leben zum Ende, eilte ihr himmliſch Leben der Vollendung entgegen.

Im Herbſt 1844 trat der Prinz ſeine große Reiſe nach Indien an, von der er nur an die Grabſtätte der Mutter zurückkehren ſollte. Er hatte, wie die älteſte Schweſter bezeugt, ein ſtilles, beſcheidenes, anſchmiegendes Weſen, was ihn ſeiner Mutter beſonders lieb machte. „Gar ſchwer ward mir der Abſchied von Waldemar,“ ſchreibt die Prinzeß im September 1844 in Fiſchbach. „Gott geleite ihn. Ihm ward es auch ſo ſehr ſchwer, wie er es ſich gar nicht gedacht hatte vorher. Ja, das iſt auch mein Troſt bei meines lieben Waldemar weiter Reiſe, daß der dem Winde und die Wogen gebietet: Jeſus Chriſtus, geſtern und heute. Von Athen hatten wir viele Nachrichten von ihm und ſo gute — ſelbſt die Königin von

Griechenland war so gut, von dem Tage an, daß er aufgehört hatte, an uns zu schreiben, von jedem Tage weiter zu berichten an Mariechen; es war gar gut, ja beten Sie mit mir für den Lieben." Nach Berlin zurückgekehrt, fuhr sie fort, den Sohn auf seinen Fahrten mit ganzer Seele zu begleiten. (26. Januar 1845): „Vom lieben Waldemar selbst hörten wir zuletzt vom Rothen Meer, Aden vom 1. November, durch einen Brief an Adalbert; von seinem Aufenthalt in dem paradiesischen Ceylon wissen wir noch nichts Näheres — lesen aber viel davon und belehren uns nach Ritters Beschreibung und anderen."

In Fischbach schon hatte die Umgebung besorgen müssen, die Gesundheit der geliebten Gebieterin sei erschüttert. Sie zeigte eine eigenthümliche Unruhe: immer wollten ihr die Zimmer zu heiß scheinen. Dann saß sie wieder matt in den Sessel gelehnt. Sie spürte selbst die Abnahme ihrer Kräfte. „Mein Dank wird nur kurz werden, weil mir meine Schreiberei immer zeitraubender wird — ich glaube, ich kann nicht mehr so schnell schreiben wie sonst, theils durch die schlechten Augen — auch wegen dem nicht mehr so guten Gedächtniß, da kommen mir die Worte nicht mehr so schnell, besonders wenn ich Briefe zu schreiben habe, wo ich mich zusammen nehmen muß." Auch die Briefe, die sie empfing, selbst die des geliebten Sohnes, machten sie müde. „Ich lebe fast ausschließlich in Ceylon und Indien, die letzten Briefe waren vom 7. Januar aus Calcutta. Es kommen so viel Briefe, daß ich eigentlich davon manchmal wie verduselt war und ordentlich angegriffen. Den ersten Abend schlugen mir alle Pulse." Eine große Freude bereitete ihr um diese Zeit noch der Besuch ihrer Pflegetochter: „Heute kam Alexandra mit ihren drei hübschen Kindern an: sie hat so gewonnen im Wesen, ist eine tüchtige Hausfrau geworden und so unbefangen und heiter und glücklich — Gottlob."

In München ward für den Sommer 1845 das frohe Ereigniß erwartet, welches dem Bairiſchen Königshauſe den Thronerben brachte. Die Mutter war fröhlich in Hoffnung, dorthin zu reiſen, auf dem Wege in Rudolſtadt drei Schweſtern, in Darmſtadt die Tochter wiederzuſehen und in Mainz, wo der Gemahl Gouverneur war, eine Zeitlang zu wohnen. Sie kommt denn zu den Schweſtern. Es iſt alles wie ſonſt und doch nicht wie ſonſt. „Eben ſah ich hinunter aus meinem Lieblingsfenſter," ſchreibt ſie am 28. Mai, „ſo ſtill und ruhig liegt der Ort da, einige Lichtchen und die Sterne darüber und ein wenig Plätſchern und Fröſche, ſonſt alles ſo ſtill. Leider iſt Schweſter Luiſe unwohl, das ändert unſre gewohnte Lebensweiſe und mein Unwohlſein noch dazu, ſonſt bin ich immer um dieſe Stunde bei Schweſter Luiſe, nun ſo einſam — auch das macht wieder ſo traurig, wie überall ſich nach und nach alles ändert durch Älterwerden und doch ſieht alles noch aus wie ſonſt am lieben Ort." Am Tag darauf berichtet ſie, daß der Abſchied vorüber. „Der Herr ſchenke uns ein frohes Wiederſehen, es war wieder eine ſchöne Zeit." Sie zieht die vertraute Straße weiter, auf der ſie ſeit 40 Jahren ſo oft von der neuen nach der alten, von der alten nach der neuen Heimath gereiſt iſt — durch Thüringen nach Heſſen. Am 31. Mai ſchreibt ſie in Butlar: „Wie ländlich ruhig iſt es hier, unten ein Gärtchen mit Flieder und Immergrün, die prächtigſte Sonne erhellt das erfriſchte Grün umher. Fröhliche Schwalben kommen und trinken ihren Morgentrank im Fluß — alles macht ſo einen heitern Eindruck — mich ſtimmt es noch ernſter, weil ich mich ſo unwohl fühle."

„Am 31. Mai 1845," ſo erzählt Prinzeß Eliſabeth, „kamen meine Eltern in Darmſtadt an, Mama ſchon mit etwas Fieber, das ſie ſich in Weimar geholt hatte. Im 1. Juni konnte Mama dem Diner nicht beiwohnen, das der Großherzog für

Papa gab, ſondern ſie blieb bei mir und wir aßen zuſammen im Freien — für Mama zum letzten Mal! Am 3. begleitete ich ſie allein nach Homburg, weil Papa nach Mainz mußte. Hier wurde ſie nun ſehr krank, an einem rheumatiſch nervöſen Fieber, was ſie viele Nächte, ja viele Wochen am Schlaf hinderte. Sie trug alles mit der größten Geduld, freute ſich in Homburg krank zu ſein, wo ſie vor ihrer Heirath auch einmal bettlägrig geweſen, was ihr ſonſt nur in ihren Wochen vorgekommen war. In dieſer Krankheit bildete ſich ein krampfhafter Schmerz am linken Oberarm, der denn auch die Urſache ihres Todes wurde. So dankbar war ſie für jeden Beweis der Theilnahme, freute ſich die meiſten ihrer lieben Verwandten und Bekannten während der Krankheit bei ſich zu ſehen, auch einige Bekanntſchaften zu machen z. B. Erzherzog Friedrich und die Fürſtin Metternich. — Am meiſten Einfluß auf ihr Befinden übten die Nachrichten von Waldemar auf ſie aus, und ſobald Briefe von ihm angekommen, konnte ſie wieder ſchlafen. Im September hatte Mama ſo weit ſich wieder erholt, daß ſie wieder fahren und etwas gehen konnte und die Rückreiſe am 8. October angetreten ward. An ihrem ſechzigſten Geburtstag langten meine Eltern in Berlin an. Anfangs konnte Mama noch ihr Zimmer verlaſſen, um ſpazieren zu fahren, aber immer mehr nahmen ihre Kräfte ab und das Geſchwür am Arm bildete ſich immer mehr aus, ſo daß öfter daran operiert werden mußte. Im März kam meine Schweſter und ich nach Berlin. Mama ward immer ſchwächer, die Sorge um Waldemar immer größer, da ſie ihn, kaum der Gefahr der Schneeberge entgangen, nun im Kampf und Gefecht wußte."

Alle, die der Kranken nahe waren, rühmen ihre Geduld. „Stoiſche Ruhe könnte man ihr ſtummes regungsloſes Leiden nennen," ſchreibt die Gräfin Sophie Schwerin, geb. Gräfin Dönhoff, „wenn es nicht das Verſtummen chriſtlicher Ergebung

unter Gottes Hand heißen müßte.“ „Da lag die ſanfte Dulderin unbeweglich dem Bilde des Prinzen Waldemar gegenüber,“ berichtet Julie von Obſtfelder. „Welch ein Anblick! Wie ſtill, ohne Klage ward alles getragen! Die ſchlafloſen Nächte, die Ohnmächtigkeit ſich ohne Pein zu bewegen, die ſanfte Hingabe an jede Entbehrung, welche Krankheit auflegt, gab Zeugniß von dem Geiſte freudiger Ergebung, der ihre Seele durchdrang. Nur die Sorge, den Dienſt zu erleichtern, trat lebhaft hervor.“

Sie liebte bis ans Ende und war von ihren Lieben umgeben. Mit den Töchtern waren der Prinz Karl von Heſſen und der Kronprinz Max von Bayern gekommen. Der treue Gemahl übte ſein Vorleſeramt auch am Krankenbette. Die Töchter erquickten die Mutter mit ihrer Nähe und allen Liebeserweiſen. Prinz Adalbert fragte jeden Morgen, ehe er in das Krankenzimmer trat, mit bebenden Lippen die Kammerfrau, wie die Nacht geweſen. Dieſe treue Dienerin hatte dann in der ſpätern Nacht noch das Amt, der Leidenden Verſe aus ihren Lieblingsliedern: „Ich habe nun den Grund gefunden“ und „Ach bleib' mit deiner Gnade“ vorzuſagen, welche dieſelbe mit Innigkeit nachbetete. Und neben den beiden vielbewährten Liedern verſuchte dann durch den Mund der Dienerin auch das Lied des Fiſchbacher Nachtwächters ſeine Troſtkraft: „So will ich denn nun ſchlafen ein, Jeſu, in deinen Armen, — meine Decke ſoll deine Gnade ſein, mein Lager dein Erbarmen, mein Kiſſen deine Bruſt, mein Traum die ſüße Luſt, die aus der Seiten Wunden fließt, und dein Geiſt in mein Herz ergießt.“ Am 14. April 1846 um 11 Uhr Abends hauchte ſie ſanft und ſchmerzlos ihren letzten Athem in ihres Gemahls Armen aus, während die Kronprinzeß von Bayern betete „Wenn ich einmal ſoll ſcheiden, ſo ſcheide nicht von mir“ und mit den Kindern die Prinzen von Heſſen und Bayern am Fußende des Bettes knieten.

Die Prinzeß ward in der königlichen Gruft des Doms in Berlin beigeſetzt. Unter der Stätte, wo ſie ſo oft das Evangelium von dem Auferſtandenen und der Auferſtehung gehört, kam ihr müder Leib zur Ruhe. Der Gemahl fuhr, um der Liebe, die nimmer aufhört, auch dadurch Ausdruck zu geben, mit dem Sarg in die Gruft hinab. Wenn er nun als Wittwer ſeine einſamen Spaziergänge machte, richtete er ſeine Schritte nicht wie ſonſt geradenwegs zum Thor der Stadt, ſondern ging am Dom vorbei, wo er der Gemahlin den letzten Blick nachgeſendet und wo er drei Jahre ſpäter auch den Leib des Prinzen Waldemar beſtatten mußte. Die Leichenfeier fand am 18. April Statt. Im Thronſaal des Königlichen Schloſſes knüpfte Oberhofprediger Ehrenberg ſeine Rede an des Propheten Wort an: „die richtig vor ſich gewandelt haben, kommen zum Frieden.“ Er ſchilderte den richtigen Wandel der Chriſten, pries die Verewigte als eine Jüngerin Chriſti und fuhr fort: „Darum hat ſie ihren Wandel führen können, wie ſie ihn geführt, in Einfalt, Demuth und göttlicher Lauterkeit. O, wir wiſſen ja alle, wie ſie, nicht in der falſchen Frömmigkeit eingeübter Worte und Redensarten, nicht in der Scheinfrömmigkeit, die mit ſich hier Gewerbe, dort, ſich zur Schau ſtellend, Gepränge treibt, ſondern in der aufrichtigen, ungefärbten und anſpruchsloſen Frömmigkeit des innerſten Gemüthes, in der Frömmigkeit des wahren Chriſten und in allen chriſtlichen Tugenden der Welt vorgeleuchtet — den Höchſten und Geringſten, wie ſie ihre Seele in ihren Händen getragen, ſie vor Verletzung zu bewahren, wie ſie mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit ihr Verhalten eingerichtet, wie ſie das Wort des Herrn geliebt und die Stätte, da ſeine Ehre wohnt.“ Dann rühmt der Prediger ihre Liebe zur Stille, ihre Häuslichkeit und Wohlthätigkeit. Hofprediger Strauß eignete ſeinem heimgegangenen fürſtlichen Beichtkinde

das Wort der Bergpredigt zu: „Selig ſind, die da Leide tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden.“ Aus der tiefen Kenntniß von dem Lebensgange der Prinzeß ſchilderte der Prediger, wie ihr Glaubensleben im Leiden gereift, im eigenen Leid, im Familienſchmerz, in der Volksnoth. „Ihr Leben kann eine ſtufenweiſe Verklärung des Schmerzes genannt werden. Die Bejahrteren unter uns erinnern ſich, wie ſie in den Jahren des Unglücks und des Drucks das Leid ihres Volkes trug und in den Jahren ſeiner Befreiung immer zunächſt die Noth desſelben im Auge behielt. Damals war es, daß täglich neue Erzählungen in das Herz des Volkes drangen, wie Prinzeſſin Wilhelm die Lazarethe beſucht, wie ſie ſich durch nichts habe abhalten laſſen, die für das Vaterland Verwundeten durch ihre Zuſprache zu ſtärken, wie ſie überall ihrem Volk als ein erhebendes Beiſpiel ungebeugter Hoffnung im Unglück vorgeleuchtet, und wie ſie die Noth der Zeit nicht bloß in ihrem Herzen empfunden und in ihrer Kammer vor Gott gebracht, ſondern wie ſie ihre Liebe in Werken erwieſen, Vereine, Frauenvereine geſtiftet und das allgemeine Leid nicht anders als wie ein eigenes getragen!“ In Fiſchbach hielt ihr der treue Paſtor Götſchmann am 10. Mai die Gedächtnißpredigt, nachdem er aus einem der Lieblingslieder der Heimgegangenen „Ich habe nun den Grund gefunden“ den Vers hatte ſingen laſſen: „Bei dieſem Grunde will ich bleiben, ſo lange mich die Erde trägt: das will ich denken, thun und treiben, ſo lange ſich ein Glied bewegt: dann ſing' ich einſtens hocherfreut: „O Abgrund der Barmherzigkeit!“ Er pries ſie als die mütterliche Freundin der Gemeinde zu Fiſchbach: „Die Herrin war und blieb nicht Herrin bloß ihren Untergebenen — ſie ward eine Mutter für ſie; darum waren ihre Untergebene nicht Untergebene blos, ſondern wurden ihre Pflegebefohlenen, für die ſie ein Herz, ein liebendes, mitempfindendes Herz hatte,

zu denen sie sich herabließ in sorglicher und sorgender Milde und deren Wohl sie betend auf ihrer Seele trug wie eine gute Mutter thut für ihre Kinder.“ Im Anschluß an das Wort Offenbarung Johannes 2, 10.: Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben, schilderte er in dem Bilde der Prinzeß die christliche Treue. — In Mainz, wo zur Zeit ihres Heimgangs der Gemahl Gouverneuer war, hielt der Garnisonsprediger Lic. König die Gedächtnißpredigt. Er wählte den Text: Matth. 10, 32 u. 33: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater. Der Prediger durfte bezeugen, daß die Verewigte nach diesem Worte gelebt. „Sie stand mit großer, erfahrungsreicher unerschütterlicher Sicherheit und Festigkeit auf dem Grund und Boden der heiligen Schrift und hielt den heute so weit verbreiteten Unglauben für offenbare Thorheit. Sie hat überall Christum im Sinne der heiligen Schrift und der Kirche bekannt auf ihrem hohen Standorte, wohin Gott sie gestellt; sie hat Vielen zum Segen gereicht; alle Anstalten christlicher Liebe, christlicher Milde beförderte sie mit herzlicher Freude; wie sie als innige Jüngerin Jesu Christi mit Freuden dem öffentlichen gemeinsamen Gottesdienste, am liebsten mit Gemahl und Kindern beiwohnte, war ihr liebevolles Herz voll Verlangen und Sehnsucht, daß die Segnungen des Christenthums allen Völkern des Erdkreises möchten zu Theil werden; sie war die innigste Theilnehmerin an dem heiligen Missionswesen, aller Bibelverbreitung: wo sie fand, daß reges Christenleben sei, sprach sie ihre herzliche Freude aus, und wo sie's vermißte, bedauerte sie in innig theilnehmender Liebe die Selbstverblendung der Menschen, die an dem Herrlichsten und Edelsten des Menschenlebens theilnahmlos vorübergehen und desselben sich

berauben. Ihr Leben war eine thätige und kräftige Erweiſung des Chriſtenthums in allen Richtungen.“

So rief die Gemeinde des Herrn der treuen Jüngerin, der muthigen Bekennerin den Dankruf nach. Wir geben auch einige Zeugniſſe von den Empfindungen der Familie. Der Kronprinz von Bayern ſtimmte die Harfe zum Geſang der Vollendeten und widmete ſein Lied der Königin Eliſabeth. Er ſchildert den Trauerzug, der vom Schloß ſich zum Dom bewegt.

Wer iſt's, dem die Thränen fließen?
Ihr, die meine Freundin war,
Die wir alle Mutter hießen,
Die mein holdes Weib gebar.
Deutſcher Frauen Zier und Krone
Gehe nun zum Frieden ein,
Denn du wollteſt nah dem Throne
Stets des Herren Magd nur ſein.

In der Prüfung ſchweren Tagen,
Wo der Korſe Deutſchland ſchlug,
Fürſten ihm zu Füßen lagen
Und Europa Feſſeln trug,
Hat ſie treulich mitgelitten,
Für des Vaterlandes Ruhm,
Geiſtig hat ſie mitgeſtritten
Für der Freiheit Heiligthum.

Stand am Bette wunder Krieger
Wie ein Engel tröſtend mild,
Es begeiſterte die Sieger
Ihrer Tugend hehres Bild.
Im erkämpften ſüßen Frieden
War Beglücken ihre Luſt,
Und die Kraft war ihr beſchieden,
Oft zu ſegnen unbewußt.

Und nachdem der fürſtliche Sänger die Geduld und den ſeligen Heimgang der Mutter geprieſen, legt er das ſchöne Gelübde ab:

Was ich in der letzten Stunde,
Mutter, dir im Geiſt verſprach,
Davon folgt die ſichre Kunde
Dir auch über Sterne nach:
Was ſo theuer dir geweſen,
Deines Herzens Edelſtein,
Den ich liebend mir erleſen,
Nichts ſoll trüben ſeinen Schein!

Den deutſchen Frauen ſtellt er ihre „Zier und Krone“ als Vorbild hin, dem ſie nachfolgen ſollen:

Nun an euch, ihr deutſchen Frauen,
Die ihr wißt, was jene war!
Ja auf euch darf Deutſchland bauen
In den Stunden der Gefahr!
Nähret der Begeiſt'rung Flamme
Für der Väter heil'gen Grund,
Wir gehören Einem Stamme,
Knüpfet feſt der Brüder Bund!

So ſang der Schwiegerſohn, der am Fußende der Sterbenden gekniet, ihr nach. Aus weiter Ferne, aus Paris kam das Wort der Trauer und des Dankes aus der Feder der Herzogin von Orleans: „Meinem Herzen war ſie ſo theuer, ich verehrte ſie unendlich und nun bleibt ihr liebes Bild tief in das Gedächtniß gegraben, wie das Vorbild der edelſten deutſchen Frauen voll Würde, Milde und Güte. Noch die letzten Stunden, welche ich mit ihr verlebt — vor neun Jahren als ſie mich auf meiner Reiſe nach Frankreich von Potsdam nach Treuenbritzen begleitete und mit ſo rührender Güte und Freundlichkeit mein aufkeimendes Glück betrachtete, ſind mir ſo gegenwärtig. . . .

„Der ſchöne rührende Schweſterkreis! ſo vermindert und ſo trauernd! — Das arme arme Menſchenherz, wie viel muß es in dieſem Thränenthal durchmachen und leiſten. Nun Gott ruft uns aber auch, muthig unſer Kreuz zu tragen bis auch unſere Reihe kommt und wir an das Ziel unſerer Wanderſchaft gelangt ſind. — O da werden wir der Thränen vergeſſen, oder vielmehr ihre Früchte ſegnen, welche uns zur Beſſerung geleitet und unſere Herzen zu Gott geführt haben!“

Nachdem wir die Verewigte auf ihrer irdiſchen Wallfahrt begleitet heben, ſuchen wir ihr Geſammtbild feſtzuhalten. In der Seele der Zeitgenoſſen, die ihr nahe geſtanden, ſpiegelt es ſich mannigfaltig und doch gleich in der Einheit von leiblicher und geiſtiger Schöne, Hoheit und Lieblichkeit. „Prinzeſſin Wilhelm,“ ſchreibt Strauß, „hatte eine hohe ſtattliche Geſtalt, eine vornehme Haltung, eine ungemein gewinnende Herablaſſung, viel Sinn für Kunſt, war ſelbſt ausübende Künſtlerin, voll Sehnſucht nach Wiſſenſchaft, Mittelpunkt eines ſehr großen Kreiſes und — eine erfahrene Chriſtin.“ Eine hochgeſinnte, patriotiſche und chriſtliche, der Prinzeß geiſtesverwandte Frau, die ſchon genannte Gräfin Sophie Schwerin ſchildert ihre Bedeutung für das Erwachen des Volkes zu neuem Leben. „Es war der Verbannungs- und Prüfungszeit vorbehalten, ihre Perſönlichkeit vollends zu entwickeln, und es war von Memel und Königsberg aus, daß man in Berlin ihre lang verkannten Vorzüge rühmen hörte. Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, ihre Liebe und ihr Eheglück, die Sorge, mit der ſie den Prinzen die ſo bedenkliche Miſſion an Napoleon übernehmen ſah, waren damals Gegenſtände allgemeinen Intereſſes. Als ſie darauf im Herbſte 1809 mit dem Hof zurückkehrte, war es, als hielte ſie ihren erſten Einzug in Berlin. Das Unglück des Vaterlandes hatte es erſt zu dem ihren gemacht und es ihr ans Herz gelegt. Auch in Berlin glaubte man die wunderſchöne junge Fürſtin

zum erſtenmal zu ſehn, man klagte ſich der Blindheit an, ſie nicht früher in ihrer ganzen innern und äußern Herrlichkeit anerkannt zu haben und holte das Verſäumte durch angemeſſene Verehrung nach. — Der Charakter ihrer ernſten ſtrengen Schönheit war im Einklang mit dem Ernſt und der Strenge der Zeit, und der hohe Geiſt, der gediegene Charakter, den ſie ausſprach, begegnete den Sympathieen einer Zeit, die ſich zum Kampf für das Heiligſte rüſtete und die auf Kraft und Würde mehr Werth als auf den Zauber der Anmuth legte. Ihre Geſtalt war edel, erhaben und regelmäßig wie ihre Züge, ihr Gang und ihre Bewegungen langſam und gemeſſen wie ihre Worte, ihre äußere und innere Haltung gleich würdevoll. Beſonnen in all ihren Reden und Thun ſah ſie immer aus, als prüfe ſie alles, nur das Beſte zu behalten. Alles an und in ihr ſtimmte zu dem harmoniſchen Eindruck von ſtiller Größe und frommer Ruhe, den ihre Erſcheinung erregte. Ihre volle Blüthezeit trat mit der unſrer Nationalität zuſammen, mit der Zeit jener mächtigen Entwickelung, die Preußen erſt eigentlich zur Nation erhob. Die Träume von Befreiung, mit denen die Königin Luiſe in ihr frühes Grab geſunken war, fingen an, ſich zu Hoffnungen zu verkörpern. Der vaterländiſche Geiſt war erwacht, es mußte geſchehen, was er gewollt, er erfüllte ſeine eigenen Orakel und wählte die Prinzeß zu ſeiner Vertreterin. Sie war ſeine Heilige und ſeine Muſe. Auch Einzelnen iſt ſie das geweſen. Die Strenge ihrer Tugend hinderte die ernſten Männer jener Zeit nicht, ſie zur Dame ihres Ritterthums zu wählen. Sie hat manches Schwert geweiht und manchen Sänger und Künſtler begeiſtert. Alle Geſänge Fouqué's ſind nur Kränze um ihr Haupt und alle ſeine hohen Herrinnen und Zauberinnen nur Widerſchein ihres Bildes in ſeiner Phantaſie. Sie war ganz geeignet, um alle Wunder und Wunderlichkeiten ritterlicher Minne wieder ins Leben zu rufen,

und es könnte befremden, daß sie selbst Sinn für dergleichen Spiele gehabt, wenn sie nicht auch dahinein ihren hohen Ernst gelegt hätte. Sie glaubte an den reineren beseligenden Einfluß hoher Ideale, an den rein geistigen und poetischen Cultus, den der Ritter seiner Dame weihte. Gern versetzte sie sich in jene Zeit, ihre Kleidung, ihr Schmuck, ihre Kleinode und Angedenken, ihr Geschmack für Kunst und Literatur trug die Farbe frommen Deutschthums. Mitten in den Einfluß, den sie so entschieden übte, hat ihr guter Genius wie auch ihre äußere Stellung sie vor der Gefahr wie vor dem Vorwurf politischer Einwirkungen bewahrt. Nur auf die Gemüther hat sie gewirkt. „Sie hatte“ wie Strauß von ihr sagt „eine wunderbare Gabe, das äußere Leben mit dem inneren zu durchdringen“ ihren Geist, ihre Seele im Leben darzustellen und im Geringsten was sie that und sagte, immer ihr Bestes Selbst auszusprechen. Es war wie eine geheime Symbolik deren sie sich unbewußt bediente und die durch ihr innerstes Sein sich unverkennbar aussprach. Damals in ihrer heiligen Vaterlandsliebe, so später in der tiefen Frömmigkeit, die ihr Leben immer mehr und mehr durchdrang. Als nun aber das Vaterland sich wirklich erhob, als das Ideal Wirklichkeit war, als das Blut in Strömen floß, auch das ihrer liebsten Brüder, da zeigte sich ihre Größe in ihrer ganzen Wahrheit, sie hielt den Glauben aufrecht und den Glaubensmuth, scheute nicht Noth noch Tod, wo sie helfen und rathen konnte da war sie, besuchte die Kranken und Gefangenen, pflegte die Verwundeten und Sterbenden, besuchte und tröstete die Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal.“

Wir fügen an diese meisterhafte Zeichnung der Gesammtpersönlichkeit der Prinzeß einige Erinnerungen an ihre leibliche Erscheinung. Edda von Kalb schreibt: „Ende des Jahres 1809 kehrte die Prinzessin nach Berlin zurück, und ich erblickte nun

ſtatt der mir früher bekannten, faſt zu üppig blühenden Geſtalt der Jungfrau eine geiſtig durch das Leben gereifte und verſchönerte Frauengeſtalt, in welcher ſich das weiche Jugendgefühl mit dem Ernſt eines religiöſen Gedankenlebens vereinigte und eine harmoniſche Erſcheinung bildete. So erinnere ich mich an einen Tag, wo die Prinzeſſin in ſchwarzem Gewand, das Haupt von ihren braunen Locken umgeben, Perlenſchnüre um den ſchönen Hals erſchien, durch eine ihr liebe Wiederbegegnung erregt, ihr Antlitz in erhöhtem Glanze ſtrahlend. Nie ſah ich ſie ſchöner und dieſer Eindruck ſteht mir in der Erinnerung ſo feſt, daß er durch keinen anderen, wenn auch bedeutenderen hat können verwiſcht werden. Nur als die Treffliche dem Tode ganz erblichen, trat auf dieſe Züge der Abglanz des himmliſchen Lebens und es ſtrahlte dieß ſchöne Antlitz noch herrlicher."

Es wird den Leſern lieb ſein, zu erfahren, wie der Maler, welcher Geſtalt und Züge der Prinzeß durch ſeine Farbe feſthalten ſollte, über ſeine Aufgabe ſpricht: „Aus dem Briefwechſel der Dorothea Schlegel mit Verwandten und Bekannten, der Söhne Veit unter einander" erhalten wir deren Kunde. Philipp Veit, Dorotheens Sohn, ſollte mitten im Siegsjubel des Jahres 1814 die Prinzeß malen. Er ſchreibt im Juli an ſeinen Bruder.

„Fouqué den Du wohl dem Namen nach kennen wirſt und der Dich unbekannter Weiſe herzlich grüßt und liebt, hat mir es verſchafft, die ſchöne Prinzeß Wilhelm zu malen und ich hoffe, ſie wird mir nächſtens einen Tag zur erſten Sitzung beſtimmen. Mit welcher Angſt ich an das Werk gehe, kannſt Du Dir leicht denken; ich vertraue auf des Himmels Beiſtand!" —

Dorothea an ihren Sohn Philipp.

Wien, September 1814.

„. . . ich bitte Dich nichts neues anzufangen, ehe Du mit Gottes Hülfe erſt die große Aufgabe zu Ende gebracht haben

wirſt. Daß ich nicht aufhöre für Dich zu beten, das kannſt Du wohl denken; Du haſt ſehr recht, es eine Bataille zu nennen. Nun, Gottes Hülfe wolle Dich nie verlaſſen! Ich ermahne Dich ja, jedesmal ehe Du zur Arbeit gehſt, Dich der göttlichen Mutter demuthsvoll zu empfehlen, und zu bedenken, daß alle irdiſche Schönheit nur ein Abglanz der Urſchönheit der himmliſchen Königin iſt, zu deren Anſchauen Du einſt zu gelangen berufen biſt und deren Dienſt allein die Seele des gottliebenden Künſtlers geweiht bleiben muß; in deren Schutz Du unaufhörlich von mir und allen Freunden, die Du kennſt empfohlen wirſt. — Laß uns doch aber Theil nehmen an Deiner Arbeit; ſchreibe uns doch mit einigen Worten, wie groß das Bild wird, wie Du die Fürſtin nimmſt: ob ſtehend, ob ſitzend, und wie ſie angezogen iſt; ferner auch welcher Hintergrund? Was hat die Fürſtin für Haar und was für Augen und was für einen Ausdruck. Ich denke ein etwas lichtes, freundliches mit einer Miſchung von Heroismus.“ —

Philipp an ſeine Mutter.

Berlin, 22. October 1814.

„. . . Das Bild der Prinzeſſin iſt vorgerückt und es fehlt nur noch an der fleißigen Vollendung der Nebenſachen. Die Anordnung des Bildes iſt überaus einfach, um das Auge ſo wenig als möglich von der Figur ſelbſt abzulenken; die Kleidung hat ſie ſich ſelbſt gewählt und iſt äußerſt geſchmackvoll im altengliſchen Geſchmack. Bloßes Haar, ein ſchwarzſeidenes ausgeſchittenes Kleid mit kurzen Aermeln und ein äußerſt reicher geſtickter herabfallender Kragen von ihrer eigenen Arbeit. Ich male ſie ſitzend, die Hände im Schooße gefaltet auf einem ſchönen blauen Hintergrunde. Die Handgelenke ſind mit einem ſehr ſchönen goldenen Schmuck geziert. Ihre Geſtalt iſt groß und ſchön, Ausdruck des Geſichts ſo wie Du Dir ihn denkſt.

Braunes geſcheiteltes Haar in großen reichen Locken, die auf den Seiten des Kopfes über dem Ohr ſich in der größten Fülle drängen; blaue, nicht große Augen, eine etwas gebogene Naſe, ein kleiner weicher Mund und das zarteſte Colorit, daß ſich denken läßt, der Contour des Halſes nach dem Nacken und den Schultern läßt nichts zu wünſchen übrig, und Buſen, Arme und Hände ſind voll und im reinſten Ebenmaß geformt. Ihre Worte ſind ſtets ſinnvoll und klar, und man mag ſich ihr gern mittheilen; ſie ſitzt oft und ſo lange ich will, manchmal 2 bis 3 Stunden, ohne daß ſie ſich irgend eine Ermüdung anmerken läßt. Ebenſo bedeutend als ihre eigene Erſcheinung iſt ihre Umgebung; die reichen Zimmer ſind voll der trefflichſten Gemälde, meiſtens Copien nach alten Bildern, unter denen das Rathhaus-Bild (jetzt Dombild) in Cöln den vorzüglichſten Platz einnimmt. Ich habe eine Zeichnung gefertigt, die ich ihr bei der Abreiſe noch ſchenken will. — . . Recht klar iſt ſie mir erſt während eines Geſprächs mit ihr geworden: über einem unruhigen, klippenvollen Meer erſcheint der Regenbogen, nach dem ſich eine Figur hinwendet, die in einem Kahne ohne Ruder umhergetrieben wird. Maria erſcheint in den Wolken in weiten fliegenden Gewändern, über ihrem Haupte der Stern, in ihrer Hand die Friedenspalme; zu beiden Seiten betende Engel mit den Worten: Ave Maria stella, Dei mater alma."

Wir wenden uns von der künſtleriſchen Verklärung der edlen Fürſtengeſtalt zur ſchlichten Wirklichkeit zurück, von den Phantaſien des katholiſchen Malers, der im irdiſch Schönen den Abglanz der Maria ſieht, zum Lebensbilde der evangeliſchen Chriſtin, deren Sinn war, zu dem Herrn zu ſprechen: „vor dir ſonſt nichts gilt als dein eigen Bild." Welche Geſtalt Jeſus in der Prinzeß gewonnen und worinnen ſie den Frauen und Jungfrauen ein Vorbild ſein kann, davon ein Wort zu ſagen, iſt die letzte Aufgabe unſers Buches.

Man hat die Prinzeß eine „geniale Frau“ genannt.*) Der Ausdruck iſt mißverſtändlich. Ihre Größe liegt nicht in der Kraft des ſchöpferiſchen Denkens oder Geſtaltens, ſondern in der Kraft der frommen Hingebung und That. Nicht Geiſtesreichthum, ſondern Charakterſtärke iſt ihre Größe. Ihre Empfänglichkeit für alles gottentſtammte Leben wird ihr das Mittel zur edelſten Lebensfülle. Die Liebe, die Gottes Liebe in ihr geweckt hat, wird ihr zum Antrieb, aus ihrer Fülle mitzutheilen. Dieſe Liebe hebt ſie über die Verſuchung empor, für ſich, in der Stille zu leben, und macht ihr die Erfüllung der Pflicht, die ihr aus Stand und Beruf erwächſt, lieb und leicht. In dieſer Pflichterfüllung iſt darum keine Spur von Tugendſtolz. Wie ſie in der Ausſprache und im Verkehr die ihr angeborne Natürlichkeit bewahrt, ſo erſcheint ihr Geiſtesleben, das ſie durch den Glauben gewinnt, weniger als Ertödtung einer widerſtrebenden denn als Erfüllung einer ſehnſüchtigen Natur. Man kann nicht ſagen, daß im Leben der Prinzeß die Natürlichkeit durch das Geiſtlichwerden je gelitten habe. War ſie von Geburt an im beſondern Sinne, was Goethe als etwas Großes anſieht, eine „Natur“ — die Neugeburt aus dem Geiſt hat ihr die Natur nicht genommen, ſondern geheiligt. Wir haben die Prinzeß am genauſten aus ihren Briefen kennen gelernt — wie natürlich zeigt ſie ſich da! Sie war eine ungewöhnlich fleißige, wir ſagen beſſer: treue Briefſchreiberin. Dem ſehnlichen Flug ihrer Liebe folgte die gewandte Feder. Sie hatte eine leichte, gefällige Handſchrift. Wenn die Zeit kurz war und die Briefſchuld groß, wenn ſich die treue Freundin um Mitternacht noch niederſetzte, um ein befreundetes Gemüth mit ihrem Gruß zu erquicken, dann flog die Hand immer ſchneller und faſt zerfloß

*) In einem Aufſatz im Jahrgang 1875 der Weſtermannſchen Monatshefte von Frühauf.

die fließende Schrift. Aber dem geübten Auge entgeht kein Wort, und der sich versenkende Geist möchte kein Wort verlieren. Und das Schönste an den Briefen der Prinzeß ist, daß sie nie einen „schönen Brief“ geschrieben hat. Sie nimmt sich nicht vor, geistreich zu sein, sie deutet keine Stimmung sentimental aus — sie schreibt, wie sie im Grunde ist — aufrichtig ihre Schwäche bekennend, demüthig Gottes Gnade preisend, warm an die Menschen hingegeben, fragend nach all den Lieben, von denen sie Kunde haben möchte, berichtend von denen, welche ihr gerade nahe sind, und indem sie erzählt, was sie Geistiges und Geistliches gelesen und erlebt, wird sie, ohne daß man je eine verstimmende Absicht merkte, erzieherisch und seelsorgerlich. Das Beste, was sie hat, theilt sie mit, indem sie sich giebt, wie sie ist.

Nach der ganzen Art ihres Christenglaubens, der nicht weltflüchtig, sondern weltverklärend wirkte, hat sie kein edel menschliches Lebensverhältniß gering geachtet und gebrochen, sie hat jedes in ihrem Werth erkannt und bis ans Ende bewahrt. Mit ungewöhnlicher Kraft lebte in ihr die Liebe zur Heimath. In dieser Liebe hat sich die irdische und himmlische Heimath wundersam berührt. Sie war dem Boden treu, auf dem ihre glückliche Kindheit geathmet, sie blieb auf dem Grunde, der den Anker ihres Lebensschiffleins ewig halten konnte. Wenn sie die Bergeshöhe wieder sah, vor der Homburg liegt, erklang die Harfe ihrer Seele im Psalmenton, der sich zu den ewigen Bergen Gottes aufschwang. Und wenn Gottes Wort und Geist, Gottes Schickung und Züchtigung ihre Seele am tiefsten ergriff, sehnte sie sich heim, an die Stätte, wo sie die Anfänge der Gotteskindschaft bei Vater und Mutter verlebt. Ein Paradies auf Erden erschien ihr das Leben auf den Pfaden ihrer Kindheit. Es war ihr zugleich Ahnung, Verheißung, Vorschmack des himmlischen Paradieses.

Eine beſſere Tochter als die Prinzeß war mag ſelten gefunden werden. Die kindliche Hingabe, die begeiſterte Liebe, die hohe Bewunderung, die ſie für ihren Vater bis zu ſeinem Tode und bis in ihr gereiftes Leben empfindet, hat etwas tief ergreifendes. Freilich ward in dieſem Verhältniß die ſtrenge Pflicht der Tochter durch die innigſte Übereinſtimmung mit dem Sinne des Vaters erleichtert. Größer erſcheint darum ihre Liebe zur Mutter, denn hier fehlt dieſer Zuſammenklang. Die Mutter war in den ſchwerſten Jahren des Vaterlandes, in welchen die Tochter ſchon im tiefſten Gemüthe mit heiliger Entrüſtung ſich gegen Napoleon auflehnte, voll Bewundrung für den Zwingherrn. Während die Mutter dem Erfolge ihre Huldigung nicht verſagen konnte, traute die Tochter dem ſtarken, gerechten und barmherzigen Gott, der in der Weltgeſchichte ein Weltgericht hält und Könige ſtürzt und Könige emporhebt, daß er der Zwingherrſchaft ein Ende ſetzen werde. Die Mutter liebte den Glanz, die Tochter, die ſelbſt nach der Schlichtheit des Lebens verlangt, gewinnt es über ſich, von allem, was ſie Glänzendes erlebt, der Mutter unterhaltende Mittheilung zu machen. Die Briefe, welche die Tochter in ununterbrochener Reihe von ihrer Vermählung an bis zum Tode der Mutter und obendrein in einer ihr unlieben Sprache geſchrieben, zeugen von einer ehrerbietigen, opferbereiten, unermüdlichen, dankbaren und zärtlichen Kindesliebe, die wir nicht ohne Bewunderung anſchauen können.

Mit dieſer Kindesliebe wetteifert an Wärme die Liebe zu den Geſchwiſtern. In einem ſo großen Kreiſe von Eltern und Geſchwiſtern bilden ſich Gruppen derjenigen, die durch das Alter oder Gemüthsart einander näher ſtehen. So hat die Liebe der Prinzeß zu den jüngſten Brüdern, Ferdinand und Leopold, etwas beſonders Zärtliches, faſt Schwärmeriſches. Aber der Drang ihrer Liebe geht dahin, jeden Bruder, jede Schweſter

im Innerſten zu erkennen und völlig zu gewinnen. Und indem ſie an der Eigenthümlichkeit jedes Einzelnen ihre beſondre Freude hat und nach allen Seiten hin Liebe ausſtrömt, um Liebe zu empfangen, wird ihr geſchwiſterlicher Beſitz ſo mannigfaltig und ſo reich, daß auch uns, die wir im Geiſt in den Kreis hineintreten, von der Fülle etwas zufällt. Wir leſen die Briefe und ſind Zeugen des Wiederſehens, wir vernehmen die Sorge und lauſchen der Fürbitte, wir trauern an den Krankenbetten und den Gräbern und jubeln über Geneſung und Vollendung, und finden das alte Bibelwort wundervoll beſtätigt: „Siehe, wie fein und lieblich iſts, daß Brüder — und Schweſtern — einträchtig bei einander wohnen!“

Aus dem Elternhauſe in das Haus des Gemahls geführt — wie herrlich hat ſich die Prinzeß als chriſtliche Ehefrau bewährt! Schleiermacher ſchrieb in den Tagen der tiefſten Erniedrigung Preußens: „Die allgemeine Auflöſung iſt ſchrecklich, und man ſieht von allen Seiten einen Abgrund von Niederträchtigkeit und Feigheit, aus welchen nur wenige einzelne, unter ihnen obenan der König und die Königin hervorragen.“ Welch ein Segen, daß bei dem frühen Hinſcheiden der Königin Luiſe die Prinzeß Wilhelm am königlichen Hofe die edelſte Frauenwürde darſtellte und daß ſie der Königin Eliſabeth den Weg bereitete! Es iſt ein Unheil für den Hof, das tief ins Volksleben hineinwirkt, wenn einem Fürſtenhauſe die hohe Frau fehlt, welche das alte Wort von den Frauen neu bewährt: „daz vröüwen an in ist bekant, des sint sie vrouwen genant!“ Etwas Sonnenhaftes hat die fromme Fürſtin für das Land. Es geht von ihr ein Freudenſchein in alle Kreiſe des Volks und eine milde Wärme, die edles Leben weckt. Unſittliches und unedles Treiben wird zurückgeſcheucht, das Schönſte und Beſte wagt ſich hervor. Der Ton der Geſellſchaft, die Feier der Feſte, die Wohlthätigkeit, die Kirchlichkeit — alle dieſe edlen Lebens-

formen werden von der Frau, die den Thron einnimmt oder ihm nahe ſteht, beeinflußt. Solchen Einfluß hat, ohne Abſicht, durch ihr bloßes Daſein die Prinzeß Wilhelm reichlich geübt. Ihre Ehe kam nicht zu Stande durch eine „wilde, ſchwärmende Sinnesübermeiſtrung“ — ſie hat ſich bewährt als eine „milde, wärmende haltende Begeiſtrung“. Denn ſie ward von Anfang an mit der ganzen Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Ehe, mit der ganzen Willigkeit zur Selbſtverleugnung im Zuſammenleben, mit der ganzen Zartheit erfreuender und mit der ganzen Treue unvergänglicher Liebe geführt. Und die Kinder, die dieſer Ehe entſproßten, waren in die ganze Wärme frommer Mütterlichkeit hineingeborgen, welche die Gabe Gottes, die Söhne und Töchter, Gott zum ewigen Leben zurückgeben möchte.

Die Vaterlandsliebe, welche die Prinzeß bewährt hat, ſtellt ſie neben die herrlichſten Frauengeſtalten der deutſchen Geſchichte. In den älteſten Kämpfen der Deutſchen mit den Römern, von welchen wir Kunde haben, wird an den deutſchen Frauen der Muth gerühmt, der lieber ſterben als Schande tragen will, der die fliehenden Männer in den Kampf zurücktreibt. Nun hat zwar die Prinzeß Wilhelm das einmüthige Lob, daß ſie ſich nicht in die Politik miſchte. Aber mit dieſem Lob iſt das andre verbunden, daß ſie mit den Männern der patriotiſchen That die hohe Geſinnung theilte. Stein und Blücher, um nur dieſe beiden zu nennen, den muthigſten Staatsmann und den kühnſten Heerführer, ſind ihr in ehrfürchtiger Bewunderung ergeben. Denn die herrlichſten Gedanken von der Zukunft des Vaterlandes, die Stein zu verwirklichen ſuchte, ſind auch ihre Begeiſterung, und daß Blücher den Krieg gegen Napoleon nur mit der Einnahme von Paris geendet ſehen wollte, das war wie der Sinn des Prinzen, der am Montmatre im Vorderkampfe ſtand, ſo der Sinn der Prinzeß, die daheim im königlichen Schloſſe betete. Sie hatte in politiſchen

Dingen einen hellen Blick. Die heiße Vaterlandsliebe machte sie sehend. Und diese Vaterlandsliebe bewährte sie nicht im Krieg und Sieg allein. In Ruh und Frieden stand sie voran, deutsche Geschichte und Sitte, deutsche Häuslichkeit und deutsche Poesie, alle gute deutsche Art zu hegen und zu pflegen.

Endlich: Kraft und Weihe zu allem persönlichen, häuslichen, deutschen Leben hatte sie von ihrer christlichen Frömmigkeit. Wir haben gesehen, wie einfältig ihr Glaube, ihre Hoffnung, ihre Liebe war. Sie stellte in ihrem Leben das Neue dar, das mit der Wiedergeburt des deutschen Volks in Noth und Errettung zur Geburt gekommen war: die Zurückkehr zur Bibel, zu Christus, zum Glauben. Aber dies Neue hatte bei ihr nichts Übertriebenes und nichts Treiberisches, nichts von Überhebung und Verachtung. In der neuen Liebe und dem neuen Leben hatte sie das lebhafte Verlangen, mit andern frommen Menschen Gemeinschaft zu halten, Kohle an Kohle, damit das Feuer nicht auslösche. Aber aus dieser Gemeinschaft bringt sie keinen gläubigen Modeton mit: der Ausdruck ihres religiösen Lebens bleibt die lauterste Einfalt. Und während sonst wohl ein neues Glaubensleben in der Sucht nach besondern Fündlein der Erkenntniß und Formen der Erbauung sich verirrt, war die Prinzeß mit ihrem gesunden Glauben auf die Besserung des eignen Lebens, die Erquickung der Nächsten und die Heilung der Schäden gerichtet. Ihr Glaube war in der Liebe thätig. Und die Wege dieser thätigen Liebe, welche sie einschlug, blieben in den Schranken der edelsten, zartesten Weiblichkeit.

Nicht eine geniale Frau haben wir kennen gelernt, aber eine gute, eine christliche, deutsche, häusliche, barmherzige Frau. Wäre ihre Eigenthümlichkeit eine über die Menge hervorragende Genialität, wir könnten zum Anstaunen ihrer Erscheinung, aber nicht zur Nachfolge in ihren Wegen ermuntern. Weil aber ihre

Eigenthümlichkeit in dem Gutſein liegt, das Chriſtus von allen ſeinen Jüngerinnen erwartet, in ihrem Glauben und in ihrer Tugend, ſo darf ſie den Frauen als Vorbild hingeſtellt werden, damit auch ſie aus dem verborgenen Menſchen des Herzens alles, was eine Tugend und ein Lob iſt, herauswachſen laſſen. Und ein Vorbild iſt ſie für die Frauen aller Stände, weil ihre Trefflichkeit in der edlen, geheiligten Weiblichkeit liegt, die gottlob an keinen Stand gebunden iſt. Wäre die Prinzeß bürgerlich geboren geweſen, ſie wäre eine Fürſtin unter den Frauen geworden. Einem berühmten Fürſtengeſchlecht entſproſſen, blieb ſie unter den Fürſtinnen — eine Frau.

Nachweis der Quellen.

Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß die Quellen, aus welchen das Buch schöpft, die Tagebücher und Briefe sind, welche die Prinzeß Karl von Hessen mir mitgetheilt hat, außerdem habe ich mit großem Dank auch aus andrer Hand eine beträchtliche Correspondenz empfangen, manches ist von betheiligten Personen oder ihren Nachkommen mir mündlich oder schriftlich mitgetheilt worden. Der Briefwechsel der Prinzeß Wilhelm mit Stein findet sich in Pertz Leben Steins Quelle. Einiges habe ich dem sehr werthvollen Buch des Oberschulraths Schwartz „Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg und seiner Familie" 3 Bände Rudolstadt. Das Wenige, das ich noch zu bemerken habe, geb' ich nach den einzelnen Capiteln.

I. Den Briefwechsel der großen Landgräfin hat in 2 Bänden der Oberhofbibliothekar Dr. Walther in Darmstadt bei Braumüller in Wien herausgegeben.

II. Die Nachrichten über die Eltern siehe bei Schwartz Bd. I.

III. Der Briefwechsel zwischen Bräutigam und Braut, auch der Briefwechsel zwischen Tochter und Vater zum Theil bei Schwartz Bd. III.

V. Einiges aus dem Briefwechsel an den Vater schon bei Schwartz Bd. III.

VI. Der Conflict des Prinzen Leopold bei Schwartz Bd. III.

XI. Was über die Geschwister gesagt ist, findet sich bei Schwartz Bd. III.